



***Den Evakuierten, den Flüchtlingen und Vertriebenen  
und denen,  
die ihnen das Einleben in Wattenbek erleichterten***

***Das  
Wattenbeker Lesebuch***

## Impressum

Herausgeber: Volker Heidemann, Wattenbek

© Autorinnen, Autoren und Herausgeber

Der Herausgeber hat sich vergeblich bemüht, die Inhaber der Luftaufnahmen-Urheberrechte ausfindig zu machen. Sollten bestehende Rechte unabsichtlich verletzt worden sein, so bittet der Herausgeber, sich mit ihm in Verbindung zu setzen.

Redaktion, Satz, Layout: Volker Heidemann

Druck: Pro BUSINESS Verlag book on demand

2. Auflage, Wattenbek 2015



50 Pfennig für eine tote Kreuzotter .....	173
Anonyma: Krieg und Vertreibung .....	175
Otto Gisiger: Meine Flucht .....	181
Behelfsheimsiedlung Wattenbek .....	184
Behelfsheime vom Deutschen Wohnungshilfswerk .....	190
Klaus Ehmsen: Die Henne Schwarzkopf / Kartoffelernte .....	196
Wolfgang Koperski: Geburt im Kalten .....	198
Behelfsheim 3a - nach einem Interview mit Irmgard Bauch .....	199
Angela Pantaenius erinnert sich .....	204
Im Namen des Volkes? Felddiebstahl .....	207
Sonderbucher Spießer .....	212
Helga Günther: Flucht aus Pommern bis nach Wattenbek .....	222
Ein Franzose kehrt nach Wattenbek zurück .....	224
Heinrich Vehling .....	228
Karin Asmussen: Erinnerungen an meine Kindheit in der Nachbarschaft zu Wattenbek .....	232
Bernd Grewes Erinnerungen an Sauerbergs Kolonialwarenladen .....	236
Gürtelrosen in Wattenbek .....	237
Morgen gibt es Quark .....	237
Sitzordnung beim Vogelschießen .....	237
Volker Techows Schleup .....	238
Margrit Glaus: Erlebnisse mit Bewohnern des Serbenlagers nach dem Kriege .....	241
Personalausweise von der Gemeinde Wattenbek .....	242
Margarete Plöger: Ein ganzes Leben in Wattenbek .....	243
Wattenbeks letzter Nachtwächter .....	246
Wolfgang Koperski: Tannenbäume .....	248
Organisierte Eigenleistung beim Häuserbau – am Beispiel Kieler Kamp 29-39 .....	250
Was ist denn das? Kunst am Wattenbeker Straßenrand .....	252

Schleischwimmer .....	262
Fünfmal „La Cucaracha“ – die Fahrbücherei in Wattenbek.....	264
Susanne Stökl: Fahrbücherei in Wattenbek .....	270
Karin Theens: Glück gehabt .....	273
Elke Wegener: Stapellauf der „Ernst Blumenfeld“ in Hamburg am 29. September 1951 .....	275
Schlesierstraße .....	278
Karin Theens: Der Esel in Wattenbek .....	281
Kater Tintus' trauriges Ende .....	283
Butterfahrten .....	284
Frau Plögers Dackel .....	288
Sigrid Sörensen: Unser Stammtisch in der RäucherKate .....	289
Erna Schermer: De Danneboom .....	291
Heinz Sauerberg erinnert sich .....	292
Nachwort .....	301
Danksagungen .....	302

## ***Vorwort des Herausgebers***

In diesem Buch finden Sie Texte von Wattenbekerinnen und Wattenbekern über Flucht, Vertreibung, Bombardierung und Evakuierung. Die Texte waren der Anlass für dieses Buch.

Der Seniorenclub „Mach mit!“ hat sie ab 2001 gesammelt, damit das traurige Kapitel unserer Geschichte nicht der Vergessenheit anheimfällt. Inzwischen sind einige Angaben aus dieser Zeit auch schon wieder Geschichte und einige Verfasserinnen und Verfasser leider verstorben.

Als man mich 2006 bat, die Berichte zu bearbeiten und zu publizieren, stellte ich fest, dass ein Buch nur damit kaum zu ertragen ist. Man würde es nicht erwerben, nicht verschenken wollen, und so würden die Berichte letzten Endes dann doch vergessen.

Deshalb möchte ich nun mit dem „Wattenbeker Lesebuch“ auch viele andere Ereignisse in unserem Ort erwähnen, die es wert sind, nicht vergessen zu werden – geschrieben oder berichtet von jetzigen oder früheren Bewohnern Wattenbeks, aber auch von außerhalb Wohnenden.

Manche Texte sind nur kurze Erinnerungssplitter, aber aufschlussreich und daher erwähnenswert.

Es finden sich auch lesenswerte Texte über persönliche Erlebnisse, die als einzigen Bezug zu Wattenbek haben, dass die Verfasser hier geboren wurden oder hier wohnten oder wohnen.

Da gibt es vielerlei, von Liebesgeschichten über Tiergeschichten bis zur Glosse.

Und wie in jedem Lesebuch, findet man auch in diesem Gedichte, sogar auf Platt – ohne Garantie für die Rechtschreibung.

So entstand eine Mischung von Traurigem, Besinnlichem, Wissenswertem, Erstaunlichem bis zu Heiterem und – wie ich meine – ein für Wattenbeks frühere und heutige Bewohner unterhaltsames und interessantes Buch.

Volker Heidemann, Wattenbek im September 2014

Volker Heidemann

## ***Der Wattenbeker Stab – ein einzigartiger, unvergleichlicher Fund***

( eine gekürzte Fassung meines Artikels im Jahrbuch 2012 für das ehemalige Amt Bordesholm)

Dieser 65 cm lange Stab wurde 1952 beim Torfstechen im Wattenbeker Teil des Dosenmoors gefunden. Bearbeitet wurde der Fund von Hans Hingst, dem Leiter des Landesamtes für Vor- und Frühgeschichte in Schleswig-Holstein, Schloss Gottorp (heute Gottorf).

Hingst beschrieb den Wattenbeker Stab in einer mehrseitigen Abhandlung in der archäologischen Fachzeitschrift OFFA, Heft 12, 1953 und ließ dazu eine Zeichnung und eine Umzeichnung des Stabs anfertigen:

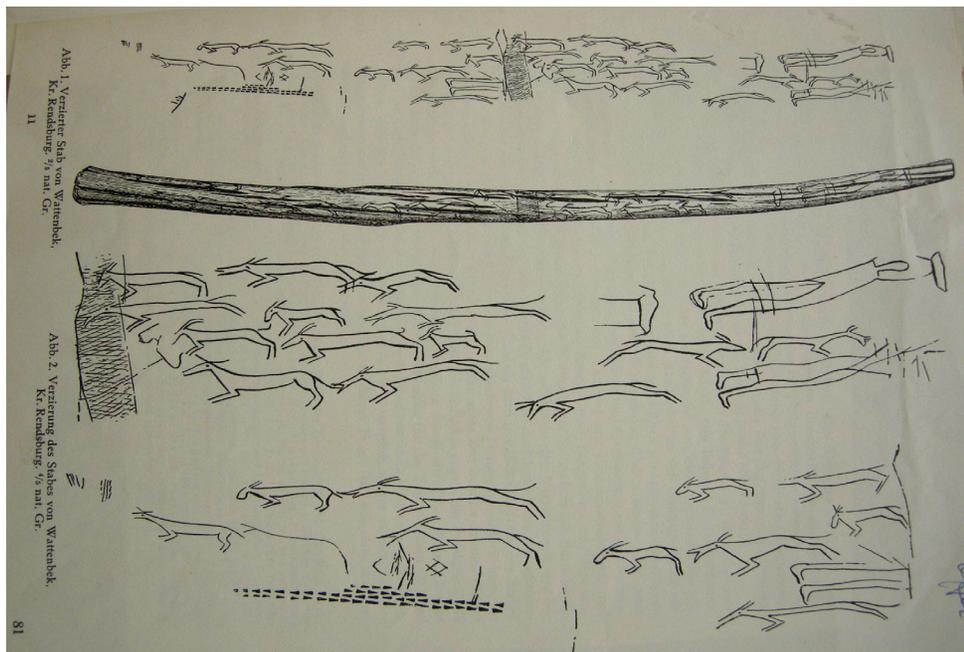


Abb. 1 Umzeichnungen des Wattenbeker Stabs

In einer kurzen Notiz in Germania 31, 1953 Heft 3/4 schrieb Hingst:

*„Auf dem Stab war eine lebendig wirkende, naturalistische Jagdszene eingeritzt. Gehörnte Tiere werden anscheinend von Hunden gehetzt. Gittermuster und zwei relativ sehr große Menschenfiguren begrenzen die Jagdszene.“*

In der OFFA-Veröffentlichung heißt es unter anderem:

*„Die geglättete Oberfläche des Stabes deckt ein Fries aus sehr geschickt eingeritzten laufenden Tieren und stehenden Menschen. ... Eine sichere Klassifizierung der Tiere scheint mir nicht vertretbar zu sein. Weder die Tierdarstellungen als Ganzes noch Andeutungen von Ohren bzw. von Hörnern am Kopf geben dafür verwertbare Anhaltspunkte.“*

Hingst fragte auch den Heidelberger Völkerkundler Dauvel und den Vorsitzenden des Jagdverbandes Schleswig-Holstein, Kreisgruppe Schleswig, Jessen, wie sie die Darstellung interpretierten. Dauvel meinte, es handle sich um einen Botenstab mit der Darstellung einer Netzjagd und primitiven Zahlzeichen (die 53 Kerben), zu dem ihm in der Völkerkunde keine Parallelen bekannt seien.

Auf einem Schreiben von Jessen notiert Hingst:

*„Jessen deutet das Gitternetz auf dem Stab von Wattenbek als Netz einer Jagdszene (Netzjagd). Das Netz ist von der Tierherde durchbrochen und einer der Posten am Netz unter dem Netz liegend dargestellt. Nur die Beine sind sichtbar.“*

Jessen bildet 1958 in seiner Jagdgeschichte Schleswig-Holsteins die Zeichnungen des Stabs kommentarlos ab, erwähnt aber im Abbildungsverzeichnis dazu: *„Netzjagddarstellung auf dem Jagdstock aus Wattenbek, Kreis Rendsburg, Haselstock mit eingekerbten Menschen, Tieren und Netz (um Chr.)“*. Wie er auf die Zeitangabe kam, ist nicht zu ermitteln, seine Schätzung kam dem wirklichen Alter schon ziemlich nahe.

Ruth Blankenfeldt, Zentrum für Baltische und Skandinavische Archäologie und Eisenzeitspezialistin schrieb mir:

*„Was meines Erachtens den Wattenbeker Stab so besonders und beeindruckend macht, ist die Vielzahl der Figuren und die Tatsache, dass man den Eindruck einer dynamischen, szenischen Darstellung bekommt. Szenische Darstellungen sind aus diesem Zeitraum eigentlich so gut wie gar nicht bekannt. Die hochwertigen metallenen Arbeiten aus Bunt- und Edelmetallen zeigen zwar zum Teil auch mehrere Figuren nebeneinander, diese wirken allerdings recht steif und aufgereiht. ... Zudem ist bei dem Wattenbeker Stück die Dynamik einer anscheinend weglaufenden Tierherde bemerkenswert. Aus späteren Zeiten wissen wir, dass solche Szenen, die mit der Jagd verbunden werden können, auch als Herrschaftssymbolik verwendet wurden – dies trifft aber meiner Meinung nach nicht auf Ihren Stab zu, hier ist, glaube ich, der ‚Künstler‘ von der Tierherde eher fasziniert oder umgibt sich täglich mit ihr, sodass er dieses Motiv wählte.“*

Dass wir überhaupt Vergleiche mit anderen Funden aus derselben Zeit anstellen können, verdanken wir dem Wattenbeker Volker Weber. Auf seine Initiative hin wurde 2005 das Alter des Stabs von der Universität Kiel nach der C14-Methode festgestellt: 221 n. Chr. Ihm gelang es auch, den Stab 2006 für eine Wattenbeker Ausstellung in der Bordesholmer Heimatstube auszuleihen. Nun erst wusste man, dass der Stab in der ersten Hälfte des dritten Jahrhunderts bearbeitet worden war, also in der Eisenzeit oder der römischen Kaiserzeit.

Andere Funde aus dieser Zeit mit Tierdarstellungen sind der Stab von Vimose, Käämme aus dem Ostseeraum und ein Nydamboot. Der Stab von Vimose stammt aus einem Opferplatz bei Odense, ist nur 35 cm lang und mit einem einzigen, ziemlich statisch gestalteten Tier versehen. Auf gleiche Weise sind die Käämme verziert und das Tier auf dem Nydamboot sieht aus, wie von einem dreijährigen Kind gezeichnet. Also gibt es aus dem 3. Jahrhundert nichts mit dem Wattenbeker Stab Vergleichbares.

Erst 200 Jahre später wurde auf dem Schemel von Wremen sehr gekonnt eine Jagdszene dargestellt: Ein Hund springt auf einen Hirsch, eine Runeninschrift wird mit „Hirschschädigung“ gedeutet. Doch auch davon hebt sich die dynamische Gestaltung des Watten-

beker Stabes durch die große Anzahl von 24 Tieren und zwei menschlichen Gestalten ab.

Auch der von Archäologen herbeigeführte Vergleich des Wattenbeker Stabs mit dem von Hemdrup in Jütland zeigt nur, dass es nichts Vergleichbares gibt: Dieser steckte senkrecht im Moor und wird daher als Schamanenstab angesehen, er ist 600 Jahre später entstanden, zeigt neben zwei Runeninschriften vier rattenähnliche Tiere, eine menschliche Figur und einen Dreipass.

Am Hemdruper Stab lässt sich exemplarisch zeigen, dass selbst dieser Fund mit Inschrift völlig unterschiedlich von Archäologen und Ethnologen interpretiert wird: 1951 war es ein Hirtenstock mit Besitzernamen, 1971 Dänemarks ältestes Liebesgedicht, 1976 ein Botschaftsstab im Krieg und 2001 schließlich der Stab einer Schamanin, mit hundeähnlichen Geistwesen als Helfern. Und was bedeutet das für

### ***Interpretation und Gebrauch des Wattenbeker Stabes?***

Da es keine schriftlichen Zeugnisse aus dieser Zeit und dieser Gegend gibt, muss man akzeptieren, dass alle Deutungen spekulativ bleiben, so reizvoll sie auch sein mögen. 22 Tiere stürmen in die eine Richtung, zwei in die andere. Einige haben Hörner und kürzere Schwänze, andere aufgerissene Mäuler und längere Schwänze, in der Mitte die Gitterstruktur kann ein Netz darstellen, dessen Spann-



Abb. 2 In nat. Gr. gezeichnete, korrigierte Zeichnung d. Verf. nach Fischer

seile gerissen sind. Es scheint eine Netzjagd dargestellt zu sein. Vielleicht gehören auch die Beine am Netz wirklich dem umgestürzten, unter das Netz geratenen Netzposten? Was mag die eine Gestalt über dem Kopf halten? Ist es eine Schale? Und die zweite Figur? Ist sie unfertig oder so gewollt und fuchtelte mit den Armen? Ist das selt-

same Gebilde zu Füßen der einen Figur ein Vogel? Und die 53 Kerben? Stehen sie für Tiere, die erlegt wurden oder die der Hirte besaß oder für Tage, die er hütete? Wir werden das nie wissen.

Unsicher bleibt daher auch, wozu der Stab diente. Gegen Kult- oder Weihestab spricht, dass es sich um einen Einzelfund handelt. Ein Botenstab, um jemandem die Zahl 53 zu übermitteln, wäre nicht so aufwändig gestaltet worden. Hirtenwurfstöcke sind an einem Ende verdickt, um größere Wucht zu erzielen. Da sie angeblich entweder nach Vieh oder in Bäume nach Eicheln geworfen wurden, wäre das Verlustrisiko für einen derart verzierten und damit wertvollen Stab viel zu groß gewesen. Mir scheint es eher ein Hirtenstock zum täglichen Umgang mit Weidetieren gewesen zu sein, von seinem Besitzer liebevoll ausgeschmückt.

### ***Holzart und benutztes Werkzeug***

Am 9. Mai 1953 wollte Hingst an der Fundstelle eine Torfprobe für eine Pollenanalyse entnehmen. Der Torfstich stand aber inzwischen unter Wasser. Zufällig wurde an diesem Samstag in nur 10 m Abstand von der Fundstelle Torf gestochen. Nach Finder und Torfstechern war die Schichtung in der benachbarten Grube gleich der am Fundort und Hingst entnahm eine Torfprobe, die er im Botanischen Institut der Universität Kiel abgab. Danach schrieb er an das Institut, er habe einen Eibenstab aus der Vorzeit erhalten und bat um Pollenanalyse, um das Alter des Stabs festzustellen.

Nach der pollenanalytischen Untersuchung des Instituts unter Professor Overbeck war die Fundschicht aus dem Mesolithikum und er war brennend daran interessiert, das Holz des Stabes zu untersuchen, da die Eibe für diese Zeit hier noch nicht nachgewiesen worden war. Er bat um einen kleinen Splitter des Stabs und bekam ihn. Im Februar 1954 schreibt er dann:

*„Zu meiner großen Enttäuschung war es kein Eibenholz, sondern mit größter Wahrscheinlichkeit Hase!“*

Er hat das auch noch einmal überprüft und nicht revidiert.

Bei meinen Versuchen, den Stab nachzuarbeiten (eine Kopie ist wegen des Holzwuchses und der Risse unmöglich), zeigte sich, dass dies nur mit einem Messer mit scharfer Spitze möglich ist. Die erhaltenen Messer aus der Eisenzeit hatten ziemlich lange Klingen und mit Messern dieser Klingenslänge kann man diese Schnitzereien nur ausführen, wenn man den Stab einspannt und beidhändig arbeitet oder wenn man die Klinge umwickelt und mit einer Hand tief fasst – was wohl eher der Fall gewesen sein dürfte. Möglicherweise gab es aber auch in der Eisenzeit kleinere Messer, die mangels Masse schneller wegrosteten und nicht erhalten sind.



Abb. 3 Nachschöpfung des Verfassers mit korrigierter Umzeichnung

### ***Die Ermittlung des wahren Finders und der Fundstelle***

Als der Stab 2006 zur Wattenbeker Jubiläumsausstellung gezeigt wurde, versuchte ich, noch etwas über den Finder zu erfahren, der ein solch guter Beobachter war, dass er das Besondere an einem torfverschmierten Stecken entdeckte und ihn nicht zum Brennmaterial legte.

Laut der Wattenbeker Chronik, die sich auf Hingsts OFFA-Publikation bezog, war es ein Herr Hansen aus Mühbrook. Die Hansens, die damals dort wohnten, hatten nie etwas von einem derartigen Fund gehört.

Als ich das Archäologische Landesmuseum um Hansens Vornamen bat, erhielt ich per E-Post die Auskunft, es sei gar nicht Hansen gewesen, sondern ein Bauer Martens aus Mühbrook, dessen Vornamen man nicht habe, der aber das Objekt seinem Neffen Werner Pilgramm, (Klavier-)Lehrer in St. Michaelisdonn aber auch in Neu-

münster übergeben habe, Hansen sei falsch und dürfte auf ein Versehen von H. Hingst zurückgehen, der diesen Namen in einer kurzen Veröffentlichung nennt). Meine Telefonrecherche nach Pilgramms in Michaelisdonn und Neumünster war erfolglos.

Auf Nachfrage bei Bauer Harder in Mühbrook erfuhr ich, dass es dort nie einen Bauern Martens gegeben hatte.

Zufällig war ich gerade mit dem Layout von „Wattenbek – damals und heute“ beschäftigt und schrieb den Bildtext zu einem Foto von Bauer Karl Martens aus Wattenbek. Martens' Tochter Karla sagte mir, dass sie 1952 im Moor noch Torf gestochen hätten. Sie wusste nicht mehr genau, wo und meinte, die Parzellen an die Stiftung Naturschutz SH verkauft zu haben. An einen Klavier spielenden Vetter Werner erinnerte sie sich nicht, meinte aber, eine sehr große Verwandtschaft im Flintbeker Raum gehabt zu haben.

Da ich annahm, dass Martens den Stab in seiner Parzelle fand, versuchte ich diese zu ermitteln. Hingst hatte die Stelle so angegeben: etwa 250 m südlich des heutigen Moorrandes und 1,1 km östlich der Eisenbahn Neumünster-Kiel. Dabei ist zu bedenken, dass

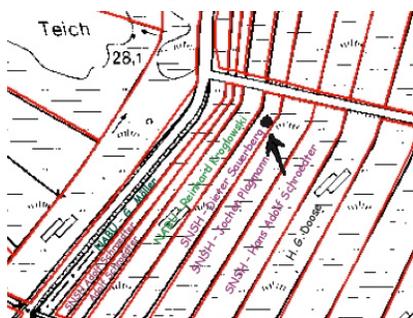


Abb. 4 vermuteter FO in Liegen-  
schaftskarte

die Parzellen nur um die 10 m breit sind und der Bahndamm auch keine exakte Linie darstellt. Die beiden bei der Archäologischen Landesaufnahme vorliegenden Skizzen zum Fundort waren keine Hilfe. Ich markierte die Stelle nach Hingst in einem Mess-  
tischblatt und fragte bei der Stiftung nach. Hilfsbereit schickten sie mir eine viel genauere Liegen-  
schaftskarte mit

ihren Parzellen, in der ich die angenommene Fundstelle markierte. Von der Stiftung und vom NABU in Neumünster erhielt ich die Namen der Vorbesitzer mehrerer Parzellen in der nächsten Umgebung des vermuteten Fundortes: Es waren weder Martens noch dessen Tochter dabei.

Weitere Versuche über NABU, SNSH, Katasteramt, das Amt und das Grundbuchamt und einen Notar, die Parzelle von Wilhelm Stabe

– Hedwig Stabe – Karl Martens – Karla Martens – Karla Kühl oder Karla Weiland zu ermitteln, blieben erfolglos, niemand wollte Hunderte von Kaufverträgen durchsuchen – und mich ließ man nicht wegen des Datenschutzes.

Ich hatte aufgegeben, bis ich eines Tages mit Landwirt Techow darüber sprach. Der war sich gleich ziemlich sicher, dass Martens' Tochter an Landwirt Wulff verkauft hatte. Zwei Wochen später brachte mir Frau Wulff die Unterlagen mit den Parzellen von Martens. Trotz meiner bisherigen Erfahrungen mit den Daten aus Schleswig schien mir eine Abweichung von 300 m nach Osten ziemlich viel und der unbekannte Klavierlehrer ging mir nicht aus dem Kopf. Um ganz sicher zu sein, dass es Martens war, wollte ich in Schleswig alle Unterlagen einsehen. In der Ortsakte von Wattenbek studierte ich den gesamten Schriftwechsel von Hingst. Ich entdeckte, dass der Neffe des Finders Werner *Pilgrim* und nicht *Pilgramm* hieß (Hingst schrieb immer *Pilgrimm*) und dass der Finder bis zur Entnahme der Torfprobe am 9.5.53 Martens war, danach nur noch Hansen. So muss er sich Hingst damals vorgestellt haben, denn der Strich in seinem Stenoprotokoll von der Entnahme „*gefunden von Herrn Ms...*“ das Ms durch und schrieb *Hansen?* darüber. Und dann gab es Hingsts Fotos von den beiden Torflöchern ohne Nennung der abgebildeten Personen.

Nach seinen Notizen waren der Finder und sein Neffe anwesend. Mit dem richtigen Namen *Pilgrim* stieß ich in Neumünster sofort auf Egon Pilgrim, den Bruder des Klavierlehrers. Der hatte den Stab selber in der Hand gehabt. Er war als Bäckermeister der einzige mit Auto und besorgte die Transporte ins Moor und zurück.

Er erkannte seinen Onkel (rechts im Bild stehend) und seinen Bruder (mit Hut) auf dem Foto. Der Onkel und Finder hieß Waldemar Martens, Schneidermeister aus Neumünster, der damals bei seinen Schwiegereltern Steenfatt in Mühbrook wohnte (heute An der B 4 Nr. 9) und für diese Torf stach.

Als dann Heinz Sauerberg in der Grube Reinhard Krogowski erkannte, war klar, dass die Fundstelle (+1) östlich davon in der Parzelle Sauerberg lag, denn die Aufnahme wurde Richtung Fiefharrie Hös gemacht. Diese Stelle ist tatsächlich 1,1 km von der Bahn und 250 m vom Moorrand entfernt, genau so hatte ich sie auch in der Liegenschaftskarte eingetragen – nur konnte man wohl nicht erwarten, dass ein Bauer Martens in Sauerbergs Parzelle Torf gestochen hatte? Den Steenfatts jedoch hatte die Familie Sauerberg das Torfstechen erlaubt und so kam es, dass der Schneidermeister Martens, Christian Steenfatts Schwiegersohn, dort den Stab fand.

Der Mann auf der Schubkarre ist Reinhard Kroglowkis Vetter Ferdinand Krogowski, er erinnert sich nicht an das Ereignis vor 60 Jahren.



Abb. 5 Torfentnahme am 9.5.1953

## Ergebnisse und Schlussfolgerungen

Für Archäologen ist oder zumindest war der Finder unbedeutend. Warum er aber so anonym bleiben wollte, bleibt ungeklärt, weder seine Tochter noch sein Neffe konnten etwas dazu sagen. Martens hat auch offen gelassen, ob er einen Finderlohn haben wollte – für 1953 sehr ungewöhnlich – doch hätte er dann seine Identität preisgeben müssen. Egon Pilgrim sagt, sein Bruder Werner habe von Hingst ein altes Gefäß bekommen.

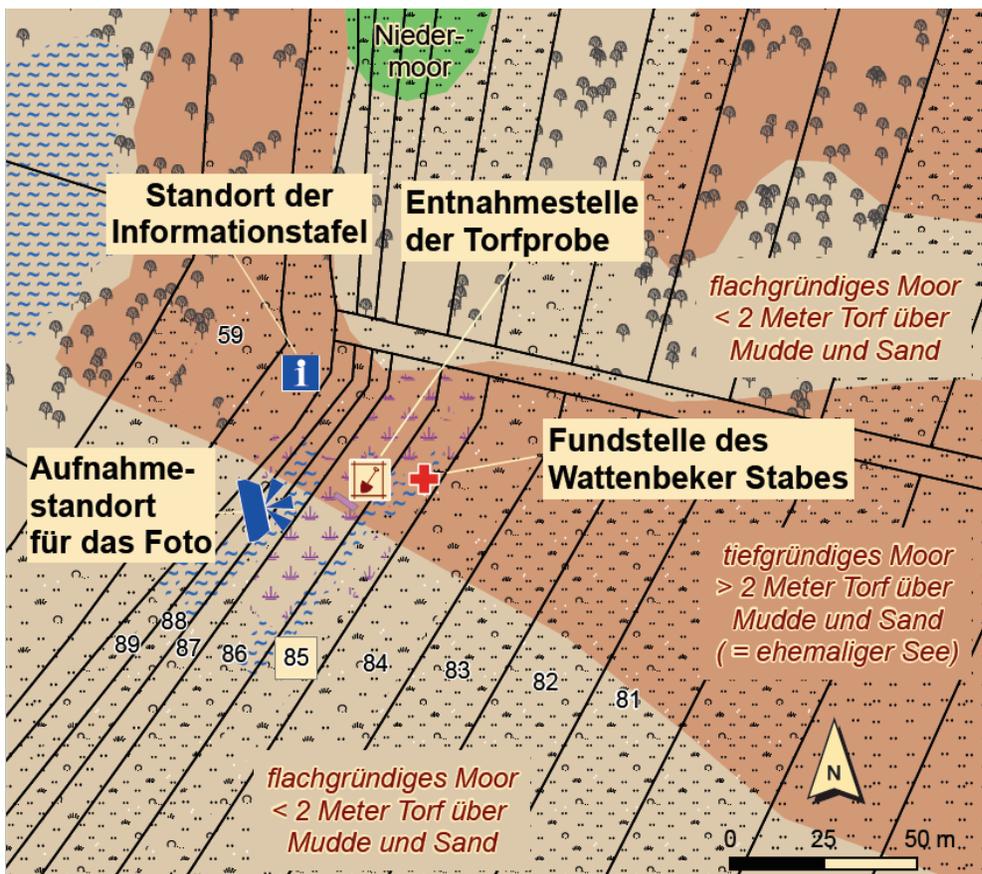


Abb. 6 Ausschnitt von der Informationstafel im Moor

Holger Mordhorst-Bretschneider, der die Informationstafel über den Wattenbeker Stab im Moor herstellte, konnte nach diesen Angaben und mit seinen profunden Kenntnissen der topografischen Verhältnisse im Moor rekonstruieren, dass der Stab im Schilf eines kleinen Sees verloren ging, der sich dort vor ungefähr 1700 Jahren noch befand, ehe er allmählich unter 1,70 m Torf begraben wurde.

Neben diesem geologischen Ergebnis haben wir durch diesen großartigen Fund auch das einzige Zeugnis dafür, dass die Germanen in dieser Gegend die Netzjagd kannten und möglicherweise anwandten. Von Karthagern und Römern gibt es Netzjagddarstellungen aus derselben Zeit. Germanische Söldner können diese Jagdmethode bei den Römern gesehen haben, doch vielleicht sind sie auch selbst darauf gekommen.

Heute wird der unscheinbare Stock im Fundarchiv des Archäologischen Landesmuseums aufbewahrt. Fast hat man ihn vergessen, seit 1953 erschien keinerlei wissenschaftliche Publikation mehr (dieser Bericht ist natürlich ebenfalls keine) und wo er hätte erwähnt werden müssen, erwähnte man ihn nicht. Ausgestellt wird er auch nicht, weil er als Einzelfund kaum in eine thematische Schau hineinpasst.

Unter großen Sicherheitsvorkehrungen konnte ich ihn fotografieren und mit Handschuhen anfassen.

Abb. 7 Wattenbeker Stab 2012 im Fundarchiv



Die ganz erstaunlich vielen und tiefen Radialrisse waren so sicher nicht vorhanden, als der Stab gefunden wurde.

Im „Frühsommer“ 1952 fand ihn Martens, dann gab er ihn an seinen Neffen Werner Pilgrim, der alte Dinge sammelte. Dieser

wiederum gab den Stab seiner Klavierschülerin Inge Lütjohann mit für ihren Vater, den Konrektor und Heimatforscher Hermann Lütjohann zur Begutachtung (die damals 15-jährige Inge erinnert sich an den Klavierlehrer, aber nicht an den Stab, doch sie muss ihn mit dem Fahrrad transportiert haben!). Lütjohann arbeitete als „Pfleger“ mit den Archäologen zusammen und meldete den Fund – gegen den Willen von Werner Pilgrim – an Hingst, der ihn dann endlich im Oktober 1952 erhielt, Pilgrim musste nachträglich zustimmen. Lütjohann erwähnte schon Risse und Hingst hatte 1952 noch nicht die Möglichkeit der Konservierung mit Polyethylenglykol, einer Methode, die erst ab 1957 am Dänischen Nationalmuseum entwickelt wurde – das erste Großprojekt war die Vasa, die man von 1965 bis 1979 damit behandelte. Auch war der Stab offensichtlich nicht so stark gekrümmt wie heute, wenn man mit Fischers Umzeichnung von 1953 vergleicht, d. h., der Trocknungsprozess ging danach noch weiter.

Mit den Ergebnissen meiner Nachforschungen und der Realisation einer großen Informationstafel im Dosenmoor nahe der Fundstelle, einem Doppel davon im Wattenbeker Gemeindezentrum Schaltheus und einer Nachschöpfung in Hasel für die Gemeinde hoffe ich, den zu Unrecht fast vergessenen Stab bekannter gemacht zu haben und zu machen. Ich wünsche, allen Wattenbekern etwas von meiner Begeisterung von dem weltweit einzigartigen Fund, diesem unscheinbaren Stock, weitergeben zu können, damit sie begreifen und stolz darauf sind, welch großartiger Fund mit dem Namen Wattenbek verbunden ist, eben der

*Wattenbeker Stab.*



Abb. 8 Die Tafel im Moor –  
auch auf  
[www.wattenbek.de](http://www.wattenbek.de) unter „Informationstafel Wattenbek“ zu finden

### **Abbildungsverzeichnis**

- Abb. 1 Zeichnungen Fischer in OFFA 12, 1953
- Abb. 2 Zeichnung und Foto des Verf. nach Fischer
- Abb. 3 Nachschöpfung des Verf., Foto Verf.
- Abb. 4 Liegenschaftskarte SNSH mit Eintragungen des Verf.
- Abb. 5 Torfentnahme 9.5.53, Foto Hans Hingst
- Abb. 6 Grafik Holger Mordhorst-Bretschneider,  
Informationstafel im Dosenmoor
- Abb. 7 Wattenbeker Stab 2012, Foto Verf.
- Abb. 8 Hinweistafel im Dosenmoor, am Wanderweg 2, Foto Verf.

:



Foto Sonja Burmeister Hof der Wattenbeker Bauernvögte, Dorfstraße 11

Volker Heidemann

### ***Die Bauernvögte Tönsfeldt in Wattenbek***

Im Jahre 2006 veranstaltete die Gemeinde Wattenbek anlässlich mehrerer Jubiläen eine Ausstellung mit Fotos und Gegenständen wie dem Schroedterschen Schwert und dem Wattenbeker Stab in der Heimatstube am Klosterstift. Als ich dort während der Öffnungszeit einmal die Aufsicht hatte, trat eine Besucherin an mich heran und erwähnte, dass ihre Urahnen Tönsfeldt aus Wattenbek stammten und dort Bauernvögte waren. Leider hätte ihre Familie bisher nicht herausfinden können, welchen Hof die Tönsfeldts besessen hatten. Ich versprach Sonja Burmeister, so hieß die Besucherin, deren Mutter eine geborene Tönsfeldt ist, der Frage nachzugehen.

Wenn man Antworten auf Fragen zur Geschichte der Hufen, der Höfe in der Umgebung sucht, wird man unweigerlich an Claus Reese verwiesen. Seine gesammelten Kenntnisse sind inzwischen in einem Buch des Geschichtsvereins über die Hufen im Amt Bordesholm nachzulesen. Er wusste sofort, dass der Hof in der Dorfstraße 11, der sich seit 1880 im Besitz der Familie Wulff befindet, die Bauernvogthufe war.

Die Nachfahren der Tönsfeldts waren über diese Nachricht hocherfreut. Frau Burmeister schickte mir noch die Abfassung einer Familiengeschichte, die 1685 mit dem Wattenbeker Bauernvogt Zacharias Tönsfeldt beginnt. Die Schrift stammt von dem in Bordesholm geborenen Lehrer Hermann Tönsfeldt (1860–1944), dem Urgroßvater Sonja Burmeisters. Dieser bekam den Text von seinem entfernten Verwandten Caesar Heinrich Tensfeldt (1878-?), der wiederum in den Jahren 1925-1929 die Tensfeldtsche Familiengeschichte hatte erforschen lassen. Dieser ließ auch das Familienwappen anfertigen, in dem wohl aus Versehen nicht die bedeutsame Jahreszahl 1685 erscheint.

Wegen der interessanten Daten darin über Wattenbeks Bauernvögte von 1685 bis 1795, über den Hof der Tönsfeldts und die Funktion der Bauernvögte zur damaligen Zeit soll hier darüber berichtet werden.

Zunächst folgt jedoch zum besseren Verständnis der Verwaltungsstruktur in der Ämterzeit von 1566 bis 1867 eine kurze Zusammenfassung der Angaben in Hartmut Hildebrandts „Unser Amt Bordesholm-Land“:

Im Jahre 1566 hob der Herzog Johann der Ältere das Bordesholmer Kloster auf und richtete dort ein landesherrliches Gymnasium ein. Die Ländereien zog er ein und machte daraus das landesherrliche Amt Bordesholm. Damit änderte sich auch die Verwaltungsstruktur, denn statt der Augustiner-Chorherren wurde das Gebiet nun von Beamten des Landesherrn verwaltet. An der Spitze der Verwaltung stand der Amtmann. Das war immer ein Adliger, der vom Herzog ernannt wurde. Er hatte richterliche Aufgaben und war zugleich oberster Polizist. Seinen Sitz hatte er im Amthaus, dem heutigen Klosterstift, bzw. im vorherigen Gebäude an derselben Stelle (*nicht* Amtshaus – kein Fugen-s im amtlichen Gebrauch, teils noch heute, z. B. bei Einkommensteuer). Die Hauptarbeit verrichtete aber der Amtschreiber, ein Jurist. Sein Sitz war die Amtstube, die sich auch in den früheren Klostergebäuden befand. Dann gab es noch als dritthöchsten Beamten den Hausvogt. Er war für die Wege und Fors-

ten, für die staatlichen Gebäude, das Gefängnis und die Zuteilung von Bauplätzen zuständig. Er hatte zu seiner Unterstützung noch ein oder zwei Polizei- und Gerichtsdienner, die Amtsvögte. Der Hausvogt hatte um die 200 Jahre bis 1854 seinen Sitz in Schmalstede im heutigen Hof Butenschön, Dorfstraße 18.

Das letzte, aber nicht unwichtigste Glied der landesherrlichen Verwaltung war der Bauernvogt. Er war einerseits das unterste Organ der Obrigkeit, andererseits aber vertrat er die Bauern, das Dorf, gegenüber der landesherrlichen Verwaltung.

Wenn man im folgenden Artikel die lange Aufzählung all seiner Aufgaben liest, kann man ermessen, welche Schwierigkeiten diese Stellung mit sich brachte. Hielt er sich exakt an die Anordnungen der Obrigkeit, musste er bei den Dorfbewohnern unbeliebt, wenn nicht sogar verhasst gewesen sein – war er allzu menschlich und drückte hin und wieder ein Auge zu, fiel er beim Amthaus und dem Landesherrn in Ungnade und wurde vielleicht sogar wegen Unfähigkeit durch einen anderen Hufner ersetzt, was eine ziemliche Schande gewesen sein dürfte. Erst mit 60 Jahren konnte er auf eigenen Antrag die Stelle abtreten.

Diese Stelle war in den Dörfern des damaligen Amtes Bordesholm, bis auf die Ausnahme Dätgen, immer mit einer bestimmten Hufe verknüpft. Wenn der Bauernvogt starb, übernahm sein ältester Sohn das Amt. War dieser noch nicht volljährig, so war es üblich, dass sich die Witwe wieder verheiratete und der neue Ehemann Bauernvogt wurde. Der Hof blieb aber im Besitz der Familie und vertraglich wurde festgelegt, wie lange der neue Bauernvogt das Amt ausübte.

Außerdem wurde bei der Übergabe des Hofes an den vorübergehenden Bauernvogt, den sogenannten Setzwirt, der Wert des Hofes mit dem gesamten Inventar penibel erfasst und bei der Rückgabe an den Sohn erneut geschätzt und mit dem Setzwirt abgerechnet.

Auch das Wattenbeker Geschlecht der Tönsfeldts musste die Weitergabe der Bauernvogthufe an den Erben zweimal mit Setzwirten überbrücken.

Der erste Tönsfeldt in Wattenbek war Zacharias Tönsfeldt, wobei die Schreibweise der Namen früher nicht so festgelegt war wie heute. Es gab Timsfeld, Tintfels, Tenseveld, Tensfeld, Tensfeldt, Tenfeldt, Tönesfeldt, Tönesfeld, Tönsfeld und Tönsfeldt.

Zacharias Tönsfeldt kam 1685 aus Gönnebek nach Wattenbek.

Gönnebek liegt etwa 16 km südöstlich Wattenbeks und 8 km westlich von Tensfeld, dem Ort von dem die Tönsfeldts wahrscheinlich ihren Namen haben. Aus der Chronik von Schmalensee kann man entnehmen, dass die Tönsfeldts (vermutlich, wenn es nicht weitere Hofbesitzer dieses Namens gab) auch in Gönnebek die Bauernvogthufe besaßen. Da übergab nämlich der Schmalenseer Bauernvogt Stegelmann 1718 seinen Hof an den jüngsten Sohn „im Beisein seiner Tochter Gretje mit ihrem Manne Hinrich Tenfeldt, Bauernvogt in Gönnebek“. (In Schmalensee erbte der Jüngste den Hof.)

In den ersten schriftlichen Aufzeichnungen über Gönnebek, im Segeberger Heberegister von 1444, hatte ein Radeke Tenseveld für zwei Hufen Pacht zu zahlen und das Erdbuch von 1665 erwähnt einen Hufner Claus Tintfels und drei kleine Kätner Claus, Jöns und Töns Tintfels. Da es in beiden Schriften keine anderen ähnlichen Namen gab, darf als sicher gelten, dass es sich um die Vorfahren des Wattenbeker Zacharias Tönsfeldt handelt.

Zacharias Tönsfeldt heiratete in Wattenbek die Tochter des verstorbenen Bauernvogts Hinrich Reese.

Die Witwe Reese übergab dann am 30. Oktober 1685 dem künftigen Schwiegersohn Haus und Hof. Im Übergabeprotokoll wird erwähnt, dass die Hufe in der Kriegszeit sehr ruiniert wurde und deshalb die fälligen Abgaben nicht bezahlt werden konnten. Das *Land* wurde bei Übergabeverträgen nicht taxiert, es galt wenig, da es stark mit Steuern belastet war. Der Wert der Hufe wurde so geschätzt:

Das Haus	30 Mark
Hofgespann	100 Mark (das ist die Grundausrüstung des Hofes)
Winterkorn	40 Mark
Sommerkorn	15 Mark
	<u>185 Mark</u>

Für diese 185 Mark sollte Zacharias Tönsfeldt nach und nach die Schulden abtragen.

Zacharias Tönsfeldt war Bauernvogt von 1685 bis 1720 und starb 1721. Er hatte drei Kinder.

Sohn Hans Tönsfeldt erhielt am 13.10. 1721 den Hof und war Bauernvogt von 1721 bis zu seinem Tode 1746.

Er hatte 1716 die Wattenbekerin Marike Delfs geheiratet und mit ihr vier Kinder. Als sie nach kaum zehnjähriger Ehe starb, war der älteste Sohn Zacharias erst neun Jahre alt und so heiratete sein Vater 1727 ein zweites Mal. Mit Lenke Reese aus Wattenbek hatte er weitere Kinder, das erste kam 1727 zur Welt und hieß wieder wie sein Vater Hans Tönsfeldt.

Als der Vater Hans Tönsfeldt 1746 starb, hatte der älteste Sohn Zacharias aus erster Ehe schon 1737 in Hoffeld eine Erbpachtstelle gekauft, die bis zur Hofaufgabe 2010 im Besitz dieser Tönsfeldts blieb. Da der älteste Sohn aus zweiter Ehe noch nicht volljährig war, konnte er den Hof nicht übernehmen und Witwe Lenke Tönsfeldt heiratete 1747 Claus Harder aus Mühbrook, der somit Setzwirt wurde. Im Verteilungsvertrag wurde das „Gewese“ auf 102 Reichstaler geschätzt und Harder sollte Hof und Amt nach zehn Jahren an seinen Stiefsohn Hans Tönsfeldt zurückgeben.

Diesem wurde die Hufe aber schon am 4.10.1755 vertraglich überlassen.

Auf diesen Überlassungskontrakt soll hier näher eingegangen werden, da er eine genaue Vorstellung des Wattenbeker Hofes und der Altenteilswohnung in der Dorfstraße 11 ermöglicht.

Nach dem Kontrakt kamen Beamte mit vier vereidigten „Wardiers“, den Schätzern. Das waren Femke Osbahr aus Mühbrook, Claus

Rixen aus Brügge, Hans Reese und Hans Butenschön aus Grevenkrug. Außerdem waren noch als Bürgen bestellt der Bauernvogt Hinrich Reese aus Fiefharrie und der gleichnamige Hufner Hinrich Reese aus Wattenbek, die per Handschlag für die gute Hauswirtschaft des jungen Hans Tönsfeldt bürgten.

Da der abgebende Claus Harder die Gebäude frei und ohne Entgelt bekommen hatte und nur das Hofgespann taxiert worden war, wurden sie ebenso weitergegeben und nicht taxiert, aber angeführt:

1. Das Wohnhaus zu 9 Fach mit zwei Klebeställen mit Gebälk und Dach in mittelmäßigem Zustand, (1 Fach ist der Abstand zwischen zwei in Längsrichtung des Hauses benachbarten Pfosten oder Ständern. Zum Vergleich: Die Wattenbeker Räucherlate hat bis zum Schwibbogenherd 5 Fach und 3 kleinere im Wohnbereich. - Klebeställe sind außen ans Haus angebaute Ställe.)
2. Die Scheune zu 4 Fach mit Gebälk in mittelmäßigem und Dach in meist schlechtem Zustand,
3. Die Altenteilslate zu vier Fach mit Gebälk und Dach in gutem Zustand

Nach dem Inventarium von 1709 waren die Maße der Gebäude:  
Wohnhaus 85 Lübsche Fuß lang, 41 Fuß breit (24,73 m, 11,93 m)  
Scheune 38 Fuß x 31 Fuß (11,06 m x 9,02 m)  
Altenteilslate 37 Fuß x 28 Fuß (10,77 m x 2,03 m = 21,94 m<sup>2</sup>)  
Der größte Klebestall 23 Fuß x 7 Fuß (6,69 m x 2,04 m)

An Vieh hatte man 4 Pferde, 2 Füllen, 1 Kuh, 4 Starke (Färsen), 2 Kälber, 1 Ochse, 1 Borg (kastrierter Eber), 4 Ferkel, 1 Eber, 4 alte Schafe.

An Fahrzeugen gab es 1 beschlagenen Wagen, 2 Blockwagen mit allem, was man zum Anschirren der Pferde brauchte.

Zwei Pflüge waren vorhanden und vielerlei Geräte wie Kochkessel mit Kesselhaken, Garbengabeln, Mistgabeln, 2 eiserne Ketten, 1 Wippenbaum (möglicherweise Widdelboom, der Holzstamm mit dem

Heu oder Garben auf das Fuhrwerk gedrückt werden), 2 eiserne Bräcken (Geräte zum Flachsbrechen), 2 Sägen, Brettsäge, Axt, Handbeil, Spaten, Torfspaten, Zugmesser, Durchschlag (Seiher oder Sieb), 7 alte Sensen, dazugehörige Schleifausrüstung, 2 alte Häckselmesser, 3 alte Bohrer, 2 Ambosse, 3 Tonnen, 3 halbe Tonnen, 3 Kufen und „allerhand altes Eisen“.

*Anmerkungen:*

*„Kufen“ tauchen nur in Übergabeverträgen der Bauernvögte auf, meist zusammen mit (kupfernen) Kesseln, Tonnen und halben Tonnen: Es sind die Gefäße zum Brauen von Bier (und die entsprechenden Hohlmaße, 1 Kufe war in Preußen 458 l, die Tonne in Altona 174 l). Das bedeutet, dass die Tönsfeldtschen Bauernvögte – und ihre Vorgänger wahrscheinlich auch – von der bereits im Sachsenspiegel von 1230 erwähnten Kruggerechtigkeit der Bauernvögte Gebrauch machten, Bier brauten und ausschenkten. Hier in der heutigen Dorfstraße 11 befand sich also Wattenbeks erste Schankwirtschaft!*

*Zu den Umrechnungen der Maße: Bei der unglaublichen Vielfalt von Maßen in Deutschland war selbst der Spezialliteratur nicht zu entnehmen, was 1755 in Wattenbek galt. Die gemachten Angaben können daher nur der ungefähren Vorstellung dienen.*

Weiter im Übergabevertrag:

Für das folgende Jahr hatte man an Saatgut

9 Fuder Roggen, 5 Fuder Hafer, 1 Fuder Buchweizen – Buchweizen war am teuersten mit 15 Reichstalern pro Fuder, Roggen kostete nur 2 Rtlr. und Hafer weniger als 2 Rtlr. (Das Fuder als Getreidemaß war je nach Gegend zwischen 212 l in Altona und 875 l in Dänemark.)

Und dann wurde sogar noch der Fuhrlohn von 1 Rtlr 16 Schilling für 9 Faden Holz als Haben notiert, die nach Kiel gefahren werden mussten (Faden war ein Brennholzmaß von regional unterschiedlicher Größe, der holsteinische Verkaufsfaden war 6 Fuß x 6 Fuß x 2 Fuß, etwa 1,7m<sup>3</sup>).

Schließlich steht fest, was der neue Hauswirt noch an den alten zu zahlen hat und an seine ledigen Geschwister Marx und Lenke, „wenn

sie zu Ehren kommen“, das heißt, wenn sie heirateten. Denen verspricht er dann je 4 Scheffel Roggen (ein Kieler Scheffel war knapp 40 l), ½ Tonne Weizen (eine Kieler Tonne war 118 l), 4 fette Gänse und was er sonst noch geben mag. Wenn sie aber nicht heirateten, bekommen sie auch nichts.

Weiter wird genau festgelegt, was er für seine Eltern in der Altenteilskatte aufzubringen hat. Sie haben neben dem am Haus liegenden Garten, dem Kohlhof, noch jeweils „ein Scheffel Aussaat“ in 7 verschiedenen Schlägen oder Parzellen zu erhalten. (Ein Scheffel Aussaat war eine Feldfläche, für deren Bestellung ein Scheffel Getreide notwendig war, je nach Bodenqualität 0,15ha bis 0,4ha.) Damals war die Wattenbeker Feldmark noch in 790 schmale Parzellen eingeteilt, sodass jeder der 10 Hufner zwischen 40 und 70 der auseinander liegenden Streifen zu beackern hatte. So bekamen sie also ein derartiges, ein Scheffel großes Stück Land:

eins bei Reese, eines auf dem Galligkamp, eines für Roggen bei Claus Reese, eins am Hollenkamp bei Hans Röpke, eins am Harrier Weg bei Claus Reese, eines am Landsalskamp bei Jochim Osbahr und eines am Ohlen Raader Kamp sowie eine Wiese und „eine kleine Segenswisch“, worunter man die „Abschieds“wiese der Altenteiler verstand.

Und „dann vergönnet er der Mutter, so lange sie lebet, die eine im Hof beim Hause gelegene Scheune und ein Spinnt Leinsaat.“ (Spint ist ein altes Hohlmaß, etwa 8 l.)

Damit nicht genug, wird auch festgeschrieben, dass er das Land „wie sein eigen zu beackern und zu bepflügen, das Gras zu mähen, zu bearbeiten und nach Hause zu fahren, auch das Korn zur Mühle zu fahren und in seinem Backofen frei backen zu lassen“ hat.

Außerdem hat er „den Eltern mit aller kindlichen Pflicht zu begegnen, dahingegen dieselben ihm wieder nach ihrem Stand und Vermögen mit Handarbeit im Hause zu Hilfe kommen.“

Der Kontrakt schließt mit „Actum ut supra“ (verhandelt wie oben) und den Unterschriften des alten und des neuen Bauernvogtes, Claus Harder und Hans Tönsfeldt.

Dieser Hans Tönsfeldt heiratete im Monat der Hofübergabe Gretje Brüggens aus Fiefharrie. Sie hatten drei Kinder, als der Vater im Februar 1768 mit nicht einmal 40 Jahren starb. Jochim, der älteste Sohn war gerade zehn Jahre alt und so brauchte man wieder einen Setzwirt, bis Jochim den Hof und das Amt übernehmen konnte. Im Dezember 1768 heiratete Gretje Tönsfeldt Hinrich Delfs aus Flintbek und übergab ihm den Hof auf 20 Jahre. 1788 übernahm Jochim dann den Hof und ist der letzte Bauernvogt des Geschlechts der Tönsfeldts in Wattenbek bis 1795, als der Hof an den Böhnhusener Hans Detlef Repenning verkauft wird. Wir wissen nicht, warum.

Die Repennings stellten die letzten drei Wattenbeker Bauernvögte bis 1867, als die Preußen das Amt abschafften. 1880 wurde der Hof an Claus Hinrich Wulff aus Bönebüttel verkauft und ist bis heute im Besitz dieser Familie. Allerdings wurde er seit 1994 nicht mehr bewirtschaftet, man verkaufte die Kühe, verpachtete das Ackerland und betreibt nun eine Pferdepension.

Die Lebensdaten dieses Jochim Tönsfeldt sind etwas verwirrend und spielen sich mehrfach zwischen Fiefharrie und Wattenbek ab: Geboren wurde er 1757 in Fiefharrie, obwohl seine Eltern Hans T. und die Fiefharrierin Gretje Brüggens seit 1755 die Hufe des Bauernvogts von Wattenbek hatten und die älteren und jüngeren Geschwister in Wattenbek zur Welt kamen. Als er 1755 den Hof übernahm, heiratete auch er eine Fiefharrierin, Anna (Antje?) Harder. 1795 verkaufte er, wie oben erwähnt, den Hof in Wattenbek und im Jahre 1800 übernimmt er den Hof seines verstorbenen Schwiegervaters Detlef Harder in Fiefharrie. Er stirbt 1807 – in Wattenbek. Sein ältester Sohn Hans, geboren 1789 in Wattenbek, ist noch nicht volljährig und so heiratet Witwe Antje Tönsfeldt Hinrich Reese aus Negenharrie als Setzwirt. 1818 übernimmt Hans Tönsfeldt von diesem den Hof und führt ihn 42 Jahre bis zu seinem Tode 1860. Seine Witwe Wiebke Tönsfeldt, geborene Ehmke, besaß den Hof noch bis 1862, dann wurde er verkauft und der Name Tönsfeldt taucht nicht mehr unter den Fiefharrier Hufnern auf.

Das Geschlecht der Tönsfeldts/Tensfeldts hat sich von Gönnebek aus weit, weit verzweigt. Sie hatten auch in Gönnebek die Bauernvogthufe. In Gönnebek heiratete 1680 ein Claus Tönsfeldt, er war dort Schulmeister, könnte ein Bruder des Wattenbeker Zacharias gewesen sein. Sein 1686 geborener Sohn hieß wieder Zacharias.

In Schmalensee hatten nach H. Göttachs Chronik Hinrich, Claus und Hanß Tensfeldt von 1662 bis 1734 die 2. Hufe in Besitz. In TARBek gibt es sie noch heute und einer von dort hat in den Hof Hamann in Bordesholm-Eiderstede eingeheiratet.

Vom Wattenbeker Stamm zweigte der Hoffelder ab und der 1805 geborene Sohn des letzten Wattenbeker Bauernvogts Jochim, das 7. von 9 Kindern, wurde Sattler und gründete in Hohenwestedt eine große Familie, deren Zweige sich über Altona bis Bensberg im Rheinland verästeln. Nach einem wurde in Hamburg eine Straße be-



nannt. Das Hamburger Staatsarchiv teilte Sonja Burmeister dazu mit: *Die Tönsfeldtstraße in Ottensen hieß früher Von-der-Tann-Straße, die am 25. Juli 1950 umbenannt wurde nach Gottfried Johann Nicolaus Tönsfeldt (geb.14.3.1844 in Neumünster, gest. 6.3.1900 in Altona), Pädagoge, Förderer des Schlagball- und des Fußballspiels. So wurde der bayerische General der Schleswig-Holsteinischen Armee durch einen friedlichen Förderer des Sports zu dessen 50. Todesjahr abgelöst.*

Und wie sind nun Sonja Burmeister, eine Fremdsprachenkorrespondentin und ihr Bordscholmer Urgroßvater Hermann Tönsfeldt hier einzuordnen?

Sie stammen vom Hoffelder Zweig der Tönsfeldts ab: Hartwig Tönsfeldt (1773-1823) vererbte den Hof an Sohn Johann Jochim (1802-1870), während sein jüngerer Sohn Claus Hinrich (1810-1895) Spinnereibesitzer wurde und dessen Sohn wiederum war der Lehrer Hermann Tönsfeldt, Sonja Burmeisters Urgroßvater. Dazwischen war in der 8. Generation Großvater Richard Claus Tönsfeldt, ein Maschinenbauingenieur und Mutter Magda, geborene Tönsfeldt, eine Buchhalterin, in der 9. Generation wie deren Bruder Manfred Tönsfeldt, Kapitän zur See.

Wie der Anteil der bäuerlichen Bevölkerung an der Gesamtbevölkerung immer weniger wurde, zeigt sich auch bei den Tönsfeldts. In der ersten Ausgabe von „Niekammer's Landwirtschaftliches Adreßbuch der Güter und Höfe der Prov. Schleswig-Holstein“, Leipzig 1927, waren unter den 22.000 Landwirten noch vier namens Tönsfeldt oder Tensfeldt: Otto Tönsfeldt in Hoffeld mit 24 ha, Chr. Tönsfeldt in Schmalstede mit 21 ha, Joh. Tensfeldt in Tarbek mit 23 ha, (2 Pferde, 11 Kühen und 13 Schweinen) sowie August Tensfeldt mit 70 ha, (7 Pferde, 18 Kühen, 31 Schweinen). Und heute 2014 gibt es noch einen Landwirt Dirk Tensfeldt in Tarbek und den in Tarbek geborenen Harald Tensfeldt mit Sohn Klaus in Bordscholm-Eiderstede.

Und all die vielen, vielen anderen Abkömmlinge – man hatte damals immer viele Kinder, z. B. hatte Otto Tönsfeldt 7 Töchter und sechs Söhne – haben andere Berufe ergriffen und sind in alle Winde, auch über den Ozean zerstreut.

Wenn man einmal annimmt, jede und jeder Tönsfeldt hätte durchschnittlich nur drei Kinder gehabt, so lebten heute in der zehnten Generation von Sonja Burmeister 19.683 Nachfahren des ersten Wattenbeker Zacharias und in der elften 59.059. Für ein Familientreffen reichte heute nicht einmal das Münchner Olympiastadion.



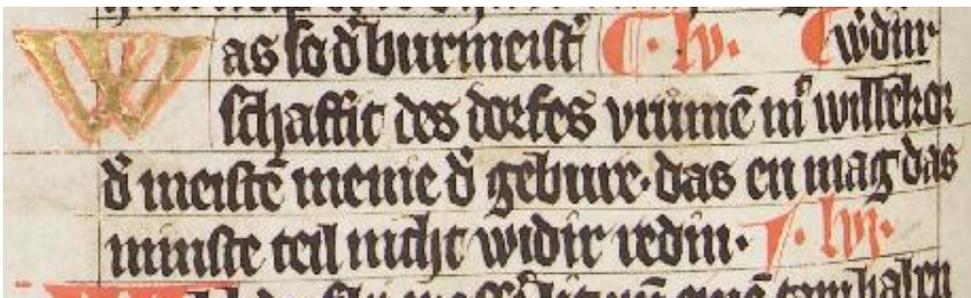
Foto:Reiner Heyse

Rechts im Bild die geladenen Gäste Sonja Burmeister mit Onkel Manfred Tönsfeldt bei der Übergabe der Skulptur „Zehn Hufen“ am 4.12.2011 in Wattenbek. Die oberste Pflugschar steht für die 1. Hufe, für den Hof der Wattenbeker Bauernvögte.

### ***Die Stellung und Aufgaben eines Bauernvogts***

Seine Stellung wurde schon im Sachsenspiegel, dem ersten deutschen Rechtsbuch von 1230 beschrieben.

Die Wolfenbütteler Bilderhandschrift dieser Rechtesammlung wurde von der Herzog August Bibliothek Wolfenbüttel digitalisiert und ist unter [www.sachsenspiegel-online.de](http://www.sachsenspiegel-online.de) zu finden. Dort steht im 2. Buch Landrecht, 55. Kapitel:



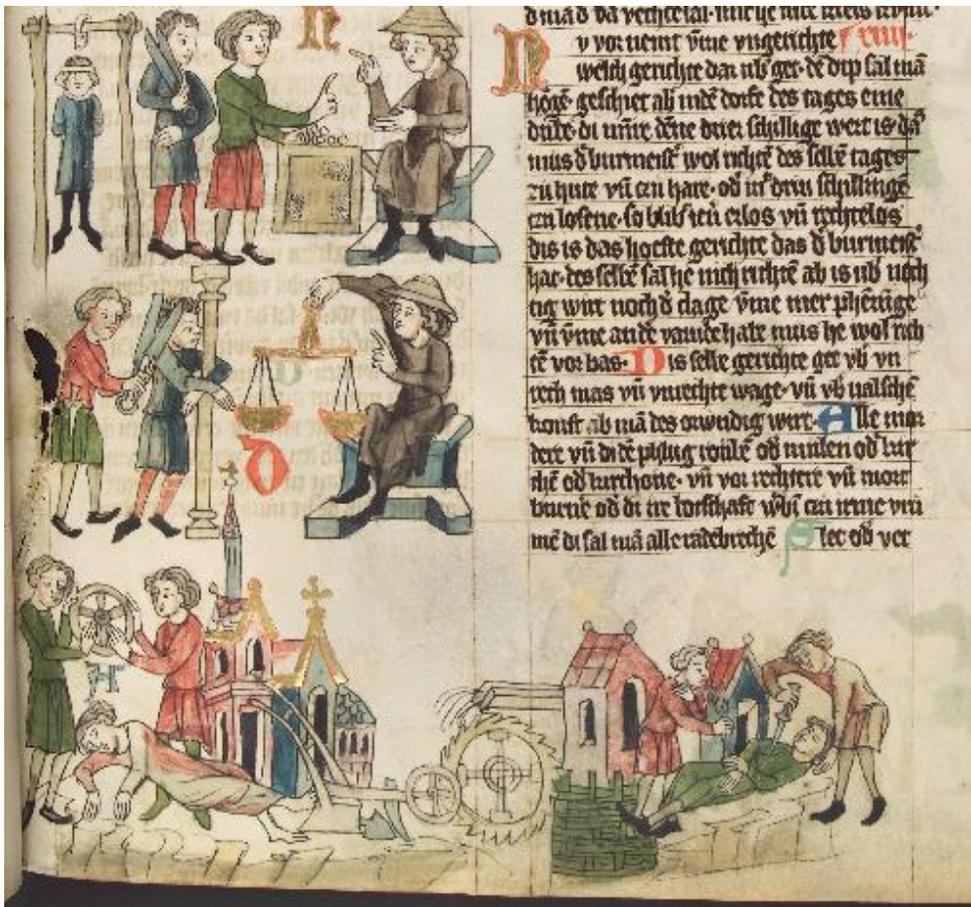
Ausschnitt von Bild 106, Folio 38v, Herzog August Bibliothek  
[<http://diglib.hab.de/mss/3-1-aug-2f/start.htm?image=00106>]

*„Was so der burmeister schaffit des dorfes vrume mit willekor der meiste menie der gebure, das en mag das minste teil nicht widir redin.“*

In unser heutiges Deutsch übertragen, heißt das etwa:

*„Was der Bauermeister zum Frommen des Dorfes mit den meisten Bauern beschließt, dem darf die Minderheit nicht widersprechen.“*

Das 13. Kapitel, 2. Buch Landrecht, erwähnt, in welchen Fällen der Bauernvogt zu richten hat. Meist sind die Fälle neben den Texten mit teils drastischen Illustrationen dargestellt, wie auch in diesem Beispiel. Man sieht auch, wie die Bauernvögte gekleidet waren: langer Rock, gegürtet, Schnabelschuhe und Bauermeisterhut aus Stroh.



Ausschnitt von Bild 87, Folio 29r, Herzog August Bibliothek  
[\[http://diglib.hab.de/mss/3-1-aug-2f/start.htm?image=00087\]](http://diglib.hab.de/mss/3-1-aug-2f/start.htm?image=00087)

Zum oberen Bild heißt es im Text: Ein Dieb wird gehenkt. Handelt es sich um einen kleineren Diebstahl unter 3 Schilling Wert, so darf der Bauermeister richten „zu Haut und Haar“, wobei dem Delinquenten die Haare samt Kopfhaut abgerissen wurden. Oder der Dieb konnte sich für 3 Schilling freikaufen. In diesem Bild zeigt der Bauernvogt drohend auf den Folterknecht, während der Dieb dem Bauermeister die 3 Schillinge zahlt und fünf weitere Münzen, die die-

ser für sich behält. In beiden Fällen gilt der Dieb danach aber als ehrlos.

Die gleiche Strafe gilt auch bei Betrügereien mit der Waage. Dies zeigt das zweite Bild. Hier ist der Betrüger noch an einen Pfahl gebunden, denn das entehrende Zu-Haut-und-Haare-Strafen konnte neben dem Abschneiden oder Ausreißen der Haare auch eine öffentliche Geißelung, die „Stauppe“ umfassen. Dabei wurde der Missetäter an einen Pfahl gebunden, mittelniederdeutsch „stupe“ und mit Stock oder Rute geschlagen. Von diesen nicht verstümmelnden Leib- und Lebensstrafen konnte man sich freikaufen.

Das galt nicht für die im unteren Bild dargestellten Vergehen: Alle Mörder und Personen, die einen Pflug (besonders die Zugtiere), eine Kirche, eine Mühle berauben sowie Verräter und Mordbrenner sollen auf das Rad geflochten, gerädert werden.

Darüber hatte aber nicht der Bauernvogt zu richten.

Neben den vier Bilderhandschriften gab es nur solche mit Texten, die mit den Jahren erweitert und verändert wurden. So werden die Aufgaben des Bauernvogts an anderer Stelle wie folgt beschrieben:

*Er soll die gutsherrliche Gewalt auf der untersten Ebene vertreten,  
Hölzungen, Grenzen und Jagden beaufsichtigen,  
Saat und Ernte beaufsichtigen,  
Straftaten anzeigen, wie z. B. Schlägereien, Hurerei, Unzucht und  
Verstöße gegen die Einhaltung des heiligen Sonntags,  
Steuern einziehen,  
die Kuh-, Schaf- und Schweinehirten bestellen sowie Bettler und lo-  
ses Gesindel verjagen.*

Bei K. S. Kramer, Volksleben in Holstein, Kiel 1987, findet man eine lange Aufzählung der Aufgaben des Bauernvogts der holsteinischen Gemeinde Niendorf im Jahre 1753.

Danach soll er  
*zum ersten alles Fluchen, Gotteslästerung, Ehebruch, Hurerei, und  
„andere verdamliche Dinge“ verhindern,  
keine Saufgelage dulden,*

die Grenzen beaufsichtigen, Jagd-, Holz- und andere Gerechtigkeiten der Herrschaft schützen,  
auf die regelmäßige Bewirtschaftung der Fluren achten,  
desgleichen auf die Instandhaltung von Äckern und Wiesen,  
weiter soll er darauf achten,  
dass Äcker und Wiesen mit Gräben umzogen und Weiden sowie anderes Buschwerk gepflanzt werden,  
dass Häuser und sonstige Gebäude in gutem Stand gehalten werden,  
dass Altenteile nur mit herrschaftlicher Genehmigung eingeräumt werden,  
dass die Untertanen wenigstens ein Kuhkalb neben anderem Jungvieh jährlich aufziehen,  
dass die Häuslinge kein Vieh halten,  
dass jährlich Obst- und Weidenbäume gepflanzt werden und Gärten und Höfe eingefriedet sind,  
dass die Untertanen jährlich die örtliche Pachtmühle aufsuchen,  
dass bei Hochzeiten und Kindtaufen kein Übermaß getrieben wird,  
dass Wege und Stege instand gehalten werden,  
dass mit Feuer, Licht und Tabakrauchen vorsichtig umgegangen wird und Feuerlöschgeräte bereitgehalten werden,  
dass die Backöfen abseits vom Dorf stehen und der Flachs nicht nahe an den Häusern getrocknet wird,  
dass den Knechten und Mägden statt ihres Lohns kein Korn mehr gesät werde,  
dass die Untertanen keine Schulden machen und rechtzeitig ihre Abgaben zahlen,  
dass keine Bettler ins Dorf gelassen und sofort vom Bettelvogt abgewiesen werden,  
dass kein Holz entwendet wird,  
dass im Winter abends nach 9 Uhr und im Sommer nach 10 Uhr keine Gäste im Wirtshaus sitzen, am Sonnabend aber und an Sonn-, Fest- und Bettagen unter und vor geendigtem Nachmittagsgottesdienst niemand Trinkens halber darin vorhanden sei,  
dass im Krug keine verdächtigen Leute beherbergt werden,

*dass Kirche und Friedhof instand gehalten werden und Prediger und Küster das Ihrige erhalten.*

Von 1859 aus der Endzeit der Bauernvögte haben wir eine „Instruction für die Bauervögte und Vorsteher der Erbpachtsdistricte im Amte Bordesholm“.

(Quelle Archiv Jürgen Kaak und LB SHu 48: Nr.2., veröffentlicht im Werk des Geschichtsvereins für das ehemalige Amt Bordesholm: Über 400 Jahre Hufen und Hufner im Amt Bordesholm, erschienen 2012.)

In 37 Paragrafen werden hier Stellung, Aufgaben und Rechte der Bauernvögte festgehalten. Das meiste sind Pflichten, zwei Paragrafen reichen für die Rechte.

In §1 wird festgestellt, dass es dort bei der Regelung bleibt, wo die Bauernvogtstelle an eine Hufe gekoppelt ist, dass aber das Königliche Amthaus unfähige oder unwürdige Bauernvögte absetzen und durch andere Eingesessene ersetzen lassen kann. Auch besteht die Möglichkeit, dass ein Bauernvogt auf eigenen Wunsch entlassen werden kann, wenn er 60 Jahre alt wird.

In § 2 heißt es, dass der Bauernvogt der Vorgesetzte der Commüne ist und das Beste der Commüne zu fördern hat und:

*„Die Eingesessenen des Districts sind dem Bauernvogt unweigerlichen Gehorsam und ein ehrerbietiges Betragen gegen seine Person schuldig.“*

Die Paragrafen 3 bis 5 wecken den Anschein, als gäbe es in der Commüneversammlung eine demokratische Einrichtung. Der Bauernvogt muss sie einberufen zur Beratung der „Gegenstände“ die Commüne betreffend. Bei Abstimmungen reichen einfache oder Zweidrittelmehrheit, bei Stimmgleichheit entscheidet der Bauernvogt. Wer unentschuldigt fehlt, muss 48 Schilling Strafe an die Armenkasse zahlen. Worüber genau die Dorfbewohner beraten oder gar entscheiden durften, ist nicht angeführt – es waren wohl die organisatorischen Dinge des dörflichen Lebens, wie z. B. die Organisation der Brandbekämpfung.

Generell gilt, dass er alles, was vom Amthaus angeordnet wird, sofort auszuführen hat und alles dem Amthaus zu melden hat, was nicht so ist oder geschieht, wie es die Obrigkeit will.

Verglichen mit den Aufgaben des Niendorfer Bauernvogtes werden gut 100 Jahre später die Obliegenheiten der Bauernvögte im Amt Bordesholm wesentlich genauer beschrieben:

Er führt Buch über alle Ausgaben und Einnahmen und muss die Jahresrechnung der Commüneversammlung vorlegen.

Bei Einbrüchen, Räubereien, gefährlichen Schlägereien und Totschlägen hat er die Mannschaft des Dorfes zusammenzurufen, nach Kräften „dem Verbrechen zu steuern“, die Täter zu verhaften und zum Amthaus zu bringen.

Wird ein toter menschlicher Körper gefunden, stellt er eine Wache auf, schickt einen Boten zum Amthaus und „besorgt eine Criminalfuhr des Physicus“. Wenn Wiederbelebungsversuche erfolgreich sein könnten, soll er dafür sorgen, dass „sie mit größter Sorgfalt angestellt werden“.

Er hat eine „allgemeine Haussuchung“ mit „zwei verständigen Eingesessenen“ zu machen, wenn Bestohlene das verlangen. Findet er etwas, wird der Verdächtige verhaftet und „die verdächtigen Sachen“ werden beschlagnahmt.

Er muss die Genehmigungen der Hausierer kontrollieren und – falls nicht vorhanden – die Waren konfiszieren.

Er muss streng darauf achten, dass Hauswirte nicht ohne Genehmigungsschein des Hausvogts an Auswärtige vermieten.

Er muss das Register über das Gesinde führen, das ihm bei Antritt einer Stelle die Dienstbücher zum Abzeichnen vorlegen muss.

Er muss darauf achten, dass die Wirte die Ausschankzeiten einhalten (im Winter bis 22, im Sommer bis 23 Uhr) und dass Lustbarkeiten nur mit obrigkeitlicher Erlaubnis stattfinden und morgens um 6 Uhr enden. (Erstaunlich!)

Ansteckende Krankheiten bei Mensch und Vieh hat er sofort anzuzeigen.

Er überwacht, dass nur Hof- und Kettenhunde gehalten werden. Tollwütige Hunde hat er sofort töten zu lassen und alle anderen Hunde an Ketten zu legen.

Bei „Feuersbrunst“ muss er zum Brandplatz, dem „Brandaufseher“ beistehen und für Ordnung sorgen.

Brandgefahren hat er abzustellen.

Er kontrolliert, ob bauliche Vorhaben vom Hausvogt genehmigt sind, ob die „Wegepflichtigen“ die Anordnungen einhalten – auch dass kein Vieh an Wegen und Wegegräben weidet. Und die Wegebeamten der „Schaucommission“ hat er beritten an der Ortsgrenze zu empfangen.

Bei Schneefall muss er den Schnee bis auf „die harte Fahrbahn“ wegschaufeln lassen. Schaffen die „Wegepflichtigen“ das nicht, verpflichtet er noch dazu die Insten unter 60 Jahren. Wer nicht erscheint, zahlt 48 Schilling Strafe.

Bei „fortgesetztem Schneegestöber“ muss er mehrere Leute in Häusern am Weg zu Hilfsdiensten für „Königliche Posten und Stafetten“ bereithalten.

Er muss darauf achten, dass alle Vorschriften zur Be- und Entwässerung befolgt werden.

Obdachlose muss er vor Eintritt der Nacht unterbringen lassen und dem Armenvorsteher bei Problemen im Armenhaus helfen.

Er muss den Lagemännern behilflich sein.  
(Das waren die herrschaftlichen Rekrutierungsbeauftragten. Es gab damals keine Straßennamen und Hausnummern, die Grundstücke, die Lagen, hatten Nummern. Die Kriegsdienstfähigen wurden lücken-

los erfasst, selbst die Pastoren mussten die getauften Knaben der Obrigkeit melden.)

Er legt fest, wer Fuhren für Post und Militär übernehmen muss.

Er muss dem Amthaus sofort melden, wenn es bei Sterbefällen nur unmündige oder abwesende Erben gibt.

Bei Steuerschuldnern nimmt er Pfändungen vor.

Den Amtsvögten muss er bei der Verbrecherjagd behilflich sein und die Gefangenentransporte organisieren. Ebenso hilft er den Forstbeamten bei der Suche nach gestohlenem Holz und bei der Verfolgung der Holz- und Wildddiebe.

Und immer, wenn es verlangt wird, muss er auf dem Königlichen Amthause,  
dem Gericht,  
dem Actuariat (Amtschreiber),  
der Amtstube,  
der Hausvogtei  
persönlich erscheinen!

Und sollte er erkranken, kann er sich von einem anderen geeigneten Eingesessenen vertreten lassen. Doch wenn es länger als drei Tage dauert, muss sein Vertreter das dem Königlichen Amthause melden und Verlängerung beantragen.

(Diese Drei-Tage-Frist hat bis heute im Öffentlichen Dienst in der Form überlebt, dass man dem Arbeitgeber ab dem dritten Tag eine ärztliche Bescheinigung über die Arbeitsunfähigkeit vorlegen muss.)

### ***Und was bekommt er für die Erfüllung all seiner Obliegenheiten?***

Nach dem Sachsenspiegel von 1230 hatte seine Hufe noch die „Kruggerechtigkeit“, also das Recht, ein Gasthaus zu betreiben. Er

war von Hand- und Spanndiensten für die Obrigkeit sowie von Kriegsfuhren befreit und durfte sich in der Kirche begraben lassen.

Und 1859 heißt es:

Er braucht keine anderen Ämter übernehmen und ist von Leistungen befreit, wie sie die übrigen Bauern erbringen müssen, wie zum Beispiel Hof- und Spanndienste.

Aus der Amtsanlagenkasse bekommt er ein jährliches Gehalt, den vierten Teil der Gebühren, die auf seine Anzeige hin von Delinquenten bezahlt werden müssen und die Hälfte der Geldstrafen, die durch seine Anzeigen verhängt werden. Auch vom Verkaufserlös beschlagnahmter Waren erhält er die Hälfte und Pfändungen bringen ihm eine Gebühr von 51 Schilling.

Da ist es doch beruhigend, dass unsere heutige Polizei nicht auf diese Weise motiviert wird, ihre Aufgaben zu erfüllen.

Volker Heidemann

**Hans Jürgen Heinrich Rowedder –  
ein Wackenbecker Musikus im Jahre 1851**

(Quelle: Landesarchiv Schleswig-Holstein, Abt. 106 Nr. 577, Abb. ebenda,  
Transkription aus Deutscher Kurrentschrift vom Verfasser)

H. J. H. Rowedder stellte am 14. März 1851 einen Antrag auf Erlaubnis, im Amt Bordesholm bei Feiern mit Musik aufwarten zu dürfen.

Der darauf folgende bürokratische Aufwand ist nach heutigem Maßstab ungeheuerlich.

Erst einmal stellt die Amtstube (nicht Amtsstube – kein Fugen-s im amtlichen Gebrauch, teils noch heute, z. B. bei Einkommensteuer) nur für diesen Fall Rowedder ein besonderes Formular in DIN A3-Größe her, 12 Spalten und alle Linien sorgfältig mit der Feder gezogen. Überschrift des Formulars:

*Schematische Übersicht  
der bei dem Gesuche des Musikus H. J. H. Rowedder zu Wackenbeck um Concession zur Treibung der Musik in dem Amte Bordesholm in Betracht kommenden Umstände*

Die Spalten haben am Kopf Überschriften. In der ersten Spalte steht zum Beispiel

- a) Alter des Supplicanten
- b) etwaige in Betracht kommende körperliche Schwäche desselben
- c) Zahl und Alter unversorgter Kinder

Darunter folgen dann die Angaben:

- a) 21 Jahre
- b) Brustschwäche und Blutspeien
- c) unverheiratet



Nach den Handschriften zu urteilen, kam Rowedder am 14. März in die Bordesholmer Amtstube, ließ den Schreiber seinen Antrag aufsetzen und unterschrieb ihn dann:

*An das hohe Amthaus zu Bordesholm*

*Bei dem Stadtmusikanten Langenbuch in Eutin bin ich, wie der anliegende Lehrbrief bezeugt, 5 Jahre, nämlich von Ostern 1845 bis dahin 1850 in der Lehre gewesen.*

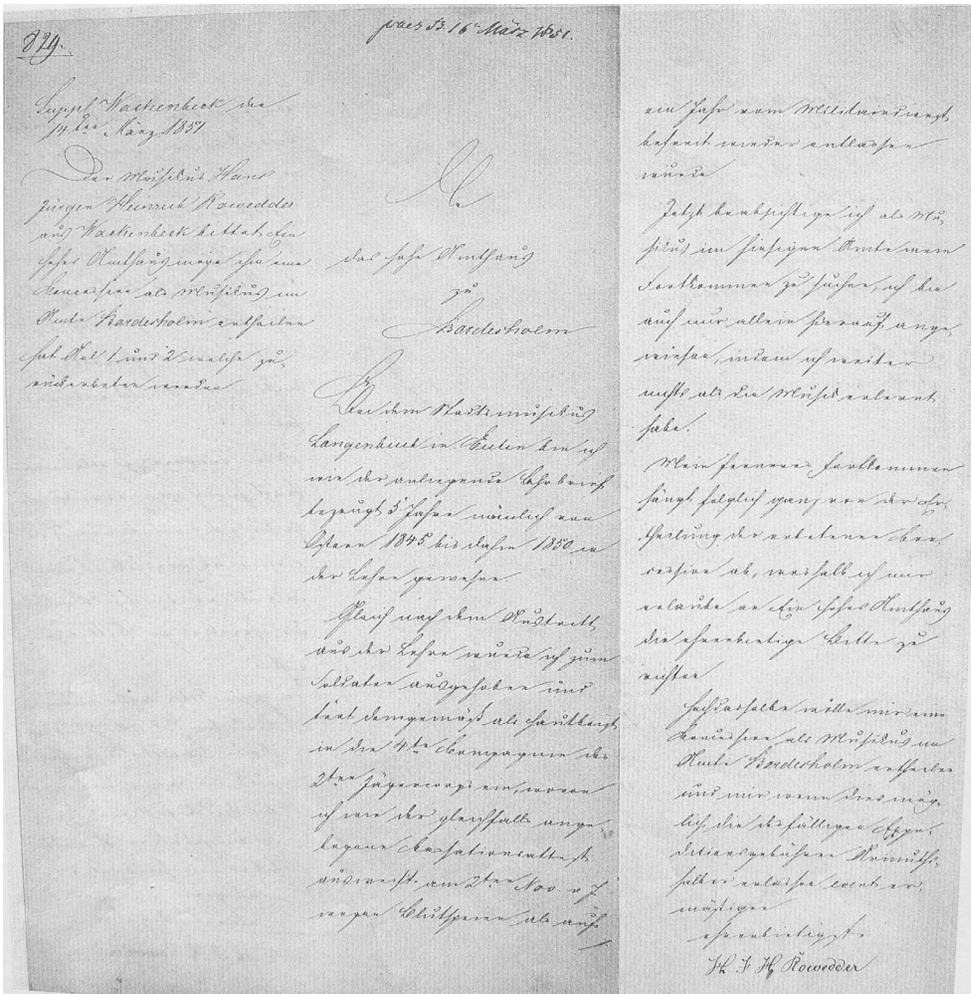
*Gleich nach dem Austritt aus der Lehre wurde ich zum Soldaten ausgehoben und trat demgemäß als Hautboist in die 4<sup>te</sup> Compagnie des 2<sup>ten</sup> Jägercorps ein, wovon ich, wie der gleichfalls angelegene Cassationsattest ausweist, am 2<sup>ten</sup> Nov. v. J. wegen Blutspeien als auf ein Jahr vom Militärdienst befreit wieder entlassen wurde.*

*Jetzt beabsichtige ich als Musikus im hiesigen Amte mein Fortkommen zu suchen, ich bin auch nur allein hierauf angewiesen, indem ich weiter nichts als die Musik erlernt habe.*

*Mein ferneres Fortkommen hängt folglich ganz von der Ertheilung der erbetenen Concession ab, weshalb ich mir erlaube an Ein hohes Amthaus die ehrerbietige Bitte zu richten*

*hochdasselbe wolle mir eine Concession als Musikus im Amte Bordesholm ertheilen und mir wenn dies möglich die desfälligen Expeditionsgebühren Armutshalber erlassen event. ermäßigen*

*ehrerbietigst  
K J K Rowedder*



Nun könnte man annehmen, es hätte wohl genügt, den Brief einfach in einen Umschlag zu stecken und dem Amtmann des „hohen Amthauses“ im Nachbarflügel des Gebäudes zu überbringen. Weit gefehlt: Nicht nur die eingangs erwähnte systematische Übersicht über die diesbezügliche Situation im Amte Bordesholm, nein, auch ein längeres Anschreiben an das „verehrliche Amthaus“ musste noch beigefügt werden. Dieses soll hier auch noch abgedruckt werden, um die damaligen Verwaltungsabläufe aufzuzeigen und deutlich werden

zu lassen, dass Preußen 1867 nicht ohne Grund eine effektivere Verwaltung einführte.

*An*  
*das verehrliche Amthaus*  
*zu*  
*Bordesholm*

*Bericht der Bordesholmer Amtstube über das Gesuch des Musikus Hans Jürgen Rowedder aus Wackenbeck um Ertheilung einer Concession zur Aufwartung mit Musik im Amte Bordesholm.*

*Erfordert den 19. März*

} 1851

*Erstattet den 26. März*

*mit 4 Anlagen*

*Wie der Supplicant Rowedder in dem desfälligen Gesuche anführt, und der demselben angelegte Lehrbrief ausweist, hat derselbe während 5 Jahre von Ostern 1845 bis dahin 1850 bei dem Stadtmusikus Langenbuch in Eutin die Musik erlernt. Rowedder wurde gleich nach seinem Austritt aus der Lehre zum Soldaten bei der Schleswig-Holsteinischen Armee ausgehoben und trat als Hautboist beim 2<sup>ten</sup> Jägercorps ein, bei welchem derselbe bis zum 2. Nov. v. J. verblieb, an welchem Tage er auf ein Jahr von der Cassationscommission in Altona, wie die Anlage ergibt, wegen Blutspeien vom Militärdienst befreit wurde.*

*Seit gedachter Zeit hält Supplicant sich bei seinem Vater, dem Bödner Rowedder in Wackenbeck auf, der eine zahlreiche Familie zu ernähren hat. Zu körperlichen Arbeiten ist der Sohn Rowedder,*

seines fortwährenden Brustübels wegen, unfähig und vermag in seiner gegenwärtigen Lage sich nicht seinen Unterhalt selbst zu erwerben. Derselbe bittet daher, daß ihm eine Concession zur Treibung der Musik im Amte Bordesholm, da er nur durch diese sich sein Fortkommen wird erwerben können, ertheilt werden möge. Obgleich nun im Amte mit einer Volksmenge nach der letzten Volkszählung von 8553 Personen, sich 12 concessionierte Musikanten befinden, so möchte doch dieserhalb der Ertheilung einer Concession an Rowedder nichts im Wege stehen, und seine fernere Militärpflicht, derselbe ist 21 Jahre alt, ansehend, so ist sein Krankheitszustand noch fortwährend der Art, daß er schwerlich wieder Militärtüchtig und zum Hautboisten als brauchbar wird befunden werden können.

Die Amtstube verstellt demnach zum höheren Ermessen des verehrlichen Amthauses, ob nicht dem Supplicanten, den vorgestellten Umständen nach und namentlich um demselben Gelegenheit zu geben, sich selbst sein Fortkommen zu erwerben, die erbetene Concession zur Treibung der Musik im Amte Bordesholm, gegen eine jährliche Recognition von 7mk (Mark) 8s (Schilling) zu ertheilen sein möchte.

Was endlich die Bitte des Supplicanten betrifft, daß im Bewilligungsfalle die, für die ihm ertheilte Concession zu erlegenden Expeditionalgebühren von 27 mk 3 s armuthshalber, demselben erlassen werden möge, so dürfte wohl hierauf höheren Orts nicht einzugehen sein, da, wenn Supplicant auch selbst keine Geldmittel zur Einlösung der Concession besitzt, der Vater desselben doch im

*Stande ist, ihm in dieser Hinsicht den erforderlichen Beistand zu  
gewähren.*

*Ganz gehorsamst  
L...*

Man kann sich unschwer vorstellen, dass der Amtschreiber während der neun Arbeitstage vom 14. März bis 26. März vollauf mit diesem Fall Rowedder beschäftigt war.

Das „verehrliche Amthaus“ antwortete der Amtstube etwas kürzer, leider in einer fast unleserlich verschnörkelten Handschrift (siehe nächste Seite). So viel ist jedoch zu verstehen, dass Rowedder die beantragte Erlaubnis bekam und dass man ihm die Expeditionsgebühr ermäßigte mit Rücksicht darauf, dass er im Kriegsdienste seine Gesundheit eingebüßt hatte und ihm Kosten durch die ärztliche Behandlung entstanden.

Bleibt zu hoffen, dass der bedauernswerte Musiker danach noch gesundete, aber das wissen wir nicht.



Volker Heidemann

## ***Wattenbeks tote Soldaten der beiden Weltkriege***

„Wir werden euch nie vergessen!?“

Das hat man oft gehört. Doch wie soll man sich an Namenlose erinnern?

So wurde und wird fast überall versucht, die Namen der Gefallenen sichtbar festzuhalten, früher teilweise missbräuchlich zur Heldenverehrung, heute aber zum Gedenken und zur nachdrücklichen Mahnung: Nie wieder Krieg!

Wenn man zum Beispiel an der Gedenkstätte in Langwedel die große Zahl der Soldaten liest, die nicht in ihr Dorf zurückkehrten und das in Relation zur Einwohnerzahl sieht, dann ist das eine eindringliche Mahnung gegen Krieg. Auch die Bundeswehr ehrt ihre über 3100 namentlich genannten Toten mit einer Gedenkstätte in Berlin. Noch eindrucksvoller ist der 2013 eingeweihte Friedhof für 70.000 Soldaten bei Smolensk. Da wird bedauert, dass nur etwa die Hälfte davon namentlich identifiziert ist. Verteidigungsminister Maizière nannte den Friedhof einen Prediger des Friedens, weil er künftigen Generationen sichtbar mache, welchen Preis Völker für den Krieg zahlen müssten.

Dies auch den Wattenbekern am anonymen Ehrenmal sichtbar zu machen durch die Nennung der Namen, war 2004 die Absicht einer Seniorengruppe um Ehepaar Gränert und Werner Hass, dessen Bruder im 2. Weltkrieg in russischer Gefangenschaft starb.

Die Namen der im 2. Weltkrieg gebliebenen Wattenbeker Soldaten konnten der Wattenbeker Chronik entnommen werden. Sie wurden von Elke Gränert mit den Daten im Standesamt Bordesholm verglichen. Die Namen der durch den 1. Weltkrieg umgekommenen Wattenbeker Soldaten ermittelte sie in Zusammenarbeit mit dem Kirchenbüro der Bordesholmer Klosterkirche. Außerdem kümmerte sich die Arbeitsgruppe darum, wie die Namen angebracht werden könnten, man besuchte viele Gedenkstätten, sprach mit Steinmetzen und einigte sich schließlich auf einen Vorschlag des Verfassers, der in seinem 1:10-Modell der Anlage zwei verschieden lange Stelen mit

den Namen neben den vorhandenen Findling setzte, die kürzere für den 1. Weltkrieg mit weniger Namen und die längere für den 2. Weltkrieg. Sie ragten wie mahnende Finger in den Himmel.

Im Vorwege hatte die SPD um einen erweiternden Zusatz gebeten, der an alle Opfer von Krieg und Gewaltherrschaft erinnern sollte, verzichtete später aber darauf, wenn dies wie bisher bei der Trauerfeier der Gemeinde erwähnt würde.

Bürgermeister Bräse, der stets an den Sitzungen der Arbeitsgruppe teilgenommen hatte, gefiel der Gestaltungsvorschlag ebenfalls sehr gut und er versprach, das Modell der Gemeindevertretung zur Realisierung zu empfehlen und Haushaltsmittel bereitzustellen.



Im Mai 2005 wurden die Herren Gränert und Hass ins Schaltheus geladen, wo ihnen der Bürgermeister, die beiden Fraktionsvorsitzenden und der Ausschussvorsitzende (Kultur, Jugend, Sport) eröffneten, dass beide Fraktionen die Erwähnung der Namen am Ehrenmal *einstimmig* ablehnten.

Alle aus der Arbeitsgruppe waren fassungslos. Als verlangt wurde, dies in der Gemeindevertretung zu diskutieren und zu beschließen, hieß es, man wolle noch einmal beraten. Im November wurden die beiden Herren wieder einbestellt und erfuhren, dass man die Nennung der Namen weiterhin ablehne. Im Februar 2006 reichten die Herren Gränert, Hass und Heidemann eine „Anregung“ (nach §16 Gemeindeordnung) ein, die Namen in dauerhafter und würdiger Weise anzubringen:

*Wir wenden uns mit folgender Anregung an die Gemeindevertretung Wattenbek :*

*Am Ehrenmal der Gemeinde Wattenbek sollten die Namen der in den Weltkriegen gebliebenen Wattenbeker Soldaten in würdiger und dauerhafter Weise kundgetan werden.*

*Wir sehen das ausschließlich als historische Dokumentation der Opfer, als Teil der Geschichte unseres Ortes und keinesfalls als eine Art „Heldengedenken“.*

*Wir meinen, die Inschrift „FÜR EUCH“ wird von den Jüngeren und den kommenden Generationen kaum noch verstanden und als Mahnung aufgefasst.*

*Gibt die Gemeinde jedoch dort den Namenlosen ihre Namen wieder, so wird diese lange Aufzählung, dieser furchtbare Tribut eines kleinen Dorfes, das Grauen der Kriege eindrucksvoll verdeutlichen und eine bleibende Mahnung sein - wie an vielen anderen Orten des Landes.*

Im September 2006 lehnte dann die Gemeindevertretung auch diese Anregung einstimmig ab und beschloss sogar anschließend im nichtöffentlichen Teil, dass die Namen bei der Trauerfeier nicht einmal von den Senioren verlesen werden durften, wie das 2005 der Fall war.

Darauf gab es mehrere Leserbriefe in der Bordesholmer Rundschau und schließlich im Januar 2007 einen Leserbrief(!) der Gemeinde, warum man die Namen nicht erwähnen könne. Als Argumente führte man an: Es sei keine Kriegsgräberstätte und kein Friedhof, man würde dort aller Opfer von Krieg und Gewalt und der verstorbenen Bundeswehrsoldaten gedenken (das wollte die Arbeitsgruppe auch anbringen lassen), die Namensliste sei nachweislich unvollständig (wenn man das weiß, kann man sie ergänzen) und man müsste auch die Namen von gefallenen Angehörigen der nach 1960 zugezogenen Wattenbeker berücksichtigen (warum nicht nach 1945?), da man sonst Wattenbeker erster und zweiter Klasse hätte.

Darauf gab es dazu dann keine Leserbriefe mehr. Aber als Reaktion wurde die Wählergemeinschaft für Wattenbek gegründet, die 2008 mit zwei Sitzen in die Gemeindevertretung einzog.

Zu den Gefallenen des 1. Weltkriegs äußerte sich die Gemeindevertretung nicht und auf die Frage, woher man die Namen erhalten könnte, meinte ein Gemeindevertreter, sie seien auf dem Friedhof zu finden, doch laut Kirchenbüro gibt es dort keine Gräber mehr aus dieser Zeit. Das zeigte, dass sie längst vergessen sind.

Das soll mit diesem Artikel geändert werden.

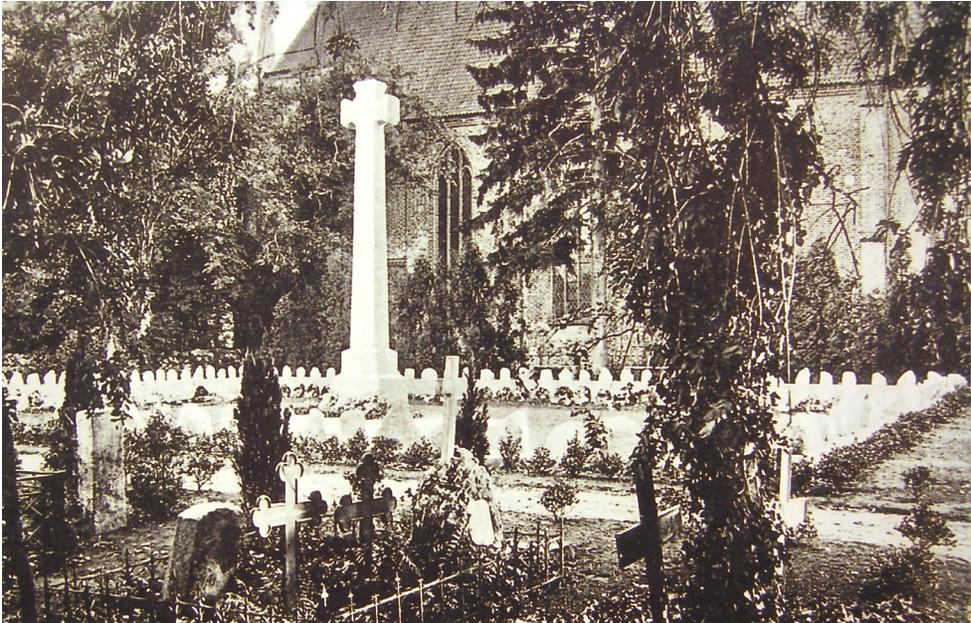


Foto nach Postkarte: AG Heimatsammlung im Klosterstift Bordesholm

Dieses Ehrenmal für die Gefallenen des 1. Weltkriegs an der Klosterkirche wurde 1920 errichtet. Jeder Stein trug den Namen eines oder zweier Soldaten, in Zahlen: Fief- und Negenharrie 3, Sören 4, Schönbek 5, Schmalstede 8, Hoffeld 8, Grevenkrug 10, Wattenbek 12, Mühbrook 14 und Bordesholm 85.

Johannes Paulsen schrieb 1955 dazu: *„Die zahlreichen Namen auf den gezackten Umfassungsmauern geben uns eine schmerzliche Vorstellung von dem hohen Blutzoll des ersten Weltkrieges. Bischof D. Völkel hat in sorgfältigen Feststellungen ein Gedenkbuch geschaffen, das die Einzelschicksale festhält; es kann im Pastorat einge-*

sehen werden.“ (Grünewald – Paulsen: Die früheren Ämter Bordesholm, Kiel und Cronshagen)

1955 lobte die Gemeinde Bordesholm einen Ideenwettbewerb aus, um Vorentwürfe für die Gestaltung einer Gedächtnisstätte für die Toten des 2. Weltkriegs der Gemeinde Bordesholm zu erhalten. Im Text dazu hieß es unter anderem: *„...wird zu prüfen sein, ob eine Namensnennung der Gefallenen und Kriegstoten auch des letzten Krieges angebracht ist und ob dies in der Form von Schriftornamenten auf einzelnen Bauteilen oder in anderer würdiger Form zu geschehen hat. Die geplante Gedächtnisstätte soll mit feinem Gefühl in Anstand und Würde die Achtung vor den Gefallenen und Toten des furchtbaren Geschehens an der Front und in der Heimat zum Ausdruck bringen.“*

Die bisherige Anlage war von dem bekannten Gartenarchitekten Harry Maaß gestaltet worden. Eine Arbeitsgemeinschaft Weddig/v. Killinger aus Kitzberg und Kiel gewann den Wettbewerb.

Nach deren Vorschlag wurden alle Namensteine in eine flache Böschung an der Westseite der Fläche versetzt. In der Rechnung der Kieler Firma Oskar Petersen von 1961 heißt es: *„104 lfdm vorhandene Feldsteintrockenmauer abgebrochen. Die eingebauten Namensteine sorgfältig aussortiert und gelagert“* und später: *„84,40 lfdm herausgenommene Namensteine nach Plan und Angaben fachgerecht in der vorgerichteten Böschungfläche neu versetzt...“*

Und dort sind auch heute noch die Steine für die toten Soldaten des 1. Weltkriegs, ganz unauffällig in einer niedrigen Böschung.

Am 19.11.1961 zum Volkstrauertag wurde die umgestaltete Anlage übergeben.

Hier findet man also die gefallenen Wattenbeker des 1. Weltkriegs. Wattenbek hat die Steine offensichtlich vergessen, die Inschriften sind schon ziemlich verwittert und oft kaum lesbar. Andere Gemeinden kümmern sich noch darum und lassen zum Beispiel die Schrift nachziehen.

Leider lässt sich nicht bei allen klären, ob sie Wattenbeker waren. Zog ein gebürtiger Wattenbeker nach Bordesholm, so starb er als

Bordesholmer und sein Stein steht dann dort. Umgekehrte Fälle gibt es auch. Möglicherweise wurden auch Steine bei der Umgestaltung der Gedenkstätte anderen Gemeinden zugeordnet als zuvor.

Außer durch die Steine konnte einiges durch Überprüfungen beim Standesamt und in den Unterlagen des Kirchenbüros geklärt werden. Aber auch das Kreisblatt für den Kreis Bordesholm veröffentlichte anfangs noch Listen der Gefallenen. Leider findet man öfters sich widersprechende Angaben in diesen Quellen. Deren eine ist das von dem Bordesholmer Pastor und vormaligen Bischof D. Eduard Völkel initiierte Ehrenbuch.

Völkel ließ in der Kirchengemeinde folgende Schrift verteilen:

*Bordesholm, im November 1938*

*Es ist beabsichtigt*

*ein Ehrenbuch für die Gefallenen*

*unserer Gemeinde aus dem großen Kriege 1914/18 aufzustellen. Außer den Namen sollen von jedem Gefallenen die wichtigsten Daten aus seinem Leben und aus seiner Teilnahme am Weltkriege in diesem Buch Aufnahme finden. Es ist sehr erwünscht, genaue Angaben zu bekommen über:*

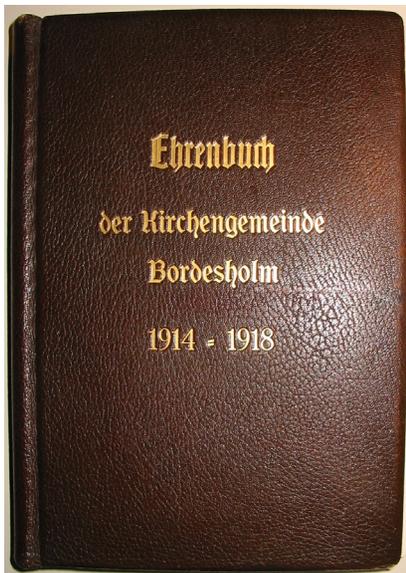
*Geburtstag, -Jahr und Ort, Lebensgang bis zur Einberufung ins Heer, Truppenteil, Verlauf der Teilnahme am Kriege vom Ausrücken ins Feld bis zum Tode.*

*Wir wollen alle helfen, daß unsre Gefallenen in diesem Ehrenbuch ein Denkmal unsrer bleibenden Dankbarkeit finden.*

*Wir bitten Sie, für den (die) Gefallenen:*

---

*uns die Ihnen bekannten Tatsachen freundlichst mitzuteilen oder uns, falls Sie dies nicht können, Adressen zu nennen, durch die wir Näheres erfahren können.*



*Wir hätten das Ehrenbuch gern bis zum Heldengedenktag März 1939 fertiggestellt. So bitten wir Sie, unsre Anfrage möglichst eingehend und ausführlich bis zum 20. Dezember zu beantworten.*

*Für Ihre Mitarbeit sagen wir ihnen schon im Voraus herzlichen Dank.*

*Der Kirchenvorstand  
D. Völkel*

*Anschrift: Pastorat(Ehrenbuch) Bordesholm*

Völkel bezeichnet hier den 1. Weltkrieg noch als den „großen Krieg“ und es ist ihm offensichtlich ein eiliges Anliegen, das Ehrenbuch zum Heldengedenktag 1939 fertigzustellen. Es gab aber auch Kirchengemeinden, die sich weniger angepasst verhielten und stille Gedenkfeiern in den Kirchen bevorzugten, was den Gefühlen der trauernden Angehörigen eher entsprach. (Thomas Peter Petersen: Die Geschichte des Volkstrauertags, 1998)

Der Heldengedenktag ersetzte bei den Nationalsozialisten den Volkstrauertag und er fand erstmalig nicht mehr am Sonntag Reminiscere statt, dem kirchlichen Termin, sondern am 16.3.1939 – dem Tag der Wiedereinführung der Wehrpflicht von 1935. Es wurde auch nicht mehr halbmaß geflaggt, sondern vollstock gesetzt.

Die Eintragungen im Ehrenbuch sind in einer flüssig geschriebenen Schreib-Kursiva festgehalten. Um einen Eindruck davon zu vermitteln, wurden die Angaben über Hermann Riepen hier vom Verfasser in Kursiva abgeschrieben, da Reproduktionen nicht erlaubt sind. Es sind meist schlichte, sachliche Berichte ohne Verherrlichung des Kriegsdienstes, wie z. B. bei den Wattenbeker Gebrüdern Riepen:

## *Hermann Riepen*

*wurde am 7. November 1889 in Wattenbek geboren. Er diente von 1909-1911 in Graudenz und arbeitete nach seiner Militärzeit als Landarbeiter in Wattenbek. Er war verheiratet und hatte eine Tochter. Er ist 1918 in Frankreich gefallen +*

Hermann Riepen war übrigens 1906 eines der Gründungsmitglieder der Wattenbeker Feuerwehr.

## *Ferdinand Emil Gustav Riepen*

*wurde am 22. Februar 1892 in Wattenbek als sechstes von sieben Geschwistern geboren. Er lernte als Friseur und bestand 1911 seine Gesellenprüfung. Bei Ausbruch des Krieges diente er aktiv in Allenstein im Inf.-Rgt. 150. Er ist am 9. Januar 1915 im Gefecht bei Niwoa an der Ranaka im Osten gefallen. Er war unverheiratet.*

Anders klingt es dann schon bei Johannes Wilms:

## Johannes Wilms

wurde am 1. März 1894 in Leipzig geboren. Nach dem frühen Tode seines Vaters kam er zu seinem Großvater, Johannes Wilms, nach Wattenbek. Er lernte in Neumünster als Friseur und wurde 1913 Gehilfe. Bei Ausbruch des Krieges meldete er sich freiwillig zur Fahne beim Inf. Rgt. 273. Er war von höchster Begeisterung erfüllt und konnte es nicht erwarten, an die Front zu kommen. Aber nur acht Tage nach seinem Ausrücken ins Feld fiel er durch Kopfschuß im Schützengraben bei Wittminen unweit von Lyck in Ostpreußen. Er war von Jugend auf ein tapferer Mensch und ist als Held gefallen. Im Walde von Wittminen ist er bestattet worden. Auf seinem Grab liegt ein Kreuz.

Es lässt sich nicht ermitteln, ob er auch bei seinem Großvater in Wattenbek gewohnt hat oder in Bordesholm, jedenfalls war er dort nicht gemeldet. Sein Namenstein steht bei den Bordesholmern.

Ein besonderes Beispiel für das erwünschte Heldengedenken findet sich bei dem Bordesholmer Hans Köbke:

## Hans K**ö**bke

*ist am 24. März 1893 in Bordesholm geboren. Er besuchte das Gymnasium und trat bei seinem Onkel, einem Großkaufmann in Hamburg, in die Kaufmannslehre. Im Jahre 1913 diente er als Einjährig-Freiwilliger und nahm von 1914 -1917 am Kriege teil. Am 10. August 1917 ist er als Leutnant und Kompagnieführer in Rumänien gefallen. In einem Nachruf, den ihm und einem Kameraden im Namen des Offizierskorps der Kommandeur seines Regiments widmet, heißt es: „Zwei echte germanische Heldenjünglinge sind von uns gegangen, voll Jugendfrohsinn und Jugendmut, und doch so voll von sittlichem Ernst, von Opfersinn und hingebender Pflichttreue! Oft haben sie dem Tode ins Auge geschaut, nie ihn gefürchtet, als Helden ihm die Brust geboten, als er sie erzielte. Eng befreundet im Leben haben sie auch vereint die Gefilde der Helden im Jenseits betreten: unser Herrgott nahm sie kurz hintereinander zu sich. Sie sind unersetzlich, wie sie uns unvergeßlich sind als die Tapfersten der Tapferen. In schmerzlicher Trauer verhüllen wir das Haupt, --Sie waren unser Stolz.“*

*Hans K**ö**bke war Ritter des Eisernen Kreuzes II. und I. Klasse und des Königlichen Hausordens von Hohenzollern +*

Völkel hätte sicher keine Nachteile bei der braunen Obrigkeit gehabt, wenn er den Nachruf des Regimentskommandeurs nicht zitiert hätte.

Doch so bestätigt sich eher die Einschätzung Uwe Fentsahms in einer wissenschaftlichen Abhandlung über Völkel im Jahrbuch des Geschichtsvereins von 2007, wo er Völkel eine „nationalkonservative bzw. deutschnational-verblendete Grundhaltung“ bescheinigt.

Die Gemeinde Bordesholm hat ein etwa 100 m langes Sträßchen nach Völkel benannt.

Die Namensteine für das Ehrenmal wurden 1920 aufgestellt und schon da wurden nicht alle Wattenbeker Gefallenen erfasst, wie zum Beispiel der Sergeant Heinrich Wendt, der laut Kreisblatt bereits 1914 starb.

Völkels Ehrenbuch wurde 20 Jahre nach Kriegsende geschrieben. Es musste unvollständig bleiben, denn erfasst werden konnten wohl nur die durch die Fragebögen bei den Kirchenmitgliedern ermittelten Gefallenen. Das heißt, wessen Angehörige nicht der Kirche angehörten oder wer keine Angehörigen mehr im Kirchspiel Bordesholm hatte, fand keine Erwähnung. Sicher gab es aber außerdem Angehörige, die den Heldengedenktag ablehnten.

Welche Wattenbeker sind nun zweifelsfrei im Ersten Weltkrieg gefallen oder an Kriegsverletzungen gestorben?

Auf den elf Namensteinen von Wattenbek stehen (von links nach rechts) folgende Namen:



Theodor Fienke, Ernst Thorn, Robert Schöning, Heinrich Harms, Johannes Hamann, Christian Stange, Johannes Holm, August Sallein, Gustav Riepen und Hermann Riepen (auf einem Stein), Hans Wandschneider und August Stender.

Gebürtige Wattenbeker oder in Wattenbek wohnhaft waren davon nachweislich:

Robert Schöning, Heinrich Harms, Johannes Hamann, Christian Stange, August Sallein, Gustav Riepen, Hermann Riepen.

Sehr wahrscheinlich gehören auch Stender und Fienke dazu.

Stender ist in Eiderstede (heute Bordesholm) geboren und im Lazarett Cochem gestorben, er war mit einer Wattenbekerin verheiratet und dort auch 1915 angemeldet.

Bei Fienke dürfte sich nur um einen Übermittlungsfehler handeln, denn es war ein Theodor *Fincke* aus Bellin, Kreis Plön, der laut standesamtlichen Eintragungen 1915 als Wattenbeker starb.

Johannes Holm war laut Ehrenbuch am 3.5.1894 in Bossee geboren und ging am 28.8.1914 in einem Gefecht vor Helgoland mit dem Kreuzer „Cöln“ unter. Ein Bezug zu Wattenbek war nicht zu ermitteln.

Thorn war gebürtiger Neumünsteraner und wurde in Bordesholm konfirmiert und auch zeitweilig im Melderegister erwähnt, sein Stein sollte zu Bordesholm gehören.

Wandschneider stammte aus Wakendorf und war in Bordesholm gemeldet als er starb, sein Stein gehört zu Bordesholm. Zu Wattenbek gehört auch der vom Kreisblatt am 18.12.1914 als gefallen gemeldete Sergeant Heinrich Wendt. Das Standesamt nennt einen Heinrich Christian Wendt, geboren 1885 in Wattenbek. Ein Gedenkstein ist nicht vorhanden.

Bei Bordesholm findet man auch den gebürtigen Wattenbeker Emil Stange, der jedoch seinen Friseurladen in Bordesholm hatte und als Bordesholmer starb.

Bei Bordesholm steht auch ein Stein für Johannes Wilms, der laut Ehrenbuch bei seinem gleichnamigen Wattenbeker Großvater lebte und als Freiwilliger 8 Tage nach Kriegsbeginn fiel. Er hatte 1913 eine Friseurlehre in Neumünster beendet und war weder in Wattenbek

noch in Bordesholm gemeldet. Ein Bezug zu Bordesholm lässt sich nicht herstellen. Sein Stein gehört daher eher zu Wattenbek.

Bei den Bordesholmer Steinen findet sich *ein* Gedenkstein mit den beiden Namen Wilhelm Kohrt und Carl Reimers.

Über den gebürtigen Lütjenburger Kohrt gibt es hier keine standesamtlichen Unterlagen und Reimers ist in Neumünster geboren. Kohrt war Buchhalter bei der Hamburg-Amerika-Linie, aber mit der Wattenbekerin Magdalena Reimers verheiratet. Und Reimers war zur Zeit seines Todes wohnhaft gemeldet „am Bahnhof Bordesholm“. Diese Adresse benutzte man damals auch für Wattenbeker Gebäude bis in die heutige Wilhelm-Stabe-Straße hinein. Carl Reimers könnte der Wattenbeker Bruder von Magdalena und Schwager von Kohrt gewesen sein, weshalb man beide in einen Stein meißelte. Wegen Reimers sollte der Stein eher bei Wattenbek stehen.

Eine erneute, erweiterte Überprüfung anhand des Ehrenbuches war leider nicht mehr möglich, da im April 2014 unerwartet sämtliche Archivalien des Bordesholmer Kirchenbüros wegen Schimmelgefahr zum Trocknen ins Hamburger Kirchenarchiv gebracht wurden.

Nach dem derzeitigen Wissensstand lässt sich folgende Liste aufstellen:

### ***Wattenbeker Gefallene des Ersten Weltkriegs***

**Theodor Fincke  
Johannes Hamann  
Heinrich Harms  
Carl Reimers  
Gustav Riepen  
Hermann Riepen  
August Sallein  
Robert Schöning  
Christian Stange  
August Stender  
Heinrich Wendt  
Johannes Wilms**

## ***Die gefallenen Soldaten des Zweiten Weltkriegs***

konnten der 1991 erschienenen Dorfchronik entnommen werden. Die Namen wurden 2006 von Elke Gränert mit dem Bordesolmer Standesamt abgeglichen. Es starben folgende Wattenbeker Soldaten:

**Hans Andresen  
Karl Heinz Fasse  
Hermann Gabriel  
Hans Gier  
Heinrich Gier  
Hans Harms  
Hans Hartz  
Christian Hass  
Hans Heinrich Heesch  
Karl Otto Kranert  
Walter Lucht  
Gebhard Robert Reese  
Hermann Rehmke  
Christian Rixen  
Erich Robien  
Rudolf Sauerberg  
Karl Friedrich Schulz  
Christian Schulz  
Bruno Seemann  
Ernst Stange  
Friedrich Werner  
August Westphal  
Wilhelm Westphal**

Solch eine bedrückende Aufzählung am Wattenbeker Ehrenmal wäre eine viel stärkere Mahnung für den Frieden als die dürren Worte „Für euch“.

In Langwedel steht stattdessen:

Ji sund för uns in den Dod gahn,  
dat wüllt wi Ju nümmer vergeten!

1914 -1918

1939 -1945

– und außerdem sind die vielen, vielen Namen aller Gefallenen *beider* Kriege dort zu lesen.

Volker Heidemann

## ***Schleswig-Holsteins und Wattenbeks Landwirte im Jahre 1927***

Von 1914 bis 1932 gab es eine Reihe „Landwirtschaftliche Güter-Adreßbücher“ von allen deutschen Staaten und preußischen Provinzen, manchmal in zweiter oder dritter Auflage. Solch ein Exemplar aus dem Besitz von Wilhelm Schroedter erhielt Volker Techow, der es mir freundlicherweise zur Verfügung stellte. Darin finden sich einige interessante Informationen, die Vergleiche zu heute ermöglichen – und erstaunliche Aussagen über Land und Leute.

Schleswig-Holstein war 1927 die letzte Provinz, von der das Werk erschien, ein dicker Wälzer von über 550 Seiten zu 22 Mark.

Darin *bemühte* man sich u. a. festzuhalten: *sämtliche „Rittergüter, Güter und Höfe von ca. 20 ha aufwärts mit Angabe der Gutseigenschaft, der Gesamtfläche und des Flächeninhalts der einzelnen Kulturen, des Viehbestandes, der eigenen industriellen Anlagen und Fernsprechanchlüsse, Angabe der Besitzer, Pächter und Verwalter, der Post-, Telegraphen- und Eisenbahnstationen und deren Entfernung vom Gute ...“*

„Bemühte“, weil wir dem Vorwort Folgendes entnehmen können:

*„Zu unserem Bedauern müssen wir feststellen, daß die Herausgabe unseres Adreßbuches in Schleswig-Holstein auf Schwierigkeiten gestoßen ist, die in jedem anderen Gebiete Preußens und des Reiches nicht vorhanden waren. In anderen Gegenden Deutschlands drängt die Landwirtschaft auf häufige Neuauflagen derartiger Adreßbücher, in Schleswig-Holstein dagegen haben sich weite Kreise von der Mitarbeit ausgeschlossen! Wir sind überzeugt, daß die Herausgabe der zweiten Auflage mehr Verständnis finden wird. Für jede Ergänzung, Verbesserung und Berichtigung sind wir dankbar. Sie werden in der zweiten Auflage benutzt werden.“*

Nun, da muss es sich doch bei den hiesigen Landwirten um einen ganz besonderen Menschenschlag handeln. Und zu einer zweiten Auflage kam es auch nicht.

Der Herausgeber mutmaßt, dass die vielen Mängel seines Werkes dadurch entstanden, dass *„zahlreiche Landwirte die Beantwortung*

der versandten Fragebögen aus Furcht vor erhöhtem Steuerdruck unterlassen haben“, was natürlich grundlos sei, da das Verzeichnis nicht amtlich und die Finanzämter auf anderem Wege lückenloses und verbindliches Material erhalten könnten.

Der Zweck des Werkes sei dagegen, dem Landwirt einen Ein- und Überblick über seinen eigenen und den wichtigsten Berufsstand der Provinz zu geben, den Geschäftsverkehr der Landwirtschaft mit Industrie, Handel, Handwerk bei An- und Verkäufen zu erleichtern, zu fördern und durch eine gezieltere Werbetätigkeit die wahllose Überschwemmung mit Angeboten zu vermeiden.

Auch nicht alle Wattenbeker Landwirte waren begeistert von der Fragebogenaktion des Adressbuchverlags, wie die fehlenden Angaben in der folgenden Tabelle erkennen lassen.

Wattenbek, Krs. Bordesholm Post, Telefon, Eisenbahn 1,5 km	Alfred Techow	Joh. Gabriel	August Gier	Chr. Rixen	Adolf Schroedter	Wilh. Wulff
Grundsteuer Reinertrag RM		962	861	827	930	935
Hektar insgesamt	60	65	51	54	62	55
Acker inklusive Garten		38	45,7	45,3	43	49,4
Wiesen		7	2,9	3,5	5	2,8
Weiden		13		3	7	
Holzungen		5	2,8	2,4	5	2,8
Unland, Wege usw.		2			2	
Pferde		10	5		10	
davon Zuchtstuten			1		1	
Rindvieh insge- samt		50	39		50	
davon Kühe		24	18		20	
Schafe						
Schweine	ca. 100	60	41		50	
Fernsprech- anschluss	B'holm 101	B'holm 187				

Im Nachtrag des Buches wird Heinrich Sauerberg erwähnt als einer derjenigen, die den Fragebogen nicht zurückschickten, dessen Betriebsgröße von 22 ha jedoch der Schriftleitung bekannt war. Alfred Techows Hof war 1927 an Marx Reshöft verpachtet, vielleicht fehlen die Angaben deshalb – woher man von den 100 Schweinen wusste, ist unklar. Schafe hatte keiner.

Der Hof von Bürgermeister Wilhelm Stabe war zu klein und wurde nicht erfasst. Rixen und Wulff machten leider keine Angaben zum Viehbestand, doch Rixen hatte 1927 bestimmt weniger Schweine als 2014.

Von den preußischen Provinzen hatte Schleswig-Holstein im Verhältnis zur Bodenfläche den höchsten Viehbestand. Bei der letzten Viehzählung vor 1927 zählte man

39.300 Fohlen	
141.000 Pferde	gegenüber 44.000 Pferden 2010
56.000 Kälber	
338.000 Jungvieh	
28.000 Ochsen	
4.000 Bullen	
406.000 Kühe	
832.800 Rindvieh insgesamt	gegenüber 1,4 Mio Rindern 2013
857.000 Schweine	gegenüber 1,5 Mio Schweinen 2013
111.026 Schafe	gegenüber 186.000 Schafen 2013
40.300 Ziegen	
2.676.000 Federvieh	

Hierauf ist auch eine bemerkenswerte Aussage über die Schweinehaltung 1927 und vor 1914 zu lesen:

*„Die Schweinezucht wurde vor 1914 fast industriell in großen Schweinemästereien betrieben, die losgelöst von einem landwirtschaftlichen Betrieb mit russischer Gerste mästeten. Mit dem Fortfall der Einfuhr sind die meisten dieser Betriebe eingegangen. Heute ist die Schweinezucht und -mast wieder ein regelrechter Zweig der Wirtschaft geworden und beginnt seine große Bedeutung wiederzugewinnen.“*

Interessant ist auch der Vergleich von Anbauflächen und Erträgen Schleswig-Holsteins:

dz=dt=100kg	Anbaufläche ha 1926	Ertrag dz/ha	Anbaufläche ha 2012	Ertrag dt/ha
Weizen	33.300	27,3	221.000	90
Roggen	119.900	17,6	26.100	76
Wintergerste			53.200	92
Sommergerste			8.100	55
Gerste	39.884	20,9	61.300	87
Hafer	151.500	20,2	4.500	59
Kartoffeln	30.500	160	5.490	360
Zuckerrüben	339	258	8.800	642
Runkeln	115.000	453		
Klee u. Luzerne	61.000	46		
Wiesen	167.00	36		
Winterraps			60.500	42
Futtererbse			400	–
Ackerbohnen			1.200	30(2009)
Silomais			180.731	403

Erstaunlich sind die Ertragssteigerungen seit 1927. Volker Techow meint dazu nur kurz: „Chemie“. Doch es müssen auch klügere Anbaumethoden und hochgezüchtete Pflanzen eine Rolle spielen, denn selbst der weitgehend ohne Chemie auskommende Ökollandbau liegt mit seinen Erträgen von etwa 75% des konventionellen Anbaus noch weit über den Erträgen von 1927.

Zu guter Letzt schenkt der Verfasser der allgemeinen Schilderungen von Land und Leuten Wattenbek noch eine touristische Attraktion sondergleichen. Wattenbek liegt ja auch an der Eider, wenn auch nur etwa 300 m von der Burbekmündung bis zur L49. Die Eider fließt dort etwa in 21 m Höhe über NN. Und über dieses Flüsschen heißt es in „Niekammer’s Adreßbuch“, Seite X, dass sie der

wasserreichste Fluss Schleswig-Holsteins sei, als Wasserstraße unbedeutend und wenig Gefälle Richtung Nordsee habe. Und weiter: *„Sie entspringt südlich von Kiel bei Bothkamp, durchfließt den Bothkammer und den Einfelder See!!!, ..., dann Schulen-, Westen- und Flemhuder See...“*.

Da der Einfelder See 26,4 m über NN liegt, muss die Eider hier irgendwo durch das Wattenbeker Gemeindegebiet zum Einfelder See 5 m in die Höhe klettern – und das schon seit 1927! Es wird Zeit, dass die Gemeinde das endlich touristisch verwertet, wer hat schon solch ein physikalisches Wunder vorzuzeigen?!



Henry Grimm

### ***Meine Jugendzeit in Wattenbek***

#### *Wir waren drei Pflegekinder*

Hiermit beschreibe ich meine Kindheit und Jugendzeit bis zum 19. Lebensjahr. 1935, ein Jahr nach meiner Geburt in Kiel am 29. Juni 1934, kam ich zu den Pflegeeltern Johannes und Dora Griese in Wattenbek. Sie hatten bereits mit Renate und Herbert zwei eheliche Kinder. Mit mir kamen Irene Reger und Günter Grabbert als Pflegekinder hinzu. Sollten wir drei fremden Kinder tatsächlich ein Zuhause bekommen? Ich spürte keinen Hauch von menschlicher Wärme und Zuneigung. Später setzte sich in mir die Erkenntnis durch, dass wir zum Arbeiten aufgenommen worden waren. Außerdem bezahlte der Staat Pflegegeld.



Von links: Henry Grimm, Herbert Griese, Dora Griese, Johannes Griese,  
Irene Reger, Günther Grabbert

Foto: Lange, Schmalstede

### *Das Haus*

meiner Pflegeeltern steht in der Wilhelm-Stabe-Straße 49. Es ist in dem Buch „Wattenbek – damals und heute“ auf Seite 201 oben links am linken Bildrand abgebildet: Es ist das höchste mit Krüppelwalm-dach. Das Haus hatte zwei Wohn-, zwei Schlafzimmer, eine Wohnküche, eine Waschküche, eine Toilette (Plumpsklo), einen Keller und einen Bodenraum. In einem Stall waren Schweine und Hühner untergebracht. Das kleinere ständig benutzte Wohnzimmer wurde beheizt mit einem Ofen, aus dem ein langes Rohr durch den Raum zum Schornstein führte. Zwei einzelne eingerahmte Schwarz-Weiß-Fotos über dem Sofa zeigten meine Pflegeeltern in nicht zu übersehender Größe. Ein Bild mit dem Kopffoto von Adolf Hitler, dem Führer des Deutschen Volkes, hing an der Wand neben dem Ofen.

Dort war auch das eingerahmte Lied „Aus der Jugendzeit“ von Friedrich Rückert aufgehängt. Das größere Wohnzimmer war das sogenannte „gute Zimmer“. Es hatte einen hübschen Kachelofen mit einer Einrichtung zum Backen von Bratäpfeln. Weiterhin gehörten zum feudalen Zimmer ein besonders schöner Schrank und ein langer Tisch mit sechs wunderbar gefertigten Stühlen. Dieses Zimmer durfte nur zu Festlichkeiten benutzt werden, z. B. zu Weihnachten. Einige Tage vor Heilig Abend wurde die Tür verschlossen. Ein Blick durchs Schlüsselloch ließ nichts von den Vorbereitungen erkennen. So warteten wir neugierig und gespannt, bis endlich eine Glocke erklang und die Tür geöffnet wurde. Der erleuchtete Tannenbaum strahlte uns entgegen. Wir sangen ein Lied und wurden zu unseren Geschenken geführt. In der Kriegs- und Nachkriegszeit fielen die Gaben sehr spärlich aus. Ich erinnere mich, ein aus einer Holzscheibe gesägtes Pferd auf einer Holzplatte mit Rädern bekommen zu haben.

### *Im Winter*

war es „lausig“ kalt. Obgleich die Fenster mit doppeltem Rahmen versehen waren, gefroren sie regelmäßig. Wunderschöne Eisblumen bildeten sich auf den Scheiben.

An Heizmaterial hatten wir vorgesorgt. Torf hatten wir im Dosenmoor gegraben. Dort besaßen meine Pfielgtern eine kleine Torfstichfläche. Vater stach die nassen Soden mit einem Torfmesserscheibenweise im tieferen Grund ab und warf sie mit einem Schwung nach oben. Es wirkte auf mich, wie wenn er Käse in Scheiben schnitt. Wir Kinder stapelten die Torfsoden in kleine „Ringel“, durch die der Wind hindurch wehen und sie trocknen konnte. Um für das Verladen auf Fahrzeuge Zeit zu gewinnen, wurden sie in „Diemen“ zusammengetragen.

Auch mit Holz wurde geheizt. Es wurde vom Bauern geliefert, musste noch gesägt und klein geschlagen werden. Zum Sägen benutzten wir eine große Blattsäge mit je einem Griff am Ende des Sägeblatts. Sie konnte nur gezogen werden, wofür zwei Personen erforderlich waren. Tannenzapfen waren ebenfalls ein gutes Heizmaterial. Wir sammelten sie im Wattenbeker Gehölz und brachten sie in

einer Schubkarre nach Hause.

„Stubben“ (Wurzeln von geschlagenen Bäumen) haben wir auch gerodet. Sie wurden mit dem Spaten vom Erdreich und mit einer Axt von längeren Wurzeln befreit. Das war eine harte Knochenarbeit, die sich aber lohnte. Die Stubben waren ein großartiges Brennmaterial. Nicht vergessen habe ich, dass wir aus der Schlacke des Heizmaterials für Lokomotiven Koksreste suchen durften. Das wurde uns ermöglicht, weil unser Vater bei der Reichsbahn beschäftigt war.

### *Die Küche*

war der Gemeinschaftsraum für die Familie. Beim Essen saßen wir um einen großen Tisch herum. Zum Abwaschen des Geschirrs wurde der Tisch nochmals vergrößert. Im ausgezogenen unteren Teil befanden sich zwei Schüsseln. In der einen wurde das Geschirr abgewaschen. In die andere Schale wurde das Geschirr zum Abtrocknen gelegt. Der Küchenherd war mit Ringen ausgestattet, um Kochtöpfe verschiedener Größe aufzunehmen. Im Backofen wurden nicht nur Kuchen gebacken, sondern auch nasses Holz zum Heizen getrocknet. An der Wand war ein Regal angebracht mit „Kruken“ für Pfeffer, Salz, Muskat und andere Gewürze. „Sich regen bringt Segen“ war auf einem Spruchband der ständige Hinweis, sich Mühe im Leben zu geben. Mein liebstes Essen war der „Große Hans“. Das war ein Mehlkloß mit Rosinen gebacken. Dazu gab es Pflaumensoße. Die Erwachsenen tranken „Muckefuck“. Das war ein aus verschiedenen Getreidesorten hergestellter Malzkaffee. Er wurde auch als Landkaffee bezeichnet. Wir Kinder tranken Milch.

Ein Bad gab es nicht. Wir wuschen uns in einer Waschschale mit kaltem Wasser aus dem Brunnen. Mit Hilfe einer Handpumpe wurde es an die Oberfläche geholt. Samstags war „Badetag“. Ein großer Holzbottich wurde mit reichlich Wasser gefüllt für die ganze Familie. Wir Kleinen waren zuerst dran. Wir durften nicht zu lange drin bleiben. Wenn das Wasser nicht mehr warm genug war, wurde heißes Wasser vom Herd genommen und nachgegossen. Im Nachthemd und eingewickelt in Tüchern nahmen wir nach dem Baden das Abendbrot ein. Stimmungsvoll wurde es in der Küche durch die Be-

leuchtung aus einer Petroleumlampe. Der Lichtschein in der Glasröhre („Zylinder“) wurde erhellt durch eine Messingscheibe dahinter. So sparten wir Strom.

Kriegsgefangene, die meinem Vater in der Werkstatt bei der Reichsbahn zugeteilt wurden und uns bei der Gartenarbeit halfen, durften nur in der Küche das Essen einnehmen. Es war bei Strafe verboten, dass sie mit uns in einem Raum aßen. Einer der russischen Kriegsgefangenen konnte wunderbar Aquarellbilder malen. Er hinterließ uns ein Gemälde vom Bordesholmer See. Ich wollte es gerne besitzen. Das wurde mir verwehrt.



Gemälde des russischen Kriegsgefangenen M. Makarow  
Foto: AG Heimatsammlung im Klosterstift Bordesholm

### *Einschulung*

Ostern 1940 wurde ich zusammen mit meiner Pflegeschwester Irene eingeschult. Als Schule diente ein Gebäude in der Nähe vom

Bordesholmer Bahnhof. Es gab mehrere erste Klassen, wir wurden der sechsten Klasse zugeteilt. Jungen und Mädchen nahmen gemeinsam am Unterricht teil. Unser Klassenlehrer war Herr Pätou. Wir mochten ihn. Er hatte ein Haus in der Bahnhofstraße. Es fiel im Winter dadurch auf, dass ein übergroßer Schneemann im Vorgarten stand. Den Lehrern war ich ein Gräuel. Sie kamen mit dem unruhigen Henry „Wippsteert“ nicht zurecht. Ich war vorlaut, was mir einmal im Zeugnis die Bemerkung „nicht ohne Tadel“ einbrachte. Dennoch hatte ich gute Noten. Wegen meiner Wesensart hätte ich gerne gewusst, wer meine natürlichen Eltern waren. Ich lernte sie nie kennen.

### *Kinderarbeit*

Nach dem Schulunterricht und den erledigten Hausaufgaben wurden wir intensiv in Hausarbeiten eingebunden. Es wartete der übergroße Garten auf uns. Unkraut jäten, Beete und Wege sauber halten, waren ständig wiederkehrende Aufgaben. Die Erntezeit begann mit dem Spargelstechen. Später folgte das Aufnehmen von Kartoffeln. Erbsen, Bohnen und Wurzeln wurden in Dosen eingekocht. Vorher fuhren wir mit den gefüllten Dosen im Dorf zur Schmiede. Dort wurden sie mit Hilfe einer speziellen Maschine „zugedreht“ und zu Hause gekocht.

Die Schmiede der Familie Steen befand sich hinter dem Diekredder in der Linkskurve zum Dorf. Dort wurden die Pferde beschlagen. Die Hufeisen wurden zuvor im Feuer zum Glühen gebracht, auf dem Amboss geformt und dem bereitstehenden Pferd mit langen Nägeln auf die Hufe geschlagen. Ich durfte einmal zusehen.

Neben dem Einkochen von Gemüse wurde Obst in Einmachgläsern eingeweckt. Dazu diente ein Einmachkessel mit einem Gestell, auf dem die Gläser in den Kessel gelassen und gekocht wurden. Es war ein großartiger Anblick und ein beruhigendes Gefühl, die Regale im Keller gefüllt zu sehen.

Es kamen Kartoffeln von den Bauern hinzu. Diese hatten wir als Lohn für unseren Einsatz bei der Ernte auf dem Felde bekommen. Um unseren Vorrat zu vermehren, durften wir auf demselben Feld Kartoffeln „stoppeln“ (heraushacken). Das fiel uns nicht schwer,

wussten wir doch, wo wir sie in den Boden getreten hatten.

Die Kornfelder konnten nicht so gründlich abgeerntet werden, dass wir nicht noch genügend Korn in Ähren fanden. Wir tauschten sie in der Brügger Mühle gegen Mehl.

Sirup wurde aus Steckrüben gemacht. Sie wurden geschrubbt, klein geschnitten und im Waschkessel gekocht.

Wenn der Waschkessel frei war, wurde die Wäsche darin gekocht. Das geschah einmal im Monat. Dann war Washtag. Die Bettlaken wurden in der Wringmaschine mit erheblicher Körperkraft ausgewrungen und zum Trocknen auf die Leine gehängt. Der Vater nahm wegen der schweren Arbeit einen Tag Urlaub.

Beim Gärtner Schütz in der Bahnhofstraße standen wir in Viererrei zum Kauf von Tomatenpflanzen. Beim Schlachter Hansen mussten wir uns ebenfalls in der Viererformation anstellen, um Fleischbrühe zu bekommen. Sie wurde wegen der großen Nachfrage immer dünner.

### *Bienen*

hatten wir auch. Sie waren im unteren Teil unseres Gartens in einem Holzhaus untergebracht. Mehr als 20 Bienenvölker wurden von meinem Vater betreut. Wir Kinder durften zugucken, wenn die mit Honig gefüllten Waben aus den Kästen genommen wurden. Ausgestattet mit einer Imkerpfeife und besonderem Kopfschutz hielt sich der Vater die Bienen vom Leibe. Schließlich wollten sie sich wehren gegen den Störenfried. Beim Honigschleudern durften wir aktiv mitmachen. Die Waben wurden „entdeckelt“ und so in die Schleuder gestellt, dass der Honig gleichmäßig auslaufen konnte. Ein Erlebnis für uns Kinder war, die Honigschleuder zum Schluss auslöffeln zu dürfen. In der Zeit des „Dritten Reiches“ musste Honig an den Staat abgeliefert werden.

In Erinnerung ist mir geblieben, dass eine einzelne Biene mich intensiv verfolgte. Ich versuchte, vor ihr wegzulaufen. Es gelang mir nicht. Sie stach mich zwischen meine beiden Augen. Danach konnte ich tagelang nichts sehen, abgesehen von dem Schmerz, den ich ertragen musste.

### *Sauberkeit*

Eine meiner Aufgaben bestand darin, jeden Samstag die Wege vom Grundstück unseres Hauses zur Straße und den Bürgersteig mit Regenrinne zu reinigen. Der begehbare Bereich wurde gefegt, der Teil daneben geharkt und mit einem Zierstreifen versehen. Ich wurde sehr böse, wenn jemand den Streifen betrat. Die immer wiederkehrenden Arbeiten setzten sich in mir zu einer Sauberkeitsmanie fest.

### *Schwein gehabt*

Wir waren im hohen Grade Selbstversorger. Neben Obst und Gemüse hatten wir Hühner, Kaninchen und Gänse. Die Schweine wurden mit Kartoffelschalen und „Drang“ gefüttert. Als Drang wurden Essensreste bezeichnet. Diese holten wir in Eimern vom „Serbenlager“. Es befand sich am Feldweg (jetzt Schulstraße) – Ecke Brügger Chaussee. Der Drang wurde uns durch den Drahtzaun gereicht.

Wenn es ans Schweineschlachten ging, verkroch ich mich. Dennoch musste ich eine „Hausschlachtung“ miterleben. Der Knecht eines Bauernhofes kam zu uns. Alles war vorbereitet: ein Trog, heißes Wasser und eine Leiter. Das Schwein wurde aus dem Stall auf den Hof geführt und mit einem seiner hinteren Beine an einen festen Gegenstand gebunden, damit es nicht wegläufen konnte. Der Schlachter versuchte, es mit der stumpfen Seite der Axt zu betäuben. Er traf nicht voll den Kopf. Das Schwein schrie so erbärmlich, dass ich es noch heute höre. Der Mann holte erneut aus und traf den Kopf des Schweines mit voller Wucht, so dass es nach mehrmaligem Gurgeln verstummte. Nun waren schnelle Handgriffe erforderlich. Das Schwein wurde abgestochen und das Blut aufgefangen. Der tote Körper wurde in einen großen Trog gelegt und mit heißem Wasser übergossen. Dadurch konnte man die harten Borsten besser und schneller vom Körper entfernen. War das erledigt, wurde das Schwein auf einer Leiter an einer Wand hochgestellt und geöffnet. Das Innere wurde herausgenommen, Herz, Leber und Nieren besonders bearbeitet. Die Därme wurden bestimmt für herzustellende Würste. Das Blut wurde zu „Schwarzsauer“ verarbeitet. Es schmeck-

te hervorragend zu Kartoffeln und Klößen. Mit der Verarbeitung waren hauptsächlich die Frauen beschäftigt. Das Schlachten wurde mit einem Umtrunk beendet. Daran nahmen die Nachbarn teil, die geholfen hatten. Später kam ein Tierarzt. Er versah das Fleisch mit einem Stempel, wenn er festgestellt hatte, dass es trichinenfrei war. In einem Bottich (große Holztonne) wurde das Fleisch eingepökelt, d.h. schichtweise aufeinander gelegt und mit viel Salz versehen. Später brachten wir Kinder Schinken und Würste zur Räucherkatte. Dafür benutzten wir einen Bollerwagen. Er war aus Holz hergestellt. Die Reifen waren mit Eisenringen verstärkt. Mit langen hölzernen Stangen wurden die Schinken und Würste hoch oben im Rauch aufgehängt.

### *Die Räucherkatte*

Die Räucherkatte hat sich tief in mein Bewusstsein eingepägt. Sie ist das Symbol meiner Heimat geworden. Dass sie 1789 im Jahr der Französischen Revolution gebaut worden war, habe ich später erfahren. Seitdem hat sie für mich eine noch größere Bedeutung erlangt. Ich besuche sie regelmäßig, wenn wir Ehemaligen uns zum Klassentreffen zusammenfinden.

### *Mittelschule*

Damit bin ich wieder beim Thema „Schule“. Nach vier Jahren Volksschule (heute Grundschule) wechselten meine Pflschwester und ich 1944 zur Mittelschule (heute: Realschule). Die Wege wurden länger. Weil wir keine Fahrräder hatten, mussten wir bis zu einer Stunde zu Fuß gehen, zuerst zu einer Schule in Eiderstede, später zu einem Kaufhaus am Bordesholmer Lindenplatz, in dem eine Klasse eingerichtet war. Auch in der zur Hitlerzeit so benannten „Gauschule“ bei der Klosterkirche hatten wir Unterricht. Schwierigkeiten hatte ich mit meinen Schuhen im Winter. Die Sohlen waren aus Holz. Bei Schnee bildeten sich Klumpen unter den Schuhen, so dass ich „wie auf Eiern“ den langen Hin- und Rückweg zurücklegte.

*„Durch Kriegs- und Kriegsfolgewirkungen wurde der Unterricht an der Mittelschule Bordesholm vom Herbst 1944 bis April 1945 sehr beeinträchtigt. Ordnungsgemäßer Unterricht konnte in diesem Zeitraum nicht erteilt werden. Im ganzen wurde der Unterricht vom Herbst 1944 an durch dauernden Alarm, zuletzt besonders durch Tiefflieger und durch gedrückte Stimmung aller Bevölkerungskreise sehr beeinträchtigt. Von April bis Weihnachten 1945 ruhte jeder Schulbetrieb“.*

Diese Bescheinigung erhielt ich für meine späteren beruflichen Bewerbungen. Sie war gar nicht erforderlich, denn jeder hatte die chaotischen Zustände am Ende des Zweiten Weltkriegs erlebt.

### *Der Zweite Weltkrieg*

Wir blieben von direkten Kriegshandlungen verschont. Von den Einsätzen der Wehrmacht an den verschiedenen Fronten erfuhren wir Kinder nichts. Wenngleich wir mit dem „Volksempfänger“ ein Radio hatten, waren wir zu jung, um die Zusammenhänge vom Krieg aufzunehmen.

Die Kriegshandlungen kamen näher an uns heran. Die nahe liegende Stadt Kiel wurde furchtbar zerstört. Sie wurde vor allem nachts bombardiert. Zuerst machten feindliche Flieger die Stadt mit sog. „Tannenbäumen“ taghell. Dann folgten die Geschwader mit ihrer zerstörenden Bombenlast. Die in Kirchbarkau stationierte Flak war zu schwach, die Flieger abzuwehren. Mit Scheinwerfern wurde versucht, sie ins „Fadenkreuz“ zu ziehen und abzuschießen.

Auch die Tuch- und Lederstadt Neumünster wurde heftig bombardiert. Weil die deutsche Luftabwehr ausgeschaltet war, konnten die feindlichen Flieger in aller Ruhe ihre Bomben über der Stadt abwerfen. Wir beobachteten, wie hoch oben die Flugzeuge langsam ihre Bahnen zogen. Sie glänzten in der Sonne.

Auf den Feldern hinter dem Grundstück meines Elternhauses wurde für die in Kiel ausgebombten Menschen die „Finnenhaussiedlung“ nach dem Muster finnischer Häuser aus Holz gebaut. Wir freundeten uns schnell an mit den Bewohnern, insbesondere mit den Kindern im gleichen Alter.

Ich gehörte zur Deutschen Jungenschaft (DJ), der Vorstufe zur Hitlerjugend (HJ). Wir mussten an jedem Sonntagmorgen an Geländespielen teilnehmen. Sich im Walde verstecken war für uns Jungs ein wunderbares Spiel. Wir erkannten als junge Burschen nicht, dass wir für einen späteren Einsatz bei der Wehrmacht vorbereitet werden sollten. An einem Beispiel wurde mir jedoch klar, dass wir in gewissen Fängen waren. Ein Schüler unserer Klasse beteiligte sich nicht an der Ausbildung. Deshalb wurde er am Bordscholmer See durch eine von uns gebildete Doppelreihe getrieben und verhöhnt. Das nannte man „Spießbrutenlaufen“. Später erfuhr ich, dass seine Eltern gegen Adolf Hitler waren.

Mein Pflegevater wurde zum Ende des Krieges noch an der Panzerfaust ausgebildet. Er sollte mit dem „Volkssturm“ den Feind aufhalten. Dazu kam es nicht mehr.

Ein letztes Aufbäumen war auch an den Zügen ablesbar. „Räder müssen rollen für den Sieg“ stand in großen Buchstaben an den Lokomotiven. Die Züge waren mit einer Abwehrkanone bewaffnet.

Die Kapitulation des Dritten Reiches am 8. Mai 1945 habe ich in deutlicher Erinnerung. Wir „Pimpfe“ marschierten geschlossen zum Haus des Gauleiters und sangen Kampflieder. „Siehst Du im Osten das Morgenrot“ gehörte dazu.

Der Krieg war zu Ende. Geflüchtete Bauernfamilien aus Ostpreußen zogen mit ihrem Hab und Gut auf Leiterwagen an unserem Haus vorbei ins Dorf. Sie sollten bei den Bauern untergebracht werden. Später erfuhren wir, dass es Schwierigkeiten gegeben hatte.

Einen Halt legte auch eine Kolonne englischer Soldaten in unserer Straße ein. Sie machten einen sehr gepflegten Eindruck. Ihre Uniformhosen hatten einen Kniff (eine eingenähte Bügelfalte). Ihre Stiefel glänzten vor Sauberkeit. Auch die Fahrzeuge machten einen sehr gepflegten Eindruck. Die Soldaten benahmen sich nicht wie siegreiche Besatzer. Ein Soldat kam in unser Haus. Weil er nichts sagte und sich nur umschaute, sprach ich ihn an mit der Bemerkung „It's very hot today, isn't it?“. Er lächelte und verließ unser Haus.

Der Schulunterricht war schon seit längerer Zeit ausgefallen. Unser Englischlehrer, Herr Wendling, bot uns einen Unterricht in seinem Haus in Eiderstede an. Wir nahmen mit einigen Schülern teil. Im Wohnzimmer stand ein großes Klavier. Schade, dass Herr Wendling nicht darauf spielte. Vielleicht hätte er meine Neigung zur Musik erkannt. So musste ich mich auf das Singen von Liedern zuhause und auf Wanderungen beschränken. Meiner Schwester und mir sagte man nach, dass wir als Kinder sehr gut singen konnten. Wir hatten eine sehr hohe Stimme. Davon waren unsere Nachbarn entzückt, wenn sie uns hörten.

### *Spielzeug selbst hergestellt*

Eigentlich erlebten wir Pflegkinder eine sehr interessante Zeit. Weil wir kein Spielzeug hatten, improvisierten wir mit selbst gebastelten Gegenständen. Aus Holzwolle formten wir einen Ball. Er wurde zu einer runden Kugel geknetet und mit einem ausgedienten Strumpf umwickelt. Die Straße vor dem Haus war der Spielplatz. Sie konnte ungestört benutzt werden. Autos gab es nicht. Radfahren lernte ich auf einem für mich zu großen Herrenrad, das ich unterhalb der Querstange in schräger Körperhaltung nach vorne bewegte. Ich kam mir vor wie ein Artist.

### *Kegeln aufsetzen*

Taschengeld gab es nicht. Mein erstes Geld verdiente ich mit Kegelaufsetzen. Eine Kegelbahn befand sich beim Hotel am Bahnhof. Dort war ich an manchem Sonntag neun Stunden nacheinander im Einsatz. Schmerzhaft war, wenn der vordere Kegel, von der Kugel getroffen, unkontrolliert durch die Gegend sauste und mich am Schienbein traf. Von dem Geld für das Kegelaufsetzen musste ich mich einkleiden. Bedeutsam wurde für mich das Jahr 1948. Im Juni wurde die Geldwährung von der Reichsmark (RM) auf die Deutsche Mark (DM) umgestellt. Sie hatte einen hohen Wert. Von nun an durfte ich nicht mehr neun Stunden Kegeln aufstellen. Die Kegler setzten

jetzt ihre eigenen Söhne ein.

### *Das Leben im Dorf*

Das eigentliche Dorfleben ging an mir vorbei. Ich habe lediglich Milch vom Bauern geholt. Pflegeschwester Irene ging bis Negenharrie, um eine Kanne voll zu „ergattern“. Nach dem Kriege wurden wir vom Milchmann Hans Hamann versorgt. Er fuhr mit seinem Lieferwagen durch die Straßen und machte sich mit seiner Klingel bemerkbar. Wir nannten ihn „Hans Bottermelk“. Er fuhr so lange, bis der Wagen auseinander brach. Das habe ich nicht mehr miterlebt.

Pflegebruder Günther liebte die Arbeit auf dem Bauernhof. Sein ständiger Platz war auf dem Trecker und auf dem Felde. Er nahm auch am „Ringreiten“ teil. Ein Pferd wurde ihm vom Bauern Gabriel zur Verfügung gestellt. Eine auf einer Querstange aufgehängte Ringscheibe musste beim schnellen Ritt mit einem Spieß aufgefangen werden. Die Sieger wurden am Abend in der Gaststätte Lühje gefeiert.

### *Rummelpott*

Am Silvesterabend verkleideten wir Kinder uns und gingen mit dem Rummelpott von Haus zu Haus. Der Rummelpott war eine Blechdose, die mit einer Schweinsblase überzogen wurde. In die Mitte steckten wir einen Stab, der bei schnellen Bewegungen ein widerliches Geräusch machte. Nach dem gesungenen Lied „Lieschen mak de Dör op, de Rummelpott will rin. Hau de Katt den Schwanz aff, hau em nicht to lang aff. Latt'n lütten'n Stummel stahn, denn wi wüllt noch wieder gah'n“ hielten wir den Beutel auf für Äpfel und Süßigkeiten.

### *Die Eider*

Als Naturbad lockte die Eider, ein in der Nähe unseres Dorfes vorbeifließender Bach. Dorthin gelangten wir zu Fuß über den Eiderweg, vorbei an mehreren Feldern. Die Eider war hier aber zum Schwim-

men nicht tief genug.

### *Der Bordesholmer See*

Zum Schwimmen lud der Bordesholmer See ein. Vom Diekredder ausgehend erreichten wir die Unterführung der Bahnstrecke Neumünster-Kiel. Danach überquerten wir die Kieler Straße und waren bald an unserem Liegeplatz am See. Das Schwimmen mussten wir uns selbst beibringen.

### *MTV Bordesholm*

Mit der Fortsetzung des Schulunterrichts nach Kriegsende wurden wir enthusiastisch vom Lehrer darauf hingewiesen, dass das Geräteturnen im MTV Bordesholm wieder weiterging. Wir nahmen voller Erwartung teil und wurden nicht enttäuscht. Herr Marx leitete den Verein. Geräteturnen hat uns zu Disziplin und guter Körperhaltung geführt. Mein Lieblingsgerät war der Barren. Das Vereinsabzeichen „MTV Bordesholm“ hat einen dauerhaften Platz in meinem Fotoalbum bekommen.

### *Konfirmation*

Am 14. März 1948 wurden wir in der Klosterkirche zu Bordesholm vom Bischof D. Völkel konfirmiert. Wir waren die letzte Konfirmandengruppe, die von ihm „im Worte Gottes“ unterwiesen wurde. Zum Abschluss wurden wir geprüft. Der Bischof stellte uns eine schwierige Frage. Keiner konnte sie beantworten. Schließlich wandte er sich an mich mit der Bemerkung, dass ich es wohl könnte. Ich konnte es und setzte damit die Anwesenden in höchstes Erstaunen, meine Pflegemutter in höchste Begeisterung. Als Konfirmandenanzug hatte ich einen dunklen Skianzug aus einem Care-Paket. Care war eine private Hilfsorganisation aus den USA zur Linderung der Nachkriegsnot insbesondere in Deutschland. Mit ihrer Unterstützung gab es auch die „Schulspeisung“. Sie bestand aus einer süßen Milchsuppe. Daran durften die Bauernkinder nicht teilnehmen. Weil sie so

hervorragend schmeckte, tauschten sie ihr üppiges Bauernbrot gegen unsere Speise.

### *Zeitungen austragen*

Ich weiß nicht mehr, ab wann wir Kinder eingespannt wurden beim Zeitungsaustragen. Die „Kieler Nachrichten“ wurden an der Kreuzung Kieler/Holstenstraße in Bündeln abgelegt. Unsere Mutter befestigte sie auf ihrem Fahrrad und bediente die Bezieher der Zeitung in der Holsten- und Bahnhofstraße. Wir Kinder verteilten sie in den Nebenstraßen. Wir erledigten unsere Aufgabe im Laufschrift. An bestimmten Stellen holten wir die Mutter wieder ein. Wir wurden mit einem weiteren Paken Zeitungen in die nächsten Seitenstraßen geschickt. Von einem Zeitungsbezieher in der Mittelstraße bekam ich zu Weihnachten einen dreh- und schwenkbaren Spielkran aus Metall. Ich war überglücklich. Das Zeitungsaustragen endete in Wattenbek. Dort wurde im Winter der lange Weg von der Straße bis zu einem auf der Anhöhe stehenden Haus wegen hohen Schnees oft sehr beschwerlich.

### *Langstreckenlauf*

Möglich ist, dass ich durch das Zeitungsaustragen im Laufschrift zum Langstreckenläufer wurde. Ich folgte einem inneren Drang zum Laufen. Meine Trainingsstrecke war der Wattenbeker Weg (heute Wilhelm-Stabe-Straße) vom Elternhaus bis zur Dorfstraße, weiter über den Feldweg (jetzt Schulstraße) bis zur Brügger Chaussee und nach einigen Metern wieder in den Wattenbeker Weg bis zum Ausgangspunkt. Wenn mir eine Runde nicht reichte, lief ich sie zwei- oder dreimal. Am Sonntagmorgen führte mich der Lauf vom Elternhaus durch das Dorf in Richtung Dosenmoor. Ich umrundete das Waldstück und kehrte zum Ausgangspunkt zurück. Dabei erlebte ich den frühen Morgen bei Sonnenaufgang in seiner schönsten Pracht. Am Waldesrand schauten mir Rehe zu. Sie ließen sich beim Äsen nicht stören. Mein Pflegevater wurde einmal gefragt, ob ich laufkrank sei. Ich war der gesundeste und fröhlichste Mensch auf Erden. Mein

späteres Leben habe ich mit Langstreckenlaufen fortgesetzt. Drei Marathonläufe zähle ich zu meinen besonderen Erlebnissen.

### *Das Schulende*

Am 31. März 1949 endete für meine Pflegeschwester und mich der Besuch der Mittelschule (später: Realschule). Die Pflegeeltern hatten beschlossen, dass wir zwei Jahre vor Erreichen der Mittleren Reife die Schule verließen. Was hatte sie dazu gebracht? Wir konnten nur mutmaßen, dass wir keinen höheren Bildungsgrad als die leiblichen Kinder bekommen sollten. Ich erinnere mich daran, dass mein Klassenlehrer bei meinen Eltern vorstellig wurde und sie zum Umdenken bewegen wollte. Ich war sehr traurig, denn ich lernte sehr gerne. Als für mich der Unterricht bereits endgültig beendet war, für meine Klassenkameraden jedoch fortgesetzt wurde, saß ich zum Erstaunen des Lehrers auf „meinem Platz“. Ich weiß nicht, wie es auf ihn gewirkt hat. Ich war seelisch krank.

### *Beruf*

Beim Arbeitsamt in Bordesholm wurde mir die Lehre als Herrenschneider bei der Firma Felzmann in Neumünster angeboten. Ich hatte keine andere Wahl. Bedauert habe ich nicht, den Beruf ergriffen zu haben. Ich konnte ohnehin mit Nadel und Faden umgehen, weil ich die Strümpfe der gesamten Familie stopfen musste. Die Firma Felzmann hatte einen guten Ruf. Ich habe dort viel gelernt. Die dreijährige Lehre schloss mit einer Prüfung ab. Ich erhielt für „die gute Haltung in der Lehrzeit und für die ausgezeichneten Leistungen in der Gesellenprüfung“ eine besondere Anerkennung in Form einer Urkunde. Meine Pflegeeltern nahmen von meiner Auszeichnung keine Notiz. Ich hatte mir als Gesellenstück einen Anzug genäht, mit dem ich in Bordesholm Aufmerksamkeit erregte.

Pflegeschwester Irene erlernte keinen Beruf. Das war für Mädchen nicht vorgesehen. Es war für sie üblich, nach Schulschluss beim Bauern „in Stellung“ zu gehen. Sie erhielt „Kost und Logis“ beim Bauern Gier.

### *Abschied vom Elternhaus*

Im Mai 1953 verließ ich das Elternhaus. Es war wie eine Flucht. Ich habe das Elternhaus nie mehr aufgesucht. Ich schrieb dennoch Grüße und Wünsche zum Geburtstag und zu Weihnachten. Auch begleitete ich meine Pflegeeltern auf ihrem letzten Weg zum Friedhof. Ich erkenne trotz schlechter Behandlung ihre Bemühungen um uns Pflegekinder an. Sie konnten nicht anders.

Auf einem Fahrrad fuhr ich zu meiner neuen Bleibe in Neumünster im Kolpinghaus. Ich war frei.

### *Erinnerung an Wattenbek*

Das Dorf Wattenbek hat sich tief in mir eingegraben. Mein Anziehungspunkt ist immer wieder die Räucherkatte. Dorthin lade ich ein, wenn ich an einem Klassentreffen in Bordesholm teilnehme.

### *Plattdeutsch*

Wenn wir in der Räucherkatte zusammen kommen, wird plattdeutsch gesprochen. Meine Kenntnisse habe ich aus meiner Kindheit im Gedächtnis gespeichert. Wir sprachen in der Familie nur plattdeutsch. Geschrieben habe ich die Sprache nie. Deshalb darf beim Weiterlesen gelacht werden.

Ut mien Kinnertied hev ick de plattdüütsche Spraak mitbröcht. Wenn wi in de Rökerkat tosamen kamt, schnackt wie platt. Wi hevt allershand to vertellen. Toerst sind de Lehrers dran. De harn jo all en Spitznamen von uns kreegen. Dat göng los bi Shetter Wendling und hör up bi Modder Marx. Wenn wi de dörch haarn, weern de Klassenkameraden an de Rech. Wi haarn Tränen vört Lachen in de Ogen, wenn wi ut de Scholtiet vertellten. Tränen kämen aber ok, wenn wi an de Mitschöler dachten, de nich mehr leevt.



Sie häkelte mit Begeisterung,  
hier am 19.11.2007 in der „Mach mit“-Bastelgruppe

Erna Schermer, geborene Kuchel  
(1925 – 2011)

### ***Vom „Braunen Hirsch“ nach Wattenbek***

Unser Boss vom Altenclub „Mach mit“ hat uns aufgefordert zu erzählen – als Dokumentation für die, die nach uns sein werden – „Wie war es, als ihr nach Wattenbek gekommen seid?“

Alles gut und schön. Nur hat er gemeint, es seien nach 1945 bloß „Einwanderer“ nach Wattenbek gekommen.

Ganz falsch gedacht!

Wir sind doch alle "Einwanderer"  
in dieser Welt. Wenn wir dann als  
Endstation "Wattenbek" erreichen,  
sollten wir froh und dankbar sein,  
einen guten Platz in dieser verrüttelten  
heutigen Zeit gefunden zu haben, wo man  
noch so leben kann, wie ein ehemaliger  
Deutscher Kaiser gemeint hat:

"Jeder soll nach seiner Fassung  
selig werden."

Hiermit möchte ich, Ema Schermer,  
geborene Kuchel meinen Bericht beginnen

Ja, und nu stellt ju vör, düsse Welt weer plattdütsch. Mama und Papa heet jo hochdütsch und plattdütsch liekerveel, aber denn ...

Nu, ick wuß mit Höner, Gös, Duben, Schwien un Ziegen up. To eeten weer allens dor. Een Hund un eene Katt hörte ook noch to de Familie. Na, un Oma weer de Hauptperson. Ehre Wohnung weer dat wull un Vader, Mudder, Vaders Broder un ick, wie deelten uns twee Stuuu un een lütte Kök. Wie heebt wi dat blots maakt ? - - -

Twee Betten in jede Stuuu. In de grötere Stuuu weer noch Platz för tief Stööl un ´n Disch tom Eeten.

So, un nu will ick hier vertellen, wat in min Leben dat ierste Beleben weer. Ick leeg in den Wagen, de buten stunn. Ick kunn dat Stuuufenster sehn un ünnern Dacköverstand de Swulken, de bannig flink ünnerwegens weern, üm de Lütten to fodern.

Mit eenmal kiekt vun rechts un links twee Menschen in min Schlapstett. Dat Seltsame weer, deren Ogen segen anners ut, as bi Oma, Vader un Moder. Mi will dat nüms glöben, aber dat is so, denn dat hett sick in min Erinnerung fastsett, as weer dat hüüt.

So heff ick mine Cousinen Elli un Magda kennenleert. Beide weern blind. Dotomalen kann ick wat över een Joor old west hem, denn Moder pack mi eenfach in´n Wagen, wenn se to veel to doon harr.

As ick naher lopen kunn, dor weer´n Omas Bloumen nich seker för mi. Eenmol kreeg Mudder mi noch in de Nack to foten, as ick Omas Gleederkactus plünnern wull. De Bloumen weern doch to und to schön.

As ick wull sowat god twee Johr weer, hew ick uns Nawer ehre Osterblomen plückt, de blöhenden Köpp afreten. Dat gung nich ohne Haue af.

Mit üm und bi dree geef dat winterdags sülm gestrickte Strümp an. De Ös krabbeln und juckten den ierste Dag bannig dull. Wat heff ick makt? De Been ünner de Dackrünn hol´n, wenn dat regen de. Dat linderte schön. Man blots Mudders Ansichten darüber weer´n anners. Strof mutt sien.

Ja, und denn weer ick ok so´n richtigen Quelgeist, wenn Oma tom Melken gung. Wenn Oma fertig weer, denn höll ick solang den Schörtenzippel fast und bettelte „Oma, Bukemelk, Oma, Bukemelk!“ (=Ziegenmilch ) Un ick höll nich eher Roh, bit Oma een Küppen Melk dörchseiht un ick de Melk wegschlabbert harr.

Wer Katten hett, de hett ook oft Kattennawucks. Dat weer bi uns ook so. Dat schönste an de Sak weer, de lütten Muschis ut dat Nest to holen un dormit to speelen. Bit Mudder Muschi keem, üm se enkelt wedder, na´t Nest to bringen. Aber as Oma frag, wo de lütten Katten weern, wuß ick dat nich. Ick harr je woll so ´ne Ahnung, wat Oma vörharr. Nu müß min ole Oma sülm in´t Heu klattern un de Muschis söken. Hüüt denk ick jo ook, dat een nich all de Tiern beholen kann.

Ja, aber dat unsen Hund üm minetwegen unner de Röd kamen müß, kann ick hütigen Dags noch ni ganz verkraften.

Ja, dat weer so: In'n Sommer durften de Lüd na de Oorn dat Feld noch nasammeln. Alle Ähren, de se finnen kunnen, durften se vör sick insammeln. Dat weer denn Foder för de Tier'n in'n Winter. Nu mutt dat Korn aber mohlt warn för de Swien.

Mol weer ick mitkamen to Möhl, ower dütmaal weer Mudder ohne mi wegfort. Na, dat mutt ick nakieken. Nix as up de Strat un sehn', wo se noch bi 't Holt weer mit den Treckwagen – un mit eenmol jault achter mi unsen Hund.

Dat geef blots een Auto von dem Herrn Gutsbesitzer un dat harr eben min'n Hund dotföhr. Ja, dat weer de ierste Begegnung mit den Dod.

Schlimm, schlimm, awer Mudder harr sietdem Ruh' för min'n Naspionieren. Ach, wat heff ick noch all'ns belewt!

De „Groten“ neemen mi sündags ok mal mit to Holt. In'n Fröhjohr zeigen se mi dat Meuschenplücken (Waldmeister). Später dat Erdbeeren seuken. God und schön, awer de gung'n all to School und olldags weer ick alleen. Och wat, ick spazeer eenfach mol alleen los to Holt. Weer jo man dree hundert Meter weg. Tscha, Meuschen weer'n an't bleuh'n und Erdbeeren geef dat ook ni mehr. Na ja, denn plückte ick för Mudder blöende Meuschen. Fein dacht' ick. Mudder aber wer anner Meenung. Hett ganz schön weh doon, wie se mi behandelt hett.

Nu müß Vadder eene Port vör't Dorlok moken. Man nich so schlimm, ick neih liekers wedder ut. (liekers utneihn = trotzdem entwischen)

Do nagelte Vadder den Hoken von buten an de Port. Doch een Steen und ick von binnen up dat Querstück un denn solang tuckert, bit de Hoken open weer.

Nebenan in't Hus wohnte Anita. Se weer'n 4 Jahr öller as ick. Een's Dag's vertelt se us, dat se Bloumen streut hett bi eehre Tantes Hochtiet. Wunnerboor! Dat möt wie ook mol maaken.

Ne Deern un een Jung as Brutpoor. Een Deern un ick as Bloumenstreuer. Tante Duggen eehre Astern weern to verlockend för dat Spillwark. Dat weer herrlich. Blots dat Naspill weer gräsig, denn Tante Duggen harr sick bi Mudder beklagt.

Ja, so weer dat.

Aber nu will ick mol wat Feines vertell'n.

Vun Elli un Magda weer jo all de Reed. Elli harr ümmer wat för mi mit. Se weer negen Jahr öller as ick un in de Blindenschool lernten se so allerhand nette Saken. Dat mutt se mi beibringen.

Dorto nehm se mi op den Schoot un vertellte mi wat. Eeen Gedicht oder een Leed.

Gefall mi dat, denn bettelte ick: „Noch eenmol!“ Solang, bit ick meente, ick kunn dat. Denn höl ick Elli den Mund to un plapperte den ganzen Krempel na. Dat weer de grötste Spaß vör uns beiden. So weer dat toierst een Wiehnachtsgedicht:

Wiehnachtsmann kiek mi an,  
plattdütsch Deern bün ick man,  
darüm bitt' ick di lewe Wiehnachtsmann,  
bring mi eene Popp, de plattdütsch kann.

Denn een Gedicht von Wilhelm Busch un een Leed op Plattdütsch.

Ja, das war damals bei Oma in Klein-Harrie.

Erna Schermer  
(1925 - 2011)

## ***Meine Eltern***

Ja, da war doch was!

Richtig, es waren ein Mann namens Hans August Kuchel und eine Frau namens Magdalene Christine Kuchel, geborene Kapahnke, verheiratet seit dem 3. November 1923.

Es war in der schlimmsten Inflation nach dem 1. Weltkrieg. Da hatte Mutter beim Bauern in Groß Buchwald als Magd gearbeitet und gehungert und Vater hatte als Tischler auf der Werft in Kiel für Inflationsgeld gearbeitet; wovon man derzeit auch kaum noch das Fahrgehalt nach Kiel bezahlen konnte.

Weil nun beide alt genug waren, hatte Hans gemeint: „Wenn schon hungern, dann können wir es ja auch gemeinsam.“ Sie wohnten auf dem Lande und hatten ein Stück Gartenland. So konnten sie doch noch etwas Essbares anbauen.

Das Geschick wollte es, dass die Werft Aufträge aus Übersee bekam und Weihnachten 1923 das erste Geld in Dollar ausgezahlt wurde. Wenn Mutter davon erzählte, war sie immer ganz gerührt; denn da konnte sie das erste Mal etwas Außergewöhnliches fürs Geld bekommen. Sie erzählte immer: „Einmal Bettwäsche und zum ersten Mal einen Kranz Feigen.“ Doch dann kam der große Streik in Kiel und Vater suchte sich Arbeit in Neumünster. Bei der Firma Jacks in der Holstenstraße fand er das Gesuchte, eine Zimmerei. Nun war das allerdings morgens und abends ein Fußmarsch von neun Kilometern – auch im Winter bei Eis und Schnee, und um sieben Uhr war Arbeitsbeginn.

Wenn man der Jugend dieses heute erzählt, dann glauben sie es nicht, doch es war so. Nun kam Vater morgens und abends an einem Fahrradgeschäft vorbei und blieb wohl auch oftmals davor stehen. Eines Tages kam der Händler heraus und redete mit Vater; denn die Kaufleute wollten ja auch Geld verdienen. So kam der Vater zu einem neuen Fahrrad auf Abzahlung.

Dazu ist noch erwähnenswert, dass meine Mutter ein Spargenie war, denn nach einigen Monaten konnte Vater dem Fahrradhändler den Rest bezahlen. Daraufhin war der gute Mann späterhin stets so nett, wenn das Rad einen Schaden hatte, konnte Vater es morgens dort abstellen und es abends fertig wieder für die Rückfahrt benutzen. Derzeit waren Schlauch und Reifen schnell abgenutzt. So lief das Leben.

Und im Mai 1925 kam ich, Erna Schermer, geb. Kuchel in die Welt dieser beiden Menschen.

*Familie Kuchel wohnte bis 1930 im Weiler Brauner Hirsch. 1928/29 bauten Hans und Magda Kuchel mit der Firma Hermann Reese ihr Haus in der (heutigen) Wilhelm-Stabe-Straße 53. Tischler Kuchel erledigte alle Holzarbeiten und ein Onkel Frau Schermers alle Malerarbeiten. Dieser Onkel bezog als erster das Obergeschoss obwohl die Treppe noch fehlte. Hierzu ergänzte Frau Schermer ihre Berichte am 14.2.2006 und schrieb:*

#### *Ein Nachtrag zum Einzug in Wattenbek*

Im Braunen Hirsch hatten wir noch kein elektrisches Licht. Wir besaßen Lampen, die noch mit Petroleum gespeist wurden. An den

Fahrrädern waren Karbidlampen die Regel. In Wattenbek wurde Elektrisch eingebaut. Da aber an allen Ecken und Enden gespart werden musste, wurde für die ganze Stube eine Birne mit 25 Watt eingeschraubt. Das musste für die ganze Stube reichen. Darum war es auch so wichtig, das Tageslicht für die Schularbeiten auszunutzen. Bei Licht reichte es gerade noch für Spiele wie 66 oder Schwarzer Peter, Mühle, Dame oder Halma und Mensch ärgere dich nicht.

Erna Schermer

### ***Mit Lotte no't Kino***

As ick noch ni verheirad weer, dor harr ick ok mol anner Kreihnschiet in'n Kopp. Wi nöm sik dat? Ach jo „Volkshochschule“. Un dorvon weern denn ok af un an Filme in'n Kino. Nu harr ick för korten Lotte kennen lehrt, un wiel dat no't Kino een ganzen End to loopen weer un ok düster, dor fragte ick eehr, up se nich mitwull. Na ja, dat gung los: Othello wör speelt. Ick weer ganz Ohr und hew mi gor nich links un rechts üm mine Nawers kümmert. As de Film to End weer, do snack ick mit Lotte, dat dat doch recht schön weer, wenn ok letzends trurig. „Nee“, meen se, „Ick heff de ganze Tied mol so richtig slopen.“

Tscha, dor süht man mol wedder: Wat den een sin Uhl, is den anern sin Nachtigall.

Annemarie Schmalfuß

\*1934

***Erzählungen aus meinem Leben, bevor ich nach Wattenbek kam***

Meine Kindheit und meine Jugend habe ich in Demmin, im damaligen Vorpommern verbracht. An die ersten Jahre habe ich gute Erinnerungen. Dies hat sich schlagartig geändert, als mein Vater 1940 zur Armee eingezogen wurde, wie natürlich viele andere Männer auch. Es gab kaum eine Familie, die nicht betroffen war. Sobald Erwachsene zusammentrafen, wurde über Einberufung (welche Jahrgänge sind zzt. dran?) und über den Krieg gesprochen.

Auf der Straße traf man ab und zu Menschen, die eine Markierung an der Jacke hatten. (Ich meine, dass es ein gelbes P für die Polen war). Mit denen sollten wir nicht sprechen.

Einmal wöchentlich nachmittags mussten wir in die Schulklasse kommen zum Treffen der „Hitlerjugend“. Dann mussten wir marschieren und „Gleichschritt“ und „Wechselschritt“ üben. Es war wie Drill. Ich wollte nicht hingehen, denn es machte mir keinen Spaß, aber meine Mutter bedrängte mich und sagte: „Wir bekommen sonst Ärger.“ Sie wusste, wovon sie sprach. Ihr Elternhaus stand in Ravensbrück. Wenn wir in den Ferien meine Großeltern besuchten, die in Ravensbrück wohnten, wurden wir morgens durch lautes Fußgetrappel geweckt. Es waren Gruppen von Frauen in Sträflingskleidung und vermutlich Holzpantoffeln, die vom KZ zum Bahnhof liefen. Fragte ich meine Mutter, warum die Frauen im KZ eingesperrt sind, sagte sie: „Die haben ausländische Radiosender gehört, das ist verboten.“ Verstanden habe ich nicht, was wirklich gemeint war, aber eine weitere Antwort gab es nicht.

Abends beteten wir immer: „Lieber Gott, beschütze unseren Vati, lass ihn gesund nach Hause kommen.“ Er fehlte uns sehr, zu den Einschulungen, zu Weihnachten und anderen Anlässen, nie war er

da. Wenn ich von meiner Mutter etwas über Tiere und Pflanzen wissen wollte, so hieß es: „Das weiß dein Vati.“ Der war aber nie da.

Dann der ständige Fliegeralarm. Kaum hatte der Schulunterricht begonnen, heulten die Sirenen und wir mussten nach Hause laufen, die Schule hatte keinen Luftschutzbunker. Heulten die Sirenen nachts, so mussten wir aufstehen, uns anziehen und in den Luftschutzbunker gehen, bis es Entwarnung gab. Eines Tages kamen Verwandte aus Hinterpommern mit einem Treck zu uns. Sie blieben nur kurz, um sich zu reinigen und eine Nacht auszuschlafen. Sie wollten vor den Russen gen Westen ziehen. Meine Eltern hatten einen leerstehenden Bäckerladen. Dort wurden leichter verwundete Soldaten zwangseinquartiert. Zur Verpflegung und medizinischen Versorgung mussten Sie ins örtliche Kino laufen, das zum Lazarett geworden war. Ich durfte auch einmal mitgehen, aber es war bedrückend für mich. Es war eine beängstigende Zeit.

Eines Tages hörten wir Kanonenschüsse, die immer näher kamen. Der Einmarsch der Roten Armee erfolgte am 29. April 1945, ich war jetzt 11 Jahre alt. Die Soldaten gingen durch alle Wohnungen – sie raubten und plünderten alles, was brauchbar war. Sie tranken sogar die Spiritusflasche leer. Meine Mutter verließ mit uns vier Kindern überstürzt unsere Wohnung.

Bei uns war eine Flüchtlingsfamilie einquartiert. Der Mann hatte seine Offiziersuniform in der Wohnung versteckt. Die Rotarmisten fanden diese und ordneten sie meinem Vater zu, also mussten wir eiligst in eine andere Wohnung zu Bekannten. Hier saßen viele Familien ängstlich dicht zusammengekauert. Wir Kinder klebten an unserer Mutter und schützten sie dadurch. Die Soldaten zogen durch die Wohnung und suchten sich Frauen aus und plünderten weiter alles, was sie fanden. Plötzlich brannten viele Häuser um uns herum und wir mussten für die Nacht ins Freie gehen. Wir lagerten wie viele andere Leute auch am Mühlengraben in der Nähe des Schwanensees. Der Himmel war von den Feuern ringsum erhellt und ich habe bis heute das ständige Plätschern des Wassers im Ohr. Wie sich später herausstellte, haben sich über 1000 Menschen das Leben

genommen – einige Familien zusammengebunden, damit keiner überlebt. Erst in jüngerer Zeit habe ich aus Presseberichten erfahren, dass die Rote Armee Rache geübt hat für einen Verteidigungsversuch verblendeter Nazis bei Demmin.

Die Armee zog am 1.Mai weiter. Zurück blieben die Stadt als rauchender Trümmerhaufen, die Gewässer voller Leichen, die verängstigte und gedemütigte Bevölkerung, und, nicht zu vergessen, die leidgeprüften, geschändeten Frauen.

Dass die Kirche „St.Batholomaie“ unversehrt blieb, soll dem Eingreifen beherzter russischer Offiziere zu verdanken sein. So konnte ich 1947 in dieser Kirche konfirmiert werden. An die Konfirmation denke ich gerne zurück.

Nach 1945 folgte die Zeit der Entbehrungen, doch die Schulen blieben erhalten und so begann ein halbwegs geordnetes Leben.

1953 lernte ich meinen Mann kennen, der von Beruf Zimmermann ist. Doch es gab auch zehn Jahre nach dem Krieg in der DDR keine Hoffnung auf ein erfolgreiches Leben. Wir wussten von Westberlin und sahen dort den beginnenden Aufschwung. Als dann noch die Enteignungen und die politischen Repressalien gegen die Bevölkerung begannen, entschlossen wir uns 1957 zur Flucht über Berlin nach Kiel und später nach Bordesholm. Durch die Presse erfuhren wir von Bauplätzen in Wattenbek. Da es günstige Baugelder gab, kauften wir ein Grundstück. Als der Keller 1961 fertig war, zogen wir dort ein und bauten das Haus nach und nach fertig. Es begann sowohl für unsere Kinder als auch für uns eine wunderschöne Zeit hier in Wattenbek.

Natürlich hatten wir zeitweise auch Probleme und Sorgen, aber mein größter Wunsch konnte erfüllt werden: „Nie wieder Krieg!“

#### Anmerkung

Der WDR sendete 2005 ein Feature zu Demmin 30. April 1945 – hier folgt der informative Text der Ankündigung des Programms:

*Am 30. April 1945 wurde die Kleinstadt Demmin in Pommern von der Roten Armee besetzt. Norbert Buske, der Pfarrersohn, Anneliese Frenzke, die Tochter eines Eisenbahners und Reimund Blühm, der Sohn eines Finanzbeamten, erlebten diesen Tag als Kinder und Jugendliche. Inmitten ihrer Familien beobachteten sie die Ankunft der russischen Panzer. Die Wehrmacht hatte am Morgen bei ihrem Abzug die Brücken gesprengt. Am Vorabend des 1. Mai erhielten die Soldaten der Roten Armee eine Ration Alkohol. Wie nach mittelalterlichem Kriegsrecht wurde die pommersche Stadt drei Tage lang zur Brandschatzung, Plünderung und Vergewaltigung freigegeben. Panik griff um sich. Eine in der Geschichte der Stadt beispiellose Selbstmordwelle brach aus. Die meisten Menschen ertränkten sich in den Flüssen. In einer Stadt mit 17. 000 Einwohnern gingen mehr als 1000 Menschen in den Freitod.*

*In der DDR waren der Einzug der Roten Armee und die traumatischen Erlebnisse der Bewohner von Demmin ein Tabu-Thema, das erst nach der deutschen Einheit aufgearbeitet wurde.*

Günter Schmalfuß

\*1932

### ***Erlebnisse aus meiner Zeit vor Wattenbek.***

Ich wurde 1932 in Lauter im Erzgebirge geboren und habe keine schlechten Erinnerungen an meine Kindheit, da ich glücklich bei meinen Großeltern aufwuchs. Auch das Kriegsende war für mich eine interessante Zeit. Bei uns marschierten die Amerikaner am 3. Mai 1945 als Besatzungsmacht ein. Alles blieb ruhig wie immer, es fiel kein einziger Schuss!

Wir Kinder spielten an diesem Tag gerade auf der Straße, als die ersten Amerikaner in den auch anders aussehenden Uniformen mit ihren Jeeps plötzlich auftauchten. Sie hielten an und riefen: "Hello boys, come on! Wo Bürgermeister?" Sie schenkten uns Schokolade und luden uns in ihre Fahrzeuge ein, damit wir ihnen den Weg zeigen konnten. Schon etwa eine Stunde später wurden die zur damaligen Zeit im Ort befindlichen Ausländer (Kriegsgefangene Belgier, Franzosen und Niederländer), die in Fabriken und der Landwirtschaft tätig waren zusammengerufen und bewaffnet, um jetzt die Polizeigewalt auszuüben. Die russischen Gefangenen waren nur in einer Kriegswaffenfabrik tätig und wurden gleich abgeschoben in Richtung russische Front.

Um die durchziehende deutsche Wehrmacht, die sich in großen Trupps auf dem Rückzug aus der nahegelegenen Tschechei befand, kümmerte sich die amerikanische Fronttruppe nicht. Sie hatten nur das Ziel „tschechische Grenze“. Diese wurde für den zivilen Durchgang gesperrt, nur die rückkehrende deutsche Armee wurde durchgelassen. Die Wälder um uns herum waren voller Geschütze, Munition und Soldaten. Es fand aber kein Kampf statt. Dies währte nach meiner Erinnerung etwa eine Woche. Inzwischen waren auch die nachfolgenden Besatzungstruppen eingetroffen, die sich nun um alles kümmerten. Es muss ca. sechs Wochen später gewesen sein, da rückten die Amerikaner ab und es kam die russische Besatzungs-

macht. Es erfolgte ein friedlicher Wechsel. Die Amerikaner waren weg, die Rote Armee war musizierend mit Panjewagen und Gulaschkanone angerückt und lagerte auf der Wiese. Die Bevölkerung wurde weder von den Amerikanern noch den Rotarmisten behelligt. Es wurden allerdings Häuser beschlagnahmt und von den Offizieren belegt (Kommandantur).

1947 habe ich eine Lehre als Zimmermann begonnen. Mein Wochenlohn betrug 5 Reichsmark, eine Zigarette der Marke „Sondermischung“ kostete 7 Reichsmark. Ich war damals Nichtraucher!

Es war eine verrückte Zeit. Da es kaum Baumaterial gab, wurde der „Großgrundbesitzer“ des modernsten Bauernhofs in unserem Ort, der erst 1936 fertiggestellt worden war, enteignet. Seine Ländereien wurden in kleine Parzellen aufgeteilt nach dem Motto „Junkerland in Bauernhand“. Das Wirtschaftsgebäude und der Kuhstall mit den modernen Einrichtungen, wie zum Beispiel einer technischen Entmistungsanlage, wurden einfach abgebrochen und mit diesem Material baute man die Scheune mit einer Wohnung zu einer Neusiedlerstelle mit Wirtschaftsraum um.

Nach der Lehre fand ich Arbeit bei der Wismut AG im Uranbergbau. 1952/53 begann die „freiwillige“ Rekrutierung zur geplanten Bildung einer Armee, die aber anfänglich wohlwissend nur „kasernierte Volkspolizei“ (KVP) hieß. Auch mich bedrängte man ständig, bis ich meine Unterschrift geleistet hatte. Am 13. März 1953 trat ich meinen dreijährigen „Wehrdienst“ bei der KVP an. Ich wurde nach Kühlungsborn in Vorpommern eingezogen, nach dem Grundwehrdienst nach Saßnitz verlegt zur Wachkompanie. Dort lernte ich meine spätere Frau kennen, mit der ich inzwischen die „goldene Hochzeit“ feiern konnte. Weiteres können die Leser aus dem Bericht meiner Frau erfahren. So hat meine Unterschrift zur zwangsweisen Einberufung für mich auch Glück bedeutet.

Inge Krogowski

\* 1930

### ***Von Ostpreußen nach vielen Entbehrungen in Wattenbek angekommen***

Ich, Inge Krogowski geb. Quednau, wurde 1930 als zweite Tochter des Försters Hermann Quednau und seiner Ehefrau Olga Quednau geb. Ernst in Detlevsruh, Kreis Friedland, in Ostpreußen geboren. Unser Haus stand, mehrere Kilometer entfernt, mitten im Wald. Dort standen nur drei Häuser.

1931 zogen unsere Eltern mit uns beiden Mädchen nach Worienen, Kreis Preußisch Eylau, in Ostpreußen. Dort wurde damals ein großes Gut ausgesiedelt, und unsere Eltern kauften auf Raten einen Bauernhof. Im Abstand von jeweils zwei Jahren kamen unsere vier Brüder auf die Welt. Wir wohnten auf dem Abbau am Waldesrand, etwa 4 km vom Ort entfernt. Dort waren auch unsere Schule, die Post und der Kaufmann.

1944 machten meine Schwester und ich eine Haus- und Landwirtschaftslehre auf unserem Hof. Als wir am 5. Februar 1945 flüchten mussten, waren wir sechs Kinder zwischen fünf und sechzehn Jahre alt.

Als die Front immer näher rückte, hörten wir Tag und Nacht die Geschütze donnern. Unsere Soldaten waren bei uns auf dem Hof und haben da ihre Pferde gefüttert und im Stall geschlafen. Wir haben für Sie Milch heiß gemacht und Kaffee gekocht. Sie brachten auch Verwundete mit, die sie dann verbanden. Die Soldaten mussten sich planmäßig absetzen, dann hieß es, so schnell wie möglich flüchten. Es wurde der Wohnzimmerteppich auf das Dach des Leiterwagens genagelt und das Notwendigste aufgeladen, nämlich Lebensmittel, Pferdefutter und die Federbetten, denn es war bitterkalt. Wir saßen ohne Schuhe zwischen den Federbetten. Die Straßen waren total verstopft durch Militär und Flüchtlingswagen. Abends

wurden wir zur Übernachtung in einen Wald geleitet. Dann fuhren wir zwei Tage bis an das Frische Haff, denn wegen der Tiefflieger, die die Trecks beschossen, sollten wir nachts in der Nähe von Heiligenbeil das Eis überqueren. Es war stockfinster. An die Bombenlöcher waren Stöcke gestellt worden, damit man etwas Orientierung hatte. Plötzlich kippte unser Wagen nach hinten weg. Wir waren mit einem Hinterrad in ein Loch gesackt. Mein Vater schirrte die Pferde ab und wir mussten schnellstens vom Wagen herunter, da das Wasser schon aus dem Loch hoch sprudelte. Mein Vater holte noch eilig die Schuhe herunter. Nun hatten wir nur noch das nackte Leben und unsere Pferde.

Wir gingen nun zu Fuß etwa zwei Stunden auf dem Eis durch die Nacht. Da stand plötzlich ein verlassener Flüchtlingswagen, den wir gut gebrauchen konnten, um auszuruhen. Langsam wurde es hell. Wir fuhren wieder zurück, um unseren Wagen zu suchen. Überrascht stellten wir fest, dass man uns Nahrungsmittel gestohlen hatte. Hilfsbereite Menschen halfen mit ihren Pferden den Wagen herauszuziehen. Als Überraschung gab es um die Mittagszeit Erbsensuppe und Brot auf dem Eis von unseren Soldaten. Beim Anstellen zum Essensempfang trafen wir unsere Tante Emmy. Sie weinte sehr, denn in der Nacht war ihr einziges, ein Jahr altes Kind gestorben. Unser Vater half ihr, den kleinen Manfred im Schnee auf der Nehrung zu beerdigen. Sie haben aus Birkenzweigen ein kleines Kreuz in den Schnee gesteckt.

Wie ein Blitz aus heiterem Himmel kamen am Nachmittag die Tiefflieger. Sie flogen so tief, dass man die Insassen mit ihren Maschinengewehren sehen konnte. Unser Vater hielt die Pferde vorne ganz fest, damit sie nicht wild wurden. Wir haben uns hinten unter dem Wagen versteckt. Auf dem Wagen hinter uns wurde eine Frau verletzt. Es gab viele Verletzte und Tote. Wir fuhren die ganze Nacht auf der Frischen Nehrung. Der Weg war so schlecht, dass wir den Wagen schon mitgeschoben haben und zu Fuß gingen. Es ging ohne Pause, ohne Schlaf und ohne Essen zu Fuß in Richtung Danzig.

Dann hieß es: Bauern gebt eure Pferde und Wagen ab und besteigt ein Schiff. Viele haben das getan, aber unser Vater konnte seine Pferde nicht aufgeben. Es waren schon etliche Weichselbrücken gesprengt, aber wir wurden dann doch noch übergesetzt. Der Himmel war feuerrot von den vielen Flammen, denn es brannte rundherum. Es wurde von allen Seiten geschossen. Keiner wusste, in welche Richtung man noch fahren sollte. Unsere Pferde wurden krank, hatten Schnupfen und ließen die Köpfe hängen. Die Stute verlor ihr Fohlen. Wir mussten auf einem verlassenen Bauernhof Pause machen, damit die Stute sich etwas erholen konnte. Dort hat meine Mutter noch Brot gebacken und Essen gekocht. Wir zogen noch einen Tag weiter; es sah jedoch schon sehr hoffnungslos aus. Bis in den Korridor Westpreußen sind wir noch gekommen. Dort wurden die Flüchtlingstrecks auf die Felder geleitet, damit die Soldaten durchfahren konnten. Nach einer halben Stunde Stille kamen die ersten russischen Panzer angerollt. Sie fuhren an uns mit Gesang vorbei, waren betrunken und schwenkten die Geschützrohre nach links und rechts. Sie kamen und nahmen uns die Pferde weg. Es war furchtbar. Wir wurden in das nächste Haus getrieben. Am nächsten Tag haben sie unseren Vater zur Zwangsarbeit verschleppt. Wir haben nie wieder etwas von ihm gehört. Wir haben 55 Jahre auf ihn gewartet. Alle zehn Jahre hat einer meiner Brüder an das Rote Kreuz geschrieben und ihn suchen lassen. Im März 2000 haben wir endlich Bescheid bekommen, dass unser Vater am 25.09.1945 in der Sowjetunion verstorben ist. Unsere Mutter hat diese Nachricht nicht mehr erreicht, denn sie ist 1997 verstorben.

Nun waren wir von Mitte Februar 1945 in russischer Gefangenschaft. Mit viel zu vielen Menschen waren wir in allen Räumen zusammengepfercht. Es hieß, alle müssten wieder nach Hause, dorthin, wo sie hergekommen sind. Wir haben uns auf einem Hof eine Schubkarre gesucht und einen Kochtopf, es lag ja überall alles herum in den Straßengräben und auf den Feldern, wo die Flüchtlingswagen ausgeplündert worden waren. Anfang März, als es etwas wärmer wurde, haben wir uns auf den Weg gemacht und sind zu Fuß Richtung Heimat gegangen, jeden Tag, so weit die Füße uns trugen.

In verlassenen Häusern wurde übernachtet und im Keller oder auf dem Boden nach etwas Essbarem gesucht. In den Kellern waren Kartoffel oder Weckgläser mit Obst. Auf dem Boden fanden wir manchmal Mehl oder Schrot. In den Schränken war Wäsche oder Kleidung. Wir haben uns in Gruppen von 10 bis 15 Personen zusammengeschlossen. Es waren ja alles nur Frauen und Kinder sowie Omas und Opas. Nach etwa vier Wochen waren wir wieder zu Hause. Wir wohnten aber mit mehreren Familien in einem Nachbardorf. Es gab eine russische Kommandantur. Der Iwan hat uns zur Arbeit abgeholt und auch wieder zurückgebracht. Wir mussten Leichen vergraben. Die russischen Soldatenleichen kamen auf einen Lastwagen und wurden auf den Russenfriedhof gebracht. Das Vieh kam in die Bombenlöcher oder in Zickzackgräben. In einem abgebrannten Stall mussten wir noch den Kühen die Köpfe abhacken, denn sie waren angebunden verbrannt. Es waren etwa 50 Stück. Es stank schon alles verwest.

Möbel und Hausrat wurden aus den Häusern herausgeholt und verladen und nach Russland transportiert. Wir mussten Kartoffeln pflanzen und bei der Ernte helfen. Zu Essen gab es immer Eintopf mit allem Möglichen drin. Für einen Tag Arbeit gab es eine Schaufel Schrot. Das Brot wurde aus Schrot und Kartoffel gebacken. Unsere Mutter musste für die Russen die Kühe melken. Dafür bekam sie dann auch Milch. Sie musste ihnen auch die Wäsche waschen. Als wir im Oktober die Kartoffelernte beendet hatten und alles verladen war, da hieß es, jetzt kommt der Pole. Wir sollten unterschreiben, dass wir polnisch werden wollten. Aber das war uns denn doch zu viel, wir wollten das nicht. Der Kommandant befahl, dass wir in zwei Tagen auf dem nächsten Bahnhof in Landsberg sein mussten. Wir dachten, jetzt kommen wir nach Sibirien. Am Bahnhof wurde uns alles weggenommen, von den polnischen Frauen wurden uns sogar die Mäntel abgenommen. Dann hieß es, von hier fährt kein Zug. Ihr müsst 20 km zu Fuß gehen bis zur nächsten Stadt nach Bartenstein, aber schnell, schnell.

In Bartenstein wurden wir in einen Viehwagen verladen. Es wurde so eng, dass die Türen kaum zungen und man sich nicht einmal auf den Boden setzen konnte. Keiner wusste wo es hinging. Wir wurden vorwärts und rückwärts gefahren bis in einen Wald. Dort schrien die Russen: „Scheißen und Tote ausladen!“ Es waren auch tatsächlich schon etliche Flüchtlinge verstorben.

Es gab Wasser von der Lokomotive zu trinken. Nach zwei Tagen und Nächten kamen wir endlich in Frankfurt an der Oder an. Dort bekamen wir das erste Stück Brot und heißen Tee zu trinken. Unsere Freude war sehr groß. Wir konnten es nicht fassen, dass wir in Freiheit waren. Es ging mit dem Zug weiter in Richtung Neustrelitz. Dort wurden wir mit dem Pferdewagen in ein kleines Dorf gebracht, nämlich Krummbek. In einem alten zweistöckigen Haus auf dem Spitzboden fanden wir unsere Heimat, eine Einraumwohnung, in der alles vorhanden war, nämlich alte Matratzen auf dem Fußboden und für jeden eine Wolldecke. Am Schornstein war eine Hexe (mit Holz zu befeuernder Herd) angeschlossen, auf der man kochen konnte, und in einer Ecke stand eine Zinkwanne, in die Tag und Nacht das Wasser hineintropfte, denn das Dach war undicht. Wir hatten mit 30 Personen ein Plumpsklo draußen hinter dem Haus, also stand bei uns in der anderen Ecke ein Eimer, denn es war Anfang Dezember und es wurde sehr kalt. Wir sind in den Wald gegangen und haben Äste geholt, um das Essen kochen zu können. Tag und Nacht waren wir vollständig angezogen sogar mit dem Mantel. Fast jeden Tag sind wir zu den Bauern betteln gegangen. Manchmal hatten wir Glück, aber oft wurden wir auch wie ein Hund weggejagt. Der ganze Ort war von Flüchtlingen überfüllt.

Dann brach der Typhus aus. Meine Schwester und ein Bruder kamen ins Krankenhaus. Am Heiligabend, als die Bauern zur Kirche gingen, war die beste Gelegenheit, Kartoffeln zu klauen. Wir schlossen uns zu 6 Personen zusammen und buddelten ein Loch in die Miete. Am ersten Weihnachtstag gab es dann Pellkartoffeln satt.

Anfang Januar sollten sich alle melden, die Verwandte oder Bekannte im Westen hatten. Unsere Mutter hatte durch Zufall die

Adresse von Familie Hans Wulff aus Wattenbek. Herr Wulff war ein Kriegskamerad unseres Vaters. Sie hatten ihre Adressen ausgetauscht und wollten sich gegenseitig besuchen, sobald alles vorbei sei. So meldete sich unsere Mutter mit ihren sechs Kindern zur Umsiedlung. Als nun der Transport zusammengestellt wurde, mussten aber zwei meiner Geschwister wegen Typhuserkrankung ins Krankenhaus. Der Bürgermeister und der Flüchtlingsbetreuer versprachen meiner Mutter, dass die Kinder mit dem Kindertransport sobald als möglich nachkommen würden. So fuhr unsere Mutter mit drei Kindern nach Schleswig-Holstein. Da ich noch gesund war, sollte ich meine Geschwister pflegen, wenn sie aus dem Krankenhaus entlassen würden. Aber leider kam es anders, als man denkt. Als meine Geschwister nach Hause kamen, war *ich* an Typhus erkrankt. Da nun aber alle Krankenhäuser total überfüllt waren, musste ich auf den Matratzen liegen bleiben und meine Schwester pflegte mich sechs Wochen lang.

Zu essen gab es wochenlang nur in Wasser gekochte Haferflocken und zu trinken Tee. Das war eine richtige Schlankheitskur. Ständig hatte ich Durchfall und Fieber. Einmal in der Woche kam ein Arzt und brachte mir Tabletten. Viele Mitbewohner haben diese Krankheit nicht überlebt. Ein Bauer holte die Toten mit einem Kastenwagen ab.

Es wurde Februar und März. Ich lernte langsam wieder zu laufen.

Wir warteten auf Post von unserer Mutter. Sie schrieb aus Schleswig-Holstein nicht mehr. Im April bekamen wir dann endlich Post. Unsere Mutter schrieb aus Kiel, dass sie dort mit Typhus im Krankenhaus sei.

Im Mai ging wieder ein Kindertransport, und wir kamen nach Berlin in ein Durchgangslager für Kinder, die keine Eltern hatten. Dort waren wir 14 Tage bis die Weiterreise nach Schleswig-Holstein genehmigt wurde. Endlich, im Juni 1946, kamen wir mit dem Zug nach Bordschholm. Unsere Mutter wohnte mit drei Geschwistern bei Familie Hans Wulff in Wattenbek in einer Knechtskammer. Einen anderen

Raum gab es nicht, denn Familie Wulff hatte vorher schon zwei andere Flüchtlingsfamilien aufgenommen. Für uns drei Geschwister war kein Platz mehr in der Kammer. Der Bürgermeister schickte daher meine Schwester zur Arbeit in die Gärtnerei Möller und ich kam zum Bauern Wilhelm Schrödter in Wattenbek. Ein Bruder kam zu dem Bauern Lamp nach Brüggerholz. Wattenbek war damals im Jahre 1946 von Flüchtlingen überfüllt. Meine Bauersfrau freute sich, dass ich mich in der Landwirtschaft auskannte. Zu Weihnachten bekam ich einen selbst gestrickten Pullover aus Zuckersackwolle.

1947 arbeitete ich beim Bauern Heinrich Willrodt in Brügge. Er klebte für mich sogar Invalidenmarken. Ich bekam satt zu essen und ein richtiges Bett. Dafür musste ich den ganzen Tag arbeiten, denn Geld kannte ich damals sowieso nicht.

1948 zog ich nach Tönsheide in die Lungenheilstätte. Zuerst arbeitete ich als Küchenhilfe und später als Kochstütze. Dort bekam ich für meine Arbeit auch Geld, nämlich Reichsmark bis zur Währungsreform 1948. Dann gab es pro Person 40,- DM Kopfgeld, und plötzlich konnte man alles kaufen. Das war neu. Es gab alle 14 Tage Freizeit von Samstagmittag bis Montag früh. Da wurde mit dem Fahrrad nach Wattenbek gefahren über Innien, Gnutz, Nortorf und Bordesholm. Das waren etwa 35 km. Das war ja kein Problem, wenn man 19 Jahre alt und verliebt ist, denn in Brügge hatte ich meinen Ferdinand Kroglowski kennen gelernt, einen echten Brügger, einen Tischler. Die Flüchtlingsmädchen gingen damals weg wie „warme Semmeln“. Aus dieser neuen Mischung zwischen Ost und West sind dann die hübschesten Kinder entstanden. Für uns begann nun der Pendelverkehr. Ein Wochenende kam Ferdinand nach Tönsheide, das nächste Wochenende fuhr ich nach Wattenbek. Dieser Pendelverkehr währte fünf Jahre. 1951 wurden wir in Brügge standesamtlich und kirchlich getraut. Dann haben wir uns auf dem Wohnungsamt als Wohnungsuchende gemeldet, denn sonst bekam man keine Wohnung. So musste mein Mann erst mal bei seinen Eltern wohnen bleiben und ich in Tönsheide. Ein Herr Grauman war unsere Rettung. Er verkaufte uns im April 1952 ein kleines Behelfsheim (Einraum-Appartement)

in Wattenbek. Es gab auch eine kleine Küche und ein Plumpsklo. Mein Schwiegervater stopfte uns beim Bauern einen richtig dicken Strohsack, ein Onkel aus Brügge gab uns ein Bettgestell und ein Sofa mit zwei Beinen vorne, hinten wurden Ziegelsteine untergebracht. Nun hatten wir alles, was ein jungverheiratetes Pärchen braucht, denn wir waren glücklich und zufrieden.

Unsere Mutter und meine drei restlichen Brüder wohnten 8 Jahre nämlich von 1946 bis 1953 in Wattenbek in verschiedenen Wohnungen, kurze Zeit bei Familie Wulff in der Knechtskammer, dann in Sauerbergs uralter Kate, die später abgerissen wurde. Es war eine Einraumwohnung. Dort waren die Ratten Mitbewohner und wenn meine Mutter etwas gekocht hatte, beschwerte sie über Nacht den Topfdeckel mit einem Stein. Trotzdem war der Topf am nächsten Morgen leergefressen. Meine Mutter beklagte sich bei Lührig (dem Gemeindegemeindevorstand), dass es nicht gesund für ihre Kinder wäre, mit den Ratten aus einem Topf zu essen. Darauf wurde meiner Mutter nach vielen Schwierigkeiten eine Einraumwohnung in der Villa Klara neben Dr. Hauschildt zugewiesen. Diese Wohnung war ohne Küche, ohne Bad und mit einem Plumpsklo. Nach etwa zwei Jahren zog Mutter mit den Kindern in den Buchwalder Weg zu Pianka. Die Küche war auf dem Flur und meine Mutter hatte wieder nur ein Zimmer, aber sie bekam einen Stall. Dort hielt sie sich Hühner und Gänse. Ihre letzte Wohnung war bei Frau Rosa Hass in Wattenbek, Brügger Chaussee, dort, wo heute der Frisiersalon ist. Die Küche war auch auf dem Flur und sie hatte wieder nur ein Zimmer. 1952 hieß es, alle, denen Lastenausgleich zusteht, müssen bauen.

Mutter wollte in Wattenbek bauen, aber Wattenbek war damals kein Aufbaugelände, und es gab auch kein Grundstück zu kaufen. So war unsere Mutter gezwungen nach Ulm an die Donau umzusiedeln. Dort wurde für sie ein großes zweistöckiges Familienhaus gebaut mit sechs Zimmern, zwei Küchen und zwei Bädern.

Da unsere Brüder alle noch ledig waren, zogen sie auch mit nach Ulm. Nur meine Schwester und ich blieben hier, denn wir waren damals ja schon verheiratet.

Im März 1953 zog ich von Tönshede nach Wattenbek in das Behelfsheim 15. Jetzt wurde in die Hände gespuckt, denn dreißig Jahre lang haben wir in unserer Freizeit an-, um- und höher gebaut. Fast alles haben wir in Eigenleistung gemacht. 1961 wurde unser einziges Kind, unsere Tochter Ilona, geboren. Als in unserer Straße immer mehr Häuser gebaut wurden, hat man unsere Straße umbenannt. Aus Behelfsheim 15 wurde Kieler Kamp 8.

Im Jahre 2001 haben wir unsere Goldene Hochzeit gefeiert und im Jahre 2003 wohnen wir nun schon 51 Jahre im Kieler Kamp. Wattenbek ist also unsere Heimat geworden.

#### Nachwort des Herausgebers

Nun im Jahre 2014 wohnen sie 62 Jahre dort und ihre Tochter wohnt gleich nebenan, wo einst Behelfsheim 14 stand.

Und Inge Kroglowski erwähnt auch gerne die Menschen, die Ihr Einleben in Wattenbek erleichterten:

Der Bauer *Hans Wulff* gab ihrer Mutter mit drei Brüdern Unterkunft, obwohl er schon zwei andere Familien auf dem Hof hatte unterbringen müssen. Er bedauerte, dass er nur noch die Knechtskammer anbieten konnte. Zwei Brüder schliefen oben im Etagenbett und Mutter mit dem Kleinsten unten.

*Frau Wulff* sagte ihnen, sie dürften sich in der Tenne so viele Kartoffeln nehmen, wie sie mochten, so konnten sie sich nach langer Zeit wieder satt essen. Und Frau Wulff kochte abends immer etwas mehr Milchsuppe mit Grütze und brachte den Quednaus die Reste.

*Herr Graumann* – er hatte im Zug von Kiel nach Bordesholm Onkel Fritz Kroglowski getroffen und berichtet, dass er das Behelfsheim 15 verkaufen wollte, da sein Sohn von dort nach Neumünster ziehen musste. Onkel Fritz bat ihn, es doch seinem Neffen und seiner Nichte anzubieten. Das tat er zur Freude des jungen Paares. Der Kaufpreis für das Gebäude war 2500 DM. Kroglowskis hatten aber zusammen nur 200 DM und versuchten nun verzweifelt bei der Spar-

kasse und ihren Arbeitgebern, einen Kredit zu bekommen, aber allen war das zu riskant. So gingen die beiden traurig zu Herrn Graumann und erklärten, dass sie das Häuschen leider nicht kaufen könnten, weil niemand sie für kreditwürdig hielt. „Wisst ihr was“, sagte Herr Graumann, „ich glaube, ihr seid ehrlich, ihr könnt mir das Haus in Raten abzahlen!“

Kroglowkis haben etwas über ein Jahr dazu gebraucht, gar nichts angeschafft, eisern gespart, dann war das Häuschen abbezahlt. Das Grundstück kauften sie später dem Bauern und Schlachter Sinn ab.

Für den großen Strohsack hatten Kroglowkis keinen Stoff und fragten den *Müller Plambeck*, ob sie nicht ein paar alte Mehlsäcke haben könnten. Der war gerührt und gab ihnen neue!

*Tante Paula Krogowski* aus Brügge war gelernte Hutmacherin und hatte eine Nähmaschine auf der sie die Mehlsäcke in einen Bettbezug verwandeln konnte.

Tante Paula machte ihnen auch noch ein ganz besonderes Geschenk. Die englischen Besatzungssoldaten mussten wohl in Kiel eine große Menge von Teppichen angesammelt haben, die sie in die Heimat mitnehmen wollten. Aus irgendeinem Grund klappte das nicht und so zerschnitten sie alle Teppiche diagonal in vier Teile. Diese Reste lagen irgendwo in Kiel völlig durcheinander in einem Lager und Tante Paula erfuhr davon. Sie durchsuchte einen Tag lang die Haufen, bis sie vier passende Viertel hatte und nähte sie zu einem schönen Teppich zusammen für Inge und Ferdinand Krogowski. „Wir waren sicher die ersten Behelfsheimbewohner mit einem Teppich“, sagt Inge Krogowski stolz lächelnd.

Ruth Carl

\*1926, †2014

### ***Tänzerin und Sängerin in schweren Zeiten***



Als ich fünf Jahre alt war, kam ich in Babelsberg, damals hieß es noch Nowawes, zur Ballettschule. Wir tanzten auch auf Veranstaltungen, und ich hatte viel Freude gehabt.

Mit zehn Jahren wurde ich dann in das Kinderballett des Deutschen Opernhauses in Berlin aufgenommen, später auch dort in den Kinderchor.

Nun wurde die Sache schon anstrengender, denn die Ballettmeisterin dort war sehr streng. Da gab es schon mal einen Klaps an die Beine oder an den Kopf. Da wir ja auch in Vorstellungen mitwirkten, kam ich oft erst gegen Mitternacht nach Hause. Am nächsten Morgen musste ich ja dann zur Schule. So war ich wohl nur eine mittelmäßige Schülerin.

Mit 14 Jahren kam ich dann zur weiteren Ausbildung an die Ballettschule Tatjana Gsovsky. Selbstverständlich mussten meine Eltern die Ausbildung bezahlen. Die kleinen Beträge, die ich für die Mitwirkung in der Oper bekam, legte mein Vater für mich auf ein Sparsbuch. Taschengeld gab es ja damals nicht.

Mit 16 Jahren machte ich dann meine Abschlussprüfung vor der Reichstheaterkammer. Ich ging von der Schule ab und bekam meinen ersten Vertrag als Tänzerin bei Sabine Röss. Diese machte auch

die Choreographie für die Marika-Rökk-Filme. So durfte ich auch in „Frau meiner Träume“ mittanzen.

Daraufhin bekam ich einen Vertrag für das Reichsfilm-Ballett. Nach einem Jahr ging ich wieder zurück zu Frau Ress.

Wir tanzten im Wintergarten, in der Scala usw. Leider war es nicht immer leicht nach Berlin zu kommen, denn inzwischen waren ja die Bombenangriffe auf Berlin.

Im September 1944 wurden dann die Theater geschlossen und wir mussten in die Fabrik. Ich arbeitete einige Monate als Wicklerin in einer Flugzeug-Fabrik. Dann kamen die Russen – es war schrecklich. So haben wir uns auf den Weg gemacht mit Handwagen nach Westberlin, wo mein Vater inzwischen arbeitete. Von Ende Juli bis November hausten wir bei meinem Vater im Büro.

Inzwischen hatte in Westberlin die Hochschule für Musik eröffnet. Da ich von meiner Meisterin nichts gehört hatte, sang ich in der Hochschule vor und wurde angenommen. Natürlich musste man damals auch dort Studiengebühren zahlen.

Im Januar 1946 lasen wir dann in der Zeitung, dass das Ballett Ress im Friedrichstadt-Palast ist. Ich bin sofort hin, um die Kolleginnen zu begrüßen, aber Frau Ress sagte zu mir: „Du kannst gleich wieder mitmachen.“

So war ich bis Mittag in der Hochschule und dann beim Ballett.

Nach einem Semester und erneutem Vorsingen bekam ich dann ein kleines Stipendium. So hörte ich im Mai 1946 auf zu tanzen. Es ist mir nicht leicht gefallen, der Beruf hatte mir Spaß gemacht. Nach meiner Abschlussprüfung zur Opernsängerin kam ich etwas traurig nach Hause, denn ich hatte ja noch kein Engagement.

Meine Mutter sagte mir, der Bühnennachweis Ost hätte angerufen und gefragt, ob ich die „Amelia“ im Maskenball studiert hätte, und sie hatte frisch-fröhlich ja gesagt, und ich sollte nun zum Vorsingen nach Ost-Berlin kommen. Tatsächlich hatte ich aber nur die Arien und Duette studiert, aber von den Ensembles keine Ahnung. Na, ich fuhr hin

und nach dem Vorsingen sagte man mir, ich solle nach Quedlinburg zum Vorsingen, die suchten dort einen Gast für diese Partie. Das Vorsingen dort klappte auch.

Mit einem ehemaligen Lehrer habe ich dann schnell den Rest der Partie draufgepaukt. Die Premiere war am 1. April, und ich dachte bei mir, hoffentlich wird das kein Aprilscherz.

Es war eine schöne Aufführung, und ich bekam gleich einen Vertrag für die nächste Spielzeit.

Leider wurde daraus nichts, weil ich keinen Dauerpassierschein bekam. Ende 1953 rief die Intendanz an, sie hätten jetzt den Passierschein durchgesetzt. So fuhr ich also wieder nach Quedlinburg und bekam einen Gastvertrag für die Lisa in „Pik Dame“. Danach gleich einen Gastvertrag nach Frankfurt/Oder, wo ich die Tatjana in „Eugen Onegin“ sang. Ab Juli hatte ich dann festen Vertrag für Quedlinburg. Von dort aus waren im Sommer immer die Festspiele im Harzer Bergtheater, einer wunderschönen Freilichtbühne.

Zu gleicher Zeit liefen dort auch „Die Räuber“ mit Ruth Maria Kubischek. Ich durfte die Agathe im „Freischütz“ singen. Dabei lernte ich auch meinen späteren Mann kennen, der als Gast aus Dresden kam.

Ich durfte noch einige schöne Partien singen bis Sommer 1956, da bekam ich keinen Passierschein mehr. Ich sollte rüberziehen. Das habe ich nicht gemacht und so war erst einmal Pause. Im Juli 1957 haben wir dann geheiratet und mein Mann durfte nach Westberlin übersiedeln.

Es kamen dann zuerst Tourneen durch Deutschland, Holland, Finnland, Frankreich und die Schweiz, darauf noch Engagements in Rendsburg, Hildesheim, Regensburg. Danach gingen wir beide 1973 nach Kiel. Mein Mann als Inspizient und ich in den Opernchor.

Von Regensburg aus fanden wir in Kiel keine Wohnung. Wir hörten aber, dass es in Bordesholm eher etwas gäbe. Wir schrieben an den dortigen Bürgermeister, der uns dann die Wohnung im Kreis-

haus vermittelte, in die später bekanntermaßen das Ehepaar Simonis einzog. Wir wohnten dort vier Jahre. 1977 wurden wir Wattenbeker.

Wenn man älter wird, muss man auf Sicherheit gehen. Wir haben auch in Kiel noch schöne Soloaufgaben bekommen, so blieben wir 13 Jahre bis zur Rente.

Es war ein herrlicher Beruf, oft anstrengend, aber immer schön.



Bernd Grewe 2013 in seiner Hohenwestädter Wohnung übergibt Karin Theens für den Geschichtsverein einen großen Teil seiner Sammlungen. Sie betrachtet hier Fotos von Louise – siehe „Louis und Louise“ S. 160.

### ***Bernd Grewe erinnert sich***

Bernd Grewe wurde am 4.2.1942 in Wattenbek geboren. Bernds Vater Johannes Grewe hatte sich 1936 zur Flugabwehr der Wehrmacht in Lübeck gemeldet. Bernds Mutter Magdalene Holst war bei einer Majorsfamilie „in Stellung“, wie man damals über Dienstmädchen sagte. Auf einer Tanzveranstaltung in Schattin in Mecklenburg lernten sie sich kennen und heirateten am 4. November 1939 auf dem Bordesholmer Standesamt. Vorher musste Bernds Mutter noch einen Ariernachweis vorlegen, um ihre deutsche Abstammung zu beweisen. Besonders genau hat die Behörde damals wohl nicht geprüft, denn den Namen Holst hatte

ihr der Stiefvater gegeben, da sie eine geborene Sternberg war und solch ein jüdischer Name ein Problem gewesen wäre.

Das Paar richtete sich dann in der Brügger Chaussee 46 im Hause Hass/Horn eine Wohnung ein. Ihren ersten Sohn nannten sie 1940 auch Johannes, den zweiten Bernd.

Laut Mutters Erzählungen verbrachten sie den Sommer stets im mecklenburgischen Lübz. Das waren schöne, ruhige Tage ohne Tiefflieger und Bombenangriffe. Urgroßvater Wilhelm Sternberg arbeitete während des Krieges in einer Schlachtereierie in Lübz. Nach dem Krieg konnten sie erst in den Fünfzigerjahren wieder zu den Urgroßeltern reisen. Allerdings herrschte nun der Kalte Krieg. Sie fuhrren mit dem Zug über Hamburg, Büchen, Grenzübergang Schwanheide, Hagenow-Land, Ludwigslust und Parchim nach Lübz.

Der Urgroßvater war ein besonderer Mann. Bernd Grewe schreibt dazu:

*„Unser Urgroßvater arbeitete immer noch in derselben Schlachtereierie und „besorgte“ dann zum Beispiel Würstchen, die für uns aus Kostengründen nicht immer zu haben waren. Ich kann mich noch sehr gut erinnern, wie wir ihn auf dem Wochenmarkt trafen und er mit glücklich leuchtenden Augen eine Reihe von Würstchen aus der Innentasche seines Jacketts hervorholte – ganz ohne Verpackung. Auf dem Markt fiel mir auch ein Stand auf, der nur Tomaten hatte. Die Schlange war unüberschaubar und die Leute freuten sich riesig, wenn sie ein paar Tomaten ergattert hatten.“*

Nach Kriegsende half Wilhelm Sternberg auf erstaunliche Weise einem französischen Zwangsarbeiter nach Hause zu kommen: Er organisierte ihm ein Fahrrad, hängte einen Beerdigungskranz daran



Die Brüder Grewe in der Brügger Chaussee 1944 mit einem unbekanntem Mädchen

und empfahl dem Franzosen, bei Kontrollen immer nur zu sagen, er müsse zur Beerdigung. Er wird es sicher geschafft haben.

*„Die Rückreise mit dem Zug war genauso unangenehm, wer es nicht erlebt hat, kann es sich nicht mehr vorstellen, wie das mitten in Deutschland war. Die Züge wurden in Hagenow-Land etwa 50 km vor der Grenze abgeschlossen und Vopos, die Volkspolizisten, bestiegen mit Hunden den Zug und kontrollierten fast alles. Besonderes Augenmerk galt möglichen Republikflüchtlingen.*

*Unser Urgroßvater starb 1957. Leider konnte keiner von uns an der Beerdigung teilnehmen, es gab keine Einreisegenehmigung. Kurz vor seinem Tod schrieb er noch auf einer Postkarte*

*Das Vieh hat kein Futter,  
wir haben keine Butter,  
auf dem Klo gibt's kein Papier,  
was sollen wir noch hier.*

*Nach ein paar Tagen bekam er Besuch von der Stasi, der Staatssicherheitspolizei – da lag er aber schon im Sterbebett.“*

So konnte der Polizeiapparat seine Wut über Urgroßvaters gereimte Kritik nur an den Angehörigen aus dem Westen auslassen: Die durften ihn dann nicht auf seinem letzten Weg begleiten.

Nach diesem aufschlussreichen Abstecher in die ehemalige DDR kehren wir zurück nach Wattenbek.

1944 kam Louise Bodéré aus der Bretagne zu Grewes (siehe dazu „Louis und Louise“, Seite 160ff ). Der dort bei der Luftabwehr stationierte Vater hatte ihr die Wattenbeker Adresse gegeben, als sie flüchten musste. Sie war wie ein viertes Familienmitglied und muss, nach ihren späteren Briefen, die beiden Grewesöhnchen sehr gemocht haben.

Nach Kriegsende verließ sie Wattenbek wieder.

Vater Grewe galt ab Weihnachten 1944 als verschollen, bis er am 18. Dezember 1945 in der Brügger Chaussee vor der Tür stand. Er hatte sich von Frankreich bis zu einem Bauernhof in Freiburg durchgeschlagen, sich dort versteckt, gearbeitet und abgewartet. Für den Weg zu seiner Familie lieh er sich Zivilkleider, die er zurückzuschicken versprach, denn in der Uniform wäre er nicht weit gekommen. Von der Kriegszeit hat er nie gesprochen.

Louise mit Johannes  
und Bernd 1944  
in der Brügger Chaussee



*Umzug in den Wattenbeker Weg, heute Wilhelm-Stabe-Straße 43*



Rechts das Haus der Großeltern Massow, Wilhelm-Stabe-Str. 43, links im Hintergrund das Gemeindehaus der Evangelischen Kirche, am linken Rand die Dächer der Finnenhaussiedlung, Aufnahme etwa 1960

Im Mai 1946 zogen sie um zu den Großeltern väterlicherseits in die Wohnung ihrer Tante, die nicht mehr mit ihren Eltern klarkam.

### *Wohnen und Essen*

Die Großeltern hatten einen 3000 qm großen Garten hinter dem Haus und daher stets genügend Gemüse, Obst, Kartoffeln, Korn und vieles mehr. Sie gaben der Familie ihres Sohnes aber nur selten etwas ab und die Enkel durften nicht einmal im Garten Fallobst aufsammeln. Es war eine schlimme Zeit.

Bernd Grewe schreibt darüber:

*„Die Wohnung bestand aus einer Wohnküche unter dem Dach mit einem nicht isolierten Boden davor und diente als Abstellraum. Zum Heizen und Kochen gab es eine Küchenhexe, einen holzbefeuerten Küchenherd, wie damals üblich. Fließendes Wasser gab es nicht, das musste unsere Mutter von einer Handpumpe auf dem Hof holen und in Eimern den langen Weg zur Wohnküche tragen. Es diente zum Waschen und Kochen. Das Abwasser musste natürlich wieder zurückgetragen werden.*

*Das Schlafzimmer befand sich im Erdgeschoss. Ein Ofen war zwar vorhanden, wurde aber aus Mangel an Heizmaterial nur selten angemacht. Die Fenster hatten nur eine einfache Glasscheibe und waren bei Frost ständig zugefroren. In die Betten legte man kurz vor dem Schlafengehen einen Ziegelstein, der auf der Küchenhexe angewärmt und in eine Zeitung eingewickelt worden war.*

*Eine Toilette nach heutigem Standard gab es nicht, nur eine „Eimertoilette“ im Stallanbau hinter dem Haus. Zum Wischen hatte man Zeitungspapier.*

*Für den Winter legte man Gurken als Salz- oder Gewürzgurken in Stein- oder Tonkrüge ein. Aus geklauten Zuckerrüben machte unsere Mutter Sirup.*

*Ständig kamen Scharen von Menschen aus den umliegenden Städten mit den sogenannten Hamsterzügen, um etwas Essbares zu ergattern. Gaben die Landwirte eine abgeerntete Kartoffelkoppel frei, strömten die Leute mit kleinen Hacken und Drahtkörben auf die Koppel und „pflügten“ sie nochmals Stück für Stück um in der Hoffnung auf ein paar liegengebliebene Kartoffeln. Wir Kinder mussten auf dem Drahtkorb sitzen bleiben, damit ja keiner, die gestoppelten Kartoffeln klaute, wenn Mutter mit dem Drahtkorb unterwegs war.*

*Ebenso wurden die Kornfelder nochmals abgesucht. Unsere Mutter ging über das Stoppelfeld, suchte und sammelte zurückgebliebene Ähren in ihre Schürze. Daraus machte man Mehl.*

*Aus gesammelter Schafswolle spann man Wollfäden und strickte Strümpfe.*

*Löcher in der Hose waren eine mittlere Katastrophe, Es gab keine neue, Mutter flickte das Loch.*

*Mit einem Blockwagen zogen wir zum Kohlenhändler Gähje in der Nähe vom Bordesholmer Bahnhof und standen stundenlang an für einen Zentner Briketts.*

*Inzwischen hatten uns die Großeltern ein kleines Stück Ackerland überlassen und die Eltern pachteten noch ein Stückchen Land auf der Schulkoppel nahe der Finnenhaussiedlung dazu. Leider war der Boden ausgelaugt, es fehlte der Dünger. Da es damals nur ab und zu mal einen Lanz-Bulldog gab, aber sonst nur Pferdefuhrwerke, passten die Leute an den Straßen auf und waren flugs mit der Schaufel da, wenn die Pferde etwas fallen ließen.*

*Jedes noch so kleine Fleckchen Land wurde gehegt und gepflegt.*

*Gemüse oder Obst, das man nicht gleich verzehrte, wurde in Dosen oder in Weckgläsern eingemacht. An den gebrauchten Dosen schnitt der Dorfschmied Steen mit einer eigens dafür vorhandenen Maschine den alten Rand ab und so konnte man sie wiederverwenden.*

*Zu Hause reinigte man die Dosen, füllte sie mit den verschiedensten Gemüse- und Obstsorten und fuhr die offenen Dosen im Blockwagen zum Schmied. Der verschloss sie mit einem neuen Deckel.*

*Anschließend wurden die Dosen – je nach Inhalt – eine halbe oder eine Stunde eingeweckt oder gekocht.*

*Dann hatte unser Vater auf dem Grundstück der Großeltern in Eigenarbeit einen Hühnerstall gebaut. Da hielten wir ein paar Hühner für den Eigenbedarf. Aus den Eiern machte uns Mutter manchmal ein leckeres Zuckerei: Erst schlug sie das Eiweiß mit der Gabel in einem tiefen Teller steif, dann kam das Eigelb und der Zucker dazu und wir aßen es mit einem Stück trockenem Brot.“*

### *Umzug in den Kieler Kamp*



Bau der Doppelhäuser Kieler Kamp 29/31 und 33/35, Im Hintergrund Haus des Ehepaars Ravensgard aus Ostpreußen, längst abgerissen, sie hatten ein Pferd und Gänse.

Im Januar 1951 bezogen Grewes endlich ihre in Eigenleistung mit anderen Handwerkern und Siedlern errichtete Haushälfte im Kieler Kamp 33. Vater Grewes war als Tischler beim Bau der Siedlungshäuser natürlich sehr gefragt.

Bernd erinnert sich, wie gut er als Kind dort auf den freien Flächen spielen konnte. Besonders Fußball mit der Schweinsblase machte ihm viel Spaß, auch das Baden in der Eider. Er erinnert sich, wie sie aus Schilf Flöße bauten und eiderabwärts trieben – nur 20 bis 30 m, dann kam der „Untergang“.

## Meine Schulzeit von 1948 bis 1957



April 1957, erste Entlassung einer 9. Klasse aus Wattenbeks neuer Schule – obere Reihe von links:

?, Bernd Grewe, Gerhard Möller, Jakob Hinrichs, Kurt Feierabend, ?, Erich Reese

Unten von r: Waltraud Dierck, Christa Gabriel, Gerda Vollendorf, ?, ?, ?, ?, ?.

*„Wir kleinen Knirpse hatten teilweise Unterricht in Räumen, die über ganz Bordesholm verstreut lagen und mit Kanonenöfen beheizt wurden. Mit unseren Papppranzen, Schiefertafel und Griffelkasten mussten wir zum Beispiel von Wattenbek bis zur Lindenschule in Alt-Bordesholm laufen, das waren etwa 3,5 km. An ein Fahrrad oder gar einen Schulbus hat keiner im Entferntesten gedacht.*

*Der Unterricht fand im Wechsel statt, morgens die Mädchen, nachmittags die Buben. Denn die Schülerzahl in Wattenbek und Bordesholm hatte sich durch den Flüchtlingsstrom auf ca. 1750 Kinder verdreifacht.*

*Teilweise gab es in der ersten Nachkriegszeit Schulspeisungen. Langsam wurde es doch besser und man war froh, alles einigermaßen überstanden zu haben.*

*Mitte der Fünfzigerjahre sind wir dann in unseren Ferien zum Kartoffelsammeln, Rübenhacken, Erbsenpflücken und so weiter gegangen. Damit haben wir ein bisschen Geld verdient und uns ein Fahrrad zusammengespart. Zuerst wurde der Rahmen besorgt und gestrichen, dann erarbeiteten wir uns Vorder- und Hinterrad. So ging das weiter, bis wir ein fahrtüchtiges Fahrrad hatten. Wir waren sehr stolz und hegten und pflegten es.*

*Im April 1957 wurde ich dann aus der neunten Klasse der Volksschule entlassen.“*

Bernd Grewes Klasse war die erste Abschlussklasse in der neuen Wattenbeker Schule. Man hatte das Gebäude im Oktober 1956 in Betrieb genommen und am 26. Januar offiziell eingeweiht. Am 15. Januar 1957 trat Jakob Hinrichs seinen Dienst als neuer Schulleiter an – auf dem Foto in der Bildmitte vor dem Eingang der Schule.

### *Bernd Grewes Lehrzeit mit langen Wegen*

*„Im April 1957 begann ich meine Lehre als Klempner, Gas- und Wasserinstallateur bei der Firma Heinrich Dierck in der Dänischen Straße/ Schloßstraße in Kiel.*

*Der Tag begann um sechs Uhr in der Früh. Es ging zu Fuß vom Kieler Kamp 33 zum Bordesholmer Bahnhof, etwa 2 km. die Personenzüge mit den Arbeitern waren stets überfüllt. Die Waggonen waren in drei Klassen eingeteilt und hatten für jedes Abteil eine Tür und die Bänke in der dritten Klasse waren aus Holz. Natürlich konnten wir nur dritter Klasse fahren. In Kiel angekommen, mussten weitere zwei Kilometer bis zum Betrieb zurückgelegt werden.*

*Der Hafen und viele Gebäude der Stadt lagen teilweise noch in Trümmern. In der Schloßstraße, in unmittelbarer Nähe meiner Lehrfirma, standen „halbe“ Häuser, in denen aber Menschen wohnten.*

*Die Gaststätten am Hafen waren in heil gebliebenen Kellern untergebracht, wie zum Beispiel „Der Bronzekeller“.*

*Die Firma hatte einen einzigen VW-Transporter für circa 20 Angestellte und Arbeiter.*

*Wir arbeiteten viel in der Haupt-Einkaufsstraße, der Holstenstraße, zum Beispiel in den Kaufhäusern Karstadt, C & A, Meislahn, Defaka und in der Nicolaikirche. Das Material mussten wir auf einer schottischen Karre zu den Baustellen schieben.*

*An den Inhaber der Firma denke ich auch heute noch mit Respekt zurück. Er war stets korrekt. Ältere Arbeitnehmer über 60 Jahre mit gesundheitlichen Schwierigkeiten wurden beispielsweise dort eingesetzt, wo sie die Arbeiten noch verrichten konnten und zur Weihnachtsfeier räumte man die gute Stube aus und alle Mitarbeiter stimmten sich bei Kaffee und Kuchen auf Weihnachten ein.*

*Die Arbeitszeit betrug 48 Stunden. Das Geld wurde wöchentlich bar ausgezahlt. Ich bekam im ersten Lehrjahr 30 DM im Monat. Davon gingen 12 DM für die Fahrkarte weg und der Rest musste für den Monat reichen*

*Verpasste man abends den Zug, musste man zwei Stunden auf den nächsten warten, der dann auch noch überfüllt war. Bei den Howaldtswerken arbeiteten zu der Zeit etwa 12 000 Menschen. Wenn wir in Bordesholm ankamen, stiegen viele, viele Arbeiter aus und strömten in alle Richtungen.*

*Im Herbst 1960 konnte ich meine Lehre erfolgreich abschließen.*

*Danach habe ich in meiner Urlaubszeit zahlreiche Fortbildungskurse an der Ausbildungsstätte für Handwerker in Lübeck-Travemünde besucht, um die beruflichen Kenntnisse zu erweitern.*

*Am 2. Juli 1962 sollte ich für 18 Monate meinen Wehrdienst bei der Bundeswehr antreten. Mit Tauglichkeitsgrad II war es aussichtslos, Widerspruch einzulegen. Um mehr Geld zu bekommen, habe ich mich freiwillig für zwei Jahre verpflichtet und war so „Geldsoldat“. Ich wurde bei einer Boden-Luft-Raketenbatterie im Nachrichtenbereich eingesetzt. Das war zur Zeit der Kuba-Krise und wir bekamen Urlaubssperre. Wir hatten den Sicherheitsausweis I und wurden ohne diesen nicht in die Stellung gelassen.*

*Die sowjetische Militärmission, ein Überbleibsel des 2. Weltkriegs, besuchte uns fast ständig nachts im Moor bei Diepholz. Der deutsche Wachzug konnte und durfte nicht eingreifen und musste die Amerikaner, die über die Sprengköpfe verfügten, in der Unterkunft benachrichtigen. Kamen die Amerikaner dann, waren die Russen längst verschwunden. Dieses Katz- und Mausspiel wiederholte sich ständig.*

*Der DDR-Propagandasender DFS 904 berichtete laufend von den Raketenstellungen.*

*Am 30. Juni 1964 endete mein Dienst bei der Bundeswehr.*

*Vom 3. Juli 1964 bis zum 31. Juli 1965 arbeitete ich in Bokhorst bei der Firma Ohe als Gas- und Wasserinstallateur. Den Weg zur Arbeitsstelle über die Dörfer Negenharrie und Schillsdorf bewältigte ich bei jedem Wetter mit meinem Kleinkraftrad Marke Zündapp mit 4-Gang-Fußschaltung.*

*Dann verstarb mein Onkel Rudi in Berlin und Tante Else schenkte mir 3000 DM. Davon kaufte ich mein erstes Auto, einen grauen VW-Käfer.“*

1966 ging Bernd Grewes Zeit in Wattenbek zu Ende. Er hatte 1965 geheiratet und zog nach Nortorf. Seinen beruflichen Werdegang beendete er als technischer Betriebsleiter des Gas- und Wasserwerks in Hohenwestedt.

Elke Gränert, geb. Lerchl

\* 1940

## ***Bombennacht in Hamburg-Altona***

Meine Mutter erzählte mir immer wieder, dass der größte Teil der Altonaer Altstadt, insbesondere die Gebiete um den Fischmarkt und um die Hauptkirche, sowie die Hauptkirche selbst, in der Nacht vom 24. auf den 25. Juli 1943 durch Bombenangriffe zerstört wurden.

Das Wohnhaus, in dem wir wohnten – Hamburger Hochstraße 43 – blieb zwar verschont, doch ringsherum fielen alle Häuser dem Bombenhagel und dem Flammenmeer zum Opfer.

Auf dem Hinterhof des Wohngebäudes war das Auslieferungslager der Bavaria Brauerei, die zur damaligen Zeit noch existierte und mit ihrem Astra Bier über die Landesgrenzen Hamburgs hinaus bekannt war. Auf diesem Gelände befand sich im Kellergewölbe ein Luftschutzraum, der den Menschen der Nachbarschaft Sicherheit vor den Bomben geben sollte. Bei Bombenalarm suchte auch meine Mutter mit uns beiden Kindern Schutz in diesem Keller.

In jener Nacht gab es keinen Voralarm, obwohl die Bomben bereits vom Himmel fielen. Wir lagen zwar, wie meist, schon angezogen in den Betten, aber es war zu spät, in den Bunker zu laufen. Zu dieser Zeit war ich knapp drei Jahre alt, mein Bruder Wolfgang ein Baby von drei Monaten.

Meine Mutter verkroch sich mit uns beiden Kindern in ihrer Not und Verzweiflung in die 1,5 qm kleine Abstellkammer der Wohnung. Dieser Raum war ohne Licht, lag in der Mitte der Wohnung, hatte kein Fenster und auch keine Außenwand. Die Abstellkammer bot aber nur Schutz vor herumfliegenden Glassplittern der Fensterscheiben. Hier versuchten wir dem Tod zu entkommen.

So war es wohl ein glückliches Schicksal, dass das Haus nicht durch eine Bombe getroffen wurde und die Außenwände des Gebäudes der Wucht der zerstörerischen Druckwellen standhielten. Denn die Nebenhäuser zur rechten und zur linken Seite wurden von Bomben getroffen und zerstört. Die Gebäude auf dem Hof wurden ebenfalls durch Volltreffer vernichtet und alle Schutzsuchenden kamen aus dem Luftschutzraum nicht wieder heraus – ein Volltreffer löschte das Leben von vielen Frauen und Kindern sowie älteren Menschen aus. Es waren Freunde und Bekannte aus dem Hause und der Nachbarschaft.

Meine Mutter, mein Bruder und ich überlebten diesen schrecklichen Bombenterror über Altona. Das Schicksal war uns gnädig, aber wir haben in der Hamburger Hochstraße in Altona die Nähe des Todes gespürt.

V. Heidemann nach Aufzeichnungen der Seniorengruppe „Mach mit“

### ***Werner Hass – ein Wattenbeker Lebenslauf***

1925 - 2011

Werner Hass wurde am 20.12.1925 im Wattenbeker Elternhaus an der Brügger Chaussee geboren, wo sich heute das Friseurgeschäft seiner Tochter befindet.

1931 kam er in die Schule in Bordesholm. Den für die Kinder weiten Schulweg legte er außer im Winter stets in Holzpantoffeln zurück. Schuhe gab es allein im Winter.

Als sein Vater 1937 verunglückte, lebte er nur noch mit Mutter und Großmutter zusammen und er musste mehr arbeiten. Er sammelte täglich Brennesseln, die für die Futterzusammenstellung der zwei Schweine nötig waren. Diese wurden mit Kartoffeln und den Brennesseln gefüttert und jeden November schlachtete man eines und verkaufte das andere.

Fliederbeeren, Himbeeren und Brombeeren sammelte er auch und wieder wurde ein Teil für den eigenen Bedarf behalten und der Rest verkauft. Um in der schweren Kriegszeit überleben zu können, hielten sie sich auch noch 15 Hühner, deren Eier sie ebenfalls zum Teil verkauften. Dann gab es noch das Obst an den Bäumen und das Gemüse im Garten.

Sein fünf Jahre älterer Bruder war zu Kriegsbeginn eingezogen worden und 1945 in russischer Gefangenschaft gestorben. So musste Werner schon früh Gartenarbeiten übernehmen. Als sehr arbeitsintensiv empfand er immer das Spargelbeet, das im Frühjahr angehäufelt und im Herbst wieder eingeebnet werden musste.

Obst, Gemüse und auch Spargel wurden für den eigenen Bedarf eingeweckt oder im Keller gut gelagert. Ein Teil wurde wieder verkauft und so konnte man die Kriegszeit überstehen.

1938 wurde die Schule Marinelazarett und die Schüler mussten zu Notlösungen in Eiderstede, Hohenhorst oder im Landhaus Bordes-



holm gehen. Das bedeutete im Winter schon mal über eine Stunde Fußmarsch.

Während seiner Schulzeit standen an der Brügger Chaussee nur fünf Häuser. Als der Schotterweg später geteert wurde, hatten die Kinder und Jugendlichen viel Spaß, weil man nun darauf gut Schlittschuh laufen konnte. Dabei gab es aber das Problem, dass sich die Schlittschuhe damals mit vier profilierten Metallbacken in Schuhsohle und Absatz quetschten. Und Schuhe waren zu der Zeit kostbar, man musste ganz sorgsam damit umgehen. So versuchte Werner Hass sie immer irgendwie zu reparieren, damit Mutter und Großmutter nicht mit ihm schimpften.

Nach der Schule begann Werner Hass seine Lehre als Maschinenschlosser bei der Deutschen Werke Werft in Kiel.

Während der Lehrzeit musste er immer bei Rix und Bauer Sander Traktor fahren, um seine Lehre bezahlen zu können. (Damals musste man dem Lehrherrn noch Lehrgeld zahlen, was heute verboten ist.) Dafür bekam er im Monat 5 Reichsmark, Essen oder Lebensmittel. 1941 machte er den Führerschein Klasse 4 und konnte so „endlich“ auch mit dem Trecker auf der Straße fahren. Außerdem fuhr er für Milchmann Hamann die Milch aus und verdiente noch etwas dazu.

Nach zwei Jahren Lehrzeit machte er eine Notprüfung und ging mit 16 Jahren freiwillig zur Marine.

Als er 1945 mit einem Minensuchboot Richtung Sønderborg fuhr mit einem Zwischenhalt in Kiel, um Ersatzteile zu laden, da stellte er fest, dass der Krieg zu Ende war und blieb dann gleich zu Hause. Es gab aber noch etwas Ärger mit der englischen Besatzung, denn man brauchte einen Entlassungsschein, um sich auf der Straße aufhalten zu dürfen – den hatte er aber nicht, da er selber beschlossen hatte, nicht mehr zum Minensuchboot zurückzukehren.

Zunächst arbeitete er bei August Eckmann, Agrarmaschinen, als Schlosser und führte bei Hinrich Kiel Dreschmaschinen vor. Danach ging er zur Landwirtschaftlichen Hauptgenossenschaft nach Kiel.

1952 heiratete er. Der Schwiegervater war Bauer und sie erwarben noch ein Grundstück von 8 ha neben dem Ehrenmal.

Dann machte Werner Hass seinen Meister und plante, eine Werkstatt mit Tankstelle zu bauen. Der Schwiegervater wollte noch eine 4 ha große Koppel dazukaufen, doch dafür brauchte man die Landgesellschaft SH, bei der er dann einen Antrag einreichte. Die Landgesellschaft bot ihm einen Kredit von 100.000 DM, wenn er eine Lohnunternehmerstelle baute.

Die baute er und hatte nun Mähdrescher, Dunglader und –streuer. Das Unternehmen wuchs und er hatte bald an die 30 Angestellte.

1958 gründete er eine Tiefbaufirma, bekam unter anderem einen Auftrag der Post zur Kabelverlegung und hatte bis zu 40 Angestellte. Als er sich zur Ruhe setzte und seinem Schwiegersohn den Betrieb übergab, hatte der Maschinenfuhrpark einen Wert von einer halben Million DM, bemerkte er nicht ohne Stolz.

Zeitweilig engagierte er sich auch in der Kommunalpolitik: Von 1970 bis 1978 war er zweimal Gemeindevertreter für die AKW (Allgemeine Kommunale Wählergemeinschaft), die mit Jacob Hinrichs auch den Bürgermeister stellte. Und 2007 gründete er mit anderen (aus Enttäuschung, s. Artikel über die Wattenbeker Soldaten) die Wählergemeinschaft für Wattenbek – WfW und gehörte dieser Gemeinschaft bis zu seinem Tode 2011 als Ratgeber an.

Seine Ehe war harmonisch und er hat sich ein Leben lang bemüht, für seine Familie mit zwei Töchtern und deren Kinder zu sorgen. Auch seine Mitarbeiter hat er nie vergessen und viele von ihnen zu seinem 80. Geburtstag eingeladen.

Margot Röschmann

\* 1933

### ***Bomben auf Flüchtlingstrecks***

Meine Familie wohnte in einem kleinen Ort in Westpreußen. Vater war Spiritusbrennermeister auf einem Rittergut. Schon länger sahen wir Flüchtlingstrecks vorbeiziehen und ahnten, dass auch wir in absehbarer Zeit unsere Heimat verlassen würden. Ich erinnere mich noch gut der Holzkisten, Kartons und Säcke, die gepackt im Fabrikgebäude standen. Auf dem Fuhrpark des Hofes warteten teppichbespannte Leiterwagen auf den Befehl zum Aufbruch.

Am 17. Februar 1945 war es dann so weit: Unsere Flucht begann!

Wir schlossen uns den gen Westen strömenden Pferdewagen an. Neben den Fuhrwerken waren Flüchtlinge mit Kinder- und Handwagen unterwegs. Größtenteils waren es Mütter mit Kindern und alte Leutchen, die sich durch Schnee und eisige Kälte kämpften, denn die Väter taten an der Front ihre Pflicht. Wir Kinder aus den Nachbarwagen hatten uns bald zusammengefunden. Für uns war es ein großes Abenteuer. Gedanken über das Leid meiner Eltern, alles, wofür sie ihr Leben lang geschuftet hatten, verloren zu haben, machte ich mir eigentlich keine. So dumm und naiv war ich damals mit meinen elf Jahren.

Seit Herbst 1944 nicht mehr zur Schule zu gehen, fand ich schon toll, ebenso, morgens nicht zu wissen, wo man an diesem Abend schlafen würde. Uns wurden Schulen, Turnhallen, Scheunen, Kuh- und Pferdeställe zugewiesen.

Einmal schlief ich mit meiner Großmutter in einer Lagerhalle auf einen wackligen Tisch, weil es am Boden von Mäusen wimmelte. Mäuse können aber auch gut klettern. Auch an dem Zustand, sich

nicht so oft waschen zu können, hatten wir Kinder uns bald gewöhnt. Kopf- und Kleiderläuse waren vorprogrammiert.

So kamen wir einigermaßen voran, immer nicht weit von der Ostsee entfernt. Irgendwann, im ersten Märzdrittel, klappte dann nichts mehr. Die Essensversorgung wurde schlechter, und uns wurde kaum noch ein Nachtquartier zugewiesen.

Wir hatten im Wagen zwei Federbetten und wärmten uns gegenseitig. Es zogen auch viele Militärkolonnen an uns vorbei. Voran ging es nur noch im Stop-and-go-Verfahren.

Ich weiß nicht, wie weit wir vor Swinemünde waren. Vater war auf dem Kutschbock eingeschlafen, als es weiterging. Plötzlich gab es einen fürchterlichen Stoß und ein dumpfes Geräusch. Die Pferde müssen nach rechts gezogen sein und waren gegen einen ziemlich hohen Kilometerstein gefahren. Unser schweres Gefährt bewegte sich nicht mehr. Alle Wagen hinter uns zogen vorbei. Mein Vater flehte um Hilfe und hielt immer noch einen Geldschein mehr in die Höhe. Dann, nach langer Zeit, blieb doch ein Fuhrwerk stehen. Ein junger Mann sprang herunter, spannte seine Pferde vor unseren Wagen, zog uns in Fahrtrichtung und wir konnten weiter.

In der Mittagsstunde – es muss der 12. März gewesen sein – ging auf einmal ein schlimmer Bombenhagel vor uns auf Swinemünde nieder.

Wir liefen über die Straße in einen Wald und krochen in das Loch eines entwurzelten Baumes. Da durchzuckte mich ein Gedanke: Mein kleiner Terrier war im Wagen angebunden. Unbemerkt kletterte ich aus unserem Versteck, lief zurück und holte meinen Nicky. Die entsetzten Gesichter meiner Familie werde ich nie vergessen, ebenso wenig das Motorengeräusch der Flugzeuge und die Einschläge.

Ich glaubte: „Jetzt brennt die Welt.“

Der ganze Spuk dauerte nicht lange. Ein großer Treck vor uns war ausgelöscht! War es Schicksal, dass unsere Pferdchen gegen diesen Stein gefahren waren und uns so vor dem sicheren Tod bewahrt hat-

ten? Wir wären sonst ja mitten drin gewesen und hätten zu den 23.000 Toten gehört, die am 12. März 1945 bei diesem schrecklichen Bombenangriff ums Leben kamen.

Es hat wohl so sein sollen!

Am 1. April 1945 fanden wir in Schmalstede ein neues Zuhause.

Seit dem 1. Oktober 1954 wohne ich in Wattenbek.



Anna Kläschen, geb. Caliebe

\* 1931, † 2003

### ***In Wattenbek***

## ***habe ich meine Heimat gefunden***

aufgezeichnet von Margrit Glaus

1931 wurde ich als viertes von neun Kindern des Landarbeiters Walter Caliebe und seiner Ehefrau Auguste Caliebe in Reckow, Kreis Cammin in Hinterpommern, geboren. Meine Mutter starb im Januar 1945. Mein ältester Bruder wurde eingezogen und ist gefallen. Zwei andere ältere Brüder, meine jüngeren Geschwister und ich schlossen uns einer Nachbarin an und flüchteten im März 1945 aus unserem Dorf auf einen Bauernhof in der Umgebung, als wir das Donnern der Geschütze und Panzerkanonen der Russen hörten. Mein Vater stieß mit seinem Ochsenkarren zu uns. Die Flucht ging zuerst nach Kolberg, das schon überwiegend von seinen Bewohnern verlassen worden war.

Den Ochsen hat man uns geklaut und wohl geschlachtet. Es kam die Parole, wir könnten in unser Dorf zurück. Mit unserer Hände Kraft zogen wir den schweren Kastenwagen nach Reckow. Da hausten schon die Polen und hatten unser Haus besetzt. Wir ruhten uns ein

paar Tage in einem anderen leerstehenden Haus aus. Dann kam der Schreckensruf:

*„Die Russen kommen zurück!“*

Am 6. April 1946 begann unsere dritte Flucht über Dobberphul bis nach Wollin. Ein älterer Bruder machte sich auf eigene Faust nach Westen auf. Weil mein Vater sich über den Verlust des Ochsens beklagte, holten ihn deutsche Soldaten ab. Später wurde er von den Russen nach Sibirien verschleppt.

In Wollin hausten wir viele Monate zusammen mit unserer Nachbarin in einem einzigen großen Zimmer. Eine Schwester erkrankte an Typhus und kam ins Krankenhaus. Wir durften sie täglich im Krankenhaus besuchen und bekamen dort Mittagessen. Nach der Genesung meiner Schwester wollte man uns in ein Kinderheim stecken, was unsere Nachbarin verhinderte. Sie steckte uns vor den Russen in die Betten, wo wir uns ganz klein machen mussten. Sie selbst wurde mehrmals herausgeholt und vergewaltigt.

Mit ihr flüchteten wir dann über Vorpommern weiter nach Schleswig-Holstein bis nach Neumünster. In Vorpommern waren die Menschen sehr böse, sie gaben uns nicht einmal ein Glas Wasser.

In Schleswig-Holstein kamen wir in ein Lager in Ehndorf. Meine Brüder gingen auf Bauernhöfe in Stellung, zwei in Großharrie. Wir anderen kamen in ein Kinderheim in Neumünster, in der Göbenstraße. Inzwischen wurde ich 15 Jahre alt und trat eine Stellung als Haushaltshilfe beim Bauern Karl Hamann in Groß Buchwald an. Dort blieb ich zwei Jahre von 1947 bis 1949.

Auf dem Hof lernte ich meinen Mann Friedrich Kläschen kennen, der seinem Vater, einem Dachdecker, beim Decken eines Reetdaches auf der Scheune half. Als sein Vater vom Dach fiel, musste ich beim Dachdecken mit zupacken. Alle 14 Tage hatte ich frei und besuchte meine Geschwister im Heim. Zwei Jahre später zog ich nach Groß Buchwald zu meinen späteren Schwiegereltern. Eine meiner Schwestern zog auch mit ein. Wir haben dort auf den Ländereien gearbeitet. Am 26. Mai 1951 heiratete ich Friedrich Kläschen. Wir

lebten bei den Schwiegereltern in Groß Buchwald, Uhlenhorst. Hier wurden auch vier unserer fünf Kinder geboren, nämlich Marit, Doris, Iris und Mathias.

Mein Vater war aus russischer Gefangenschaft geflohen und meldete sich über das Rote Kreuz 1949 bei einer meiner Schwestern. Er hatte es bis nach Fallingb. geschafft. Meine Schwester zog zu ihm. Er war aber durch die Strapazen der Flucht krank geworden und starb später an Krebs.

Im Januar 1967 zogen wir in ein von der Büdelsdorfer Baugesellschaft auf Initiative des Bundes der Kinderreichen errichtetes Einfamilienhaus in Wattenbek, Holsteiner Str. 5, in dem wir auch heute noch wohnen. Hier wurde unsere jüngste Tochter Simone geboren. Inzwischen sind alle Kinder erwachsen. Unsere Doris starb 1992 mit 36 Jahren an Krebs, nachdem zuvor eines ihrer 7 Kinder, nämlich der zwölfjährige Manuel, auf dem Schulweg von einem Auto überfahren wurde und an seinen schweren Verletzungen starb. Doris hinterließ ihren Mann und sechs Kinder, darunter zwei Kleinkinder. Ich hatte zu der Zeit schwere Operationen und war für die Aufnahme der Kleinen zu schwach und auch nicht mehr jung genug.

Eine Nachbarin meiner Tochter und meines Schwiegersohnes, Frau Bartram, betreute gegen Bezahlung die Kinder. Später, als die Kinder größer wurden, war ich für die drei jüngeren Kinder Marius, Marita und Marika so etwas wie Mutterersatz.

Mein Mann und ich haben 17 Enkelkinder und zwei Urenkelkinder. Wir feierten im Jahre 2001 unsere Goldene Hochzeit im Kreise unserer Kinder, Schwieger- und Enkelkinder sowie Verwandten, Freunden und Nachbarn in Mühbrook, im Hotel „Seeblick“. Es war ein schönes, unvergessliches Fest.

In Wattenbek habe ich nach vielen Entbehrungen meine Heimat gefunden und fühle mich hier sehr wohl.

Robert Brokoph

\* 8.5.1929 in Laugszargen Kreis Tilsit-Ragnit, Ostpreußen, Memelland,  
(heute Lauksargiai, Litauen)

### **Gedanken eines Zeitzeugen zum Thema „Integration von Flüchtlingen und Vertriebenen nach dem Zweiten Weltkrieg“**

So überschreibt Robert Brokoph (sprich -f) sein dem Herausgeber vorliegendes Manuskript vom 18.3.2008. Sein langer Bericht über seine Erlebnisse wurde vom Herausgeber in der dritten Person formuliert und ergänzt um Angaben aus dem Beitrag Susanne Spröers über R. Brokoph in:

Fremde Heimat, Das Schicksal der Vertriebenen nach 1945, Rowohlt 2013



Robert Brokophs Fluchtweg vom Memelland nach Wattenbek

## *Vorgeschichte zur Flucht*

Er war der erste Sohn des Diplom-Landwirts Paul Brokoph und seiner Ehefrau Erna, geborene Balschuweit, sein Bruder Helmut wurde fünf Jahre später geboren. Da wohnte man in der Kreisstadt Heydekrug im Memelland, wo Robert in gutbürgerlichen Verhältnissen aufwuchs und bis Juni 1944 das dortige Herdergymnasium besuchte. Heydekrug heißt heute Šilutė und gehört zu Litauen. Im Memelland herrschte bis dahin tiefster Friede, sogar viele ausgebombte Berliner wurden noch dorthin evakuiert, um Ruhe und Erholung zu finden.

Anfang Juli 1944 wurde Robert mit Versetzungszeugnis nach Untersekunda, der zehnten Klasse, in die Sommerferien entlassen.

Doch dann kam der Krieg näher. Mit seinen Kameraden von der Hitlerjugend wurde er mit Spaten, Schaufeln, Spitzhacken und Kleinkalibergewehr zum Bau des sogenannten Ostwalls nach Litauen transportiert. Ende August kehrten sie ins Memelland zurück, da war das schon geräumt und an der Tür des Elternhauses hing ein Zettel, dass Mutter und Bruder zu Verwandten in Dünen, Kreis Elchniederung, (heute russisch Djunnoje) auf dem sicheren westlichen Memelufer geflüchtet waren.

Da die Rote Armee zu der Zeit noch nicht auf deutsches Reichsgebiet vorstieß, ging ein großer Teil der Landbevölkerung wieder ins Memelland zurück, um die Ernte einzubringen.

Anfang Oktober 1944 besetzten russische Verbände erstmals deutschen Boden und erreichten das Ostufer der Memel.

## *Die Flucht*

Die deutsche Bevölkerung flüchtete panikartig auf die Westseite der Memel. Die große Flucht hatte begonnen.

Nachdem die Sowjets auch das Westufer beschossen, fuhren Brokophs mit zwei Pferdefuhrwerken ihrer Verwandten nach Zanderlacken (heute Brigadnoje) bei Labiau (Polesk) und dann Anfang

Januar nach Liebenfelde (Salessje), wo Roberts Vater beim Generalstab tätig war.

Nach Beginn der großen sowjetischen Offensive Mitte Januar 1945 und dem raschen Vordringen der Roten Armee mussten Brokophs plötzlich ohne Pferd und Wagen zu Fuß und mit einem Privat-PKW Richtung Königsberg fliehen. Es herrschten Temperaturen um  $-20^{\circ}$  und Schneesturm. Am 24.1.1945 erreichten sie Königsberg. Tags drauf konnte Mutter Brokoph mit ihren beiden Kindern durch die Vermittlung eines hochrangigen Freundes des Vaters auf einem kleinen Schiff von 200 t Platz finden. Der Abschied vom Vater war für immer, wie sie später erfahren mussten.

Die zweitägige Überfahrt bei Sturm und Eisgang über Pillau (Baltiysk) und die Ostsee nach Swinemünde (Świnoujście) war entsetzlich. Die Öfen funktionierten nicht mehr, alle waren seekrank und Erbrochenes bedeckte den Boden. Mit einem Zug ging es zum Ostseebad Heringsdorf auf Usedom. Dort wurden Brokophs im Hotel „Atlantik“ auf Strohschütten untergebracht.

Robert war 15 Jahre alt und lebte in ständiger Gefahr, von der Feldgendarmarie zum Volkssturm eingezogen zu werden.

Die Insel Usedom war mit Flüchtlingen überfüllt und die Ernährung der Menschen nicht mehr gewährleistet und so wurden sie am 15.2.45 in Güterwagen Richtung Schleswig-Holstein abtransportiert. Am 16.2.45 erreichte der Transport Rendsburg, wo der vordere Teil des Zuges abgekoppelt wurde zur Weiterfahrt nach Dänemark. Dort erwartete die Flüchtlinge kein schönes Schicksal.

(Siehe <http://www.ausstellung-angekommen.de/index.php?id=28>)

Der hintere Teil des Zuges wurde entladen und die Menschen im Rendsburger Herdergymnasium „zwischengelagert“. Am 18.2.45 wurden die Flüchtlinge im Kreis Rendsburg verteilt und Brokophs kamen per Bahn über Neumünster nach Bordesholm. Nun standen sie am Bahnhof mit zwei Koffern, zwei Rucksäcken, einem um Federbetten gerollten Teppich und Robert trug all seine Besitztümer am Leib: vier Unterhosen, vier Unterhemden, zwei Oberhemden, seine HJ-Uniform, eine Ziviljacke, Schuhe und eine Skihose. Er konnte sich

kaum bewegen, denn in der Hose hatte er noch Schulhefte, Bleistifte und was man sonst noch so für die Schule braucht.

Frauen der NSV (Nationalsozialistischen Volkswohlfahrt) empfangen sie und verteilen sie auf die Gastfamilien. Ihre Flucht war zu Ende und das Gefühl, in Sicherheit zu sein überdeckte ihre traumatischen Erlebnisse – aber Träume traumatischen Inhalts verfolgten Robert Brokoph noch 20 Jahre lang.

### *Aufnahme in der Fremde*

Viele Fragen bedrückten die Neuankömmlinge: Wo ist unser Vater? Sind wir hier willkommen? Was für Menschen nehmen uns auf? Wie und wovon sollen wir leben? Ist der Krieg bald zu Ende? Können wir wieder und wann in unsere Heimat zurückkehren?

Der Vater war in Ostpreußen geblieben. Er war als Oberlandwirtschaftsrat Beamter der Landesbauernschaft. Sein Gehalt wurde von der Landesbauernschaft Schleswig-Holsteins noch bis Mai 1945 ausgezahlt. Dann wurde jegliche Zahlung eingestellt, aber Mutter brachte es nicht vor 1946 übers Herz, ihren Mann für tot erklären zu lassen. Erst 1952 stand ein Spätheimkehrer aus russischer Gefangenschaft vor der Tür und übermittelte die traurige Nachricht, dass der Vater im Mai 1946 im russischen Gefangenenlager Preußisch-Eylau (heute Bagradionowsk) ums Leben gekommen war. Es dauerte bis 1953, dann erhielt Frau Brokoph eine Witwenpension.

Brokophs landeten in Wattenbek in Familie Vehlings Einfamilienhaus in der 1958 nach Adolf Schroedter benannten Straße. 1945 hieß der Weg noch „Galgenkamp“ und die Postanschrift war „Bahnhof“.

Familie Vehling hat Robert Brokoph als sehr hilfsbereite, freundliche und mitfühlende Gastgeber in Erinnerung, er sagt, es sei ein großes Glück gewesen, dass sie dort unterkamen. Herr Vehling war sogar für Robert wie ein Vaterersatz. Vehlings versorgten sie mit Bettwäsche und brachten sie zunächst in Dachkammern unter, denn im Haus lebten auch noch ausgebombte Menschen aus Hamburg. Als polizeilich gemeldete Wattenbeker und „Volksgenossen“ aus dem

Reich bekamen sie auch Lebensmittelkarten und Bezugsscheine für Kleidung und Hausrat. Gemeinsam kochte man in der großen Wohnküche des Hauses. Da lernten sie neue Gerichte kennen, wie Buchweizengrütze mit Milch und Roberts Mutter zeigte Vehlings, wie man „Beetebartsch“, die ostpreußische Rote-Bete-Suppe kocht. Sie wurde sogar ein Stammgericht!

### *Die Frage des Lebensunterhalts*

Mutter Brokoph hatte gleich nach dem Abitur geheiratet und keinen Beruf erlernt. Es gab zwar ein kleines Sozialgeld von der Gemeinde Wattenbek, aber zu wenig für eine arbeitslose Alleinerziehende mit zwei Söhnen. So arbeitete sie als Putzhilfe in den Häusern, danach in der Bordesholmer Sirupfabrik, wo die zierliche Frau den ganzen Tag schwere Sirupeimer schleppte. Dadurch konnte sie Roberts Musiklehrer bezahlen. Aber auch Robert kümmerte sich ums Geldverdienen: Als Nichtraucher verscherbelt er seine Raucherkarte auf dem Schwarzmarkt, er handelt mit Uhren, die seine Cousine besorgt hat, er schnitzt hölzerne Zigarettenspitzen, baut Melkfett-Laternen, deren Dochte er aus alten Unterhosen herstellt und er sammelt Wollflusen von den Stacheldrähten für seine Oma, die daraus Wolle spinnt, um sie gegen Lebensmittel bei den Bauern einzutauschen.

Roberts Tante Gertrud Mirwaldt und seine Cousine wurden von der Nachbarfamilie Olias aufgenommen. Im April 1945 kam auch Onkel Theodor Mirwaldt aus Ostpreußen. Die Mirwaldts fassten bald Fuß. Er betrieb nach der Kapitulation von 1945 bis 1946 einen Suchdienst, um in den Kriegswirren verschollene Menschen zu finden. Später, als das Zwangsarbeiterlager an der Schulstraße von den zu repatriierenden Serben geräumt war, zogen Mirwaldts dorthin und eröffneten in einer Baracke einen Samenhandel. Um 1950 erwarben sie das Haus Ecke Schulstraße/Brügger Chaussee und öffneten in einem Anbau den Kolonialwarenladen, der bis 1975 wie ein kleiner Supermarkt geführt wurde.

## *Waren die Flüchtlinge willkommen?*

Die Frage stellte sich zunächst nicht, meinte Robert Brokoph, da sie doch auch deutsche „Volksgenossen“ aus dem Reich waren und offiziell auch so behandelt wurden, sie waren ja keine Ausländer.

Aber Brokophs waren bei den ersten Flüchtlingen. Als dann der Strom von Flüchtlingen und Vertriebenen in wenigen Wochen Wattenbeks Einwohnerzahl verdoppelte und mit dem knapp gewordenen Wohnraum versorgt werden musste, gab es kaum ein Haus, das nicht überbelegt war. Dann waren auch öfters abfällige Bemerkungen über Leute aus dem Osten vernehmbar. Erst in den folgenden Jahren sank die Bevölkerungszahl durch Abwanderung von Flüchtlingen in andere Gebiete der Republik.

## *Die letzten Kriegsmonate*

Alle beschäftigte die Frage des Kriegsendes und was danach kommen sollte. Alle Entscheidungen hatten noch vorläufigen Charakter. Viele Flüchtlinge hegten die Hoffnung einer baldigen Rückkehr in die alte Heimat.

Aber der Krieg war noch nicht zu Ende und so wurde Robert in das Fähnlein der Hitlerjugend am Ort aufgenommen zu Sporterziehung und Heimabenden. Dort fand er Kontakt zu einheimischen gleichaltrigen Jungen, die ihm ohne Vorurteile begegneten. Ein Gymnasium konnte er nicht besuchen, weil Neumünster und Kiel durch Bombenangriffe gefährdet waren. So wurde er in Bordesholm an der Mittelschule untergebracht. Der Einstieg in den Unterricht war kein Problem, denn die Bücher waren dieselben wie in Ostpreußen.

Im März 1945 erhielt er als 15-Jähriger mit den einheimischen Jungen zusammen einen Einberufungsbefehl: Sie sollten sich im April 1945 in Gudendorf im dortigen Wehrrertüchtigungs- und Ausleselager melden. Sie wurden gemustert, eingekleidet und einer militärischen Grundausbildung zugeführt. Offiziere der Wehrmacht und Waffen-SS sollten dort noch waffenfähiges „Menschenmaterial“ zu-

sammenstellen. Das sich abzeichnende Kriegsende veranlasste jedoch die Lagerleitung, die Jungen am 6. Mai nach Hause zu schicken. So traf er am 7. Mai 1945, dem Tag der deutschen Kapitulation, wieder in Bordesholm ein und zog Zivilkleidung an.

Am 8. Mai herrschte endlich Frieden in ganz Europa, es war Roberts 16. Geburtstag. Ehemalige französische Kriegsgefangene „übergaben“ die Jungen aber noch kanadischen Soldaten zum Panzerwaschen vor dem Bordesholmer Landhaus.

### *Untertauchen als Knecht bei einem Bauern*

Da die Wirtsleute befürchteten, dass Robert genauso wie die Soldaten von den heranrückenden englischen Besatzern interniert werden würde, brachte ihn Nachbar Olias als „Knecht“ zu Bauer Reinke in Sören. Dort war schon ein buntes Völkchen von „Knechten“ versammelt: Marinesoldaten, Ausgebombte und Flüchtlinge, die als Ersatz für die abgezogenen russischen Kriegsgefangenen und polnischen Zwangsarbeiter eingesetzt wurden. Wie die vorigen Benutzer schliefen sie in den gleichen Pritschen mit Strohschütten. Gegessen wurde in der Küche zusammen mit dem Bauern. So war Robert auf dem Land verschwunden und hatte Arbeit und Brot. Hier lernte er seine dritte Fremdsprache, nämlich Plattdeutsch,

Aber auch erste negative Erfahrungen mit den Einheimischen blieben nicht aus, zum Beispiel mit seinem Bauern. Eines Morgens waren Kälber von der Hauskoppel gestohlen worden. Der Bauer verdächtigte ihn, gemeinsam mit ehemaligen polnischen Zwangsarbeitern aus dem benachbarten Repatriierungslager Blumenthal, die Tiere gestohlen und geschlachtet zu haben. Das stimmte natürlich nicht und dann gab es noch abfällige Bemerkungen über sie als Flüchtlinge dazu. Das verletzte Robert zutiefst: Man hatte Besitz und Heimat verloren, aber nicht die Ehre. Im Zorn verließ er seinen Arbeitsplatz. Erst nach Schlichtung durch Herrn Olias kehrte er wieder zurück.

Ein weiterer bedauerlicher Zwischenfall ereignete sich ebenfalls in Sören. Robert hatte sich beim Abbremsen eines mit Kartoffeln bela-

denen Wagens an der Hand verletzt, wurde vom Arzt krank geschrieben und durfte zwei Wochen auf einer kleinen Waldlichtung Kühe hüten. Direkt neben der Lichtung lag ein abgeernteter Kartoffelacker eines andern Bauern, der abgestoppelt (= nachgelesen) werden durfte. So stoppelte Robert in einigen Tagen 200 Pfund der wertvollen Erdfrüchte zusammen. Seine Mutter und seine Tante kamen die sieben Kilometer aus Wattenbek mit dem Bollerwagen, um die Kartoffeln abzuholen. Auf der Rückfahrt wurden sie von einem Hoffelder Bauern des Diebstahls bezichtigt, unflätig als Flüchtlingspack beschimpft und körperlich bedroht. Das ließ sich seine Tante nicht gefallen und erreichte über einen Rechtsanwalt, dass sich der Bauer, ein ehemaliger Hauptmann der Wehrmacht, schriftlich entschuldigen musste.

Im Oktober 1945 kehrte Robert nach Wattenbek zurück.

### *Die Wohnungssituation der Familie Brokoph*

In Wattenbek waren die ausgebombten Hamburger inzwischen ausgezogen. Dafür hatten Vehlings noch Wehrmachtsoffiziere aufnehmen müssen, welche die Auflösung der Wehrmachtseinrichtungen zur Aufgabe hatten. Als der Wehrmachtstross abzog, erhielten Brokophs endlich ein großes Zimmer als Unterkunft. Dort bauten Vehlings einen Kohleherd ein, der zugleich Heizung war. Möbel besorgten sie von der Bordesholmer Tischfabrik, die für Flüchtlinge ein Billigprogramm aufgelegt hatte.

In diesem Zimmer lebten die Brokophs vier Jahre mit vier Personen, denn die Großmutter kam 1946 noch aus russischer Gefangenschaft hinzu.

1949 errichteten Vehlings für sie auf ihrem Grundstück ein 6 x 6 m<sup>2</sup> großes Behelfsheim mit Küche und Kohleherd, halb unterkellert, ohne Wasser und mit Plumpsklo im Garten, aber nun hatten die Kinder ein Zimmer für sich.

Gemeinsam mit ihren Gastgebern fällten sie im Sörener Forst Buchen zur Brennholzgewinnung und eine Eiche für Bretter zum Möbelbau. Die Bäume wurden mit einer Kerbsäge von Hand gefällt, Motor-

sägen gab es noch nicht. Die Eiche ließ Herr Vehling in seinem Sägewerk (Gevecke, s. S. 224ff u. 228ff) zu Brettern schneiden.

Zur Verbesserung der angespannten Ernährungslage konnten Brokophs in der Nähe eine Kleingartenparzelle pachten. Wegen der Diebe musste man sie bewachen.

Im Behelfsheim wohnten sie bis 1960. Dann bauten Robert Brokoph und seine Mutter im Steenredder 3, im Nachbarort Bordesholm und keine 100 m entfernt, mit viel Eigenleistung ihr neues Haus.

### *Beruflicher Werdegang und Zusammenleben in der Gemeinschaft*

An den weiteren Besuch eines Gymnasiums war 1945 auch aus materiellen Gründen nicht zu denken (damals mussten die Eltern noch Schulgeld bezahlen). Sein fünf Jahre jüngerer Bruder konnte später in Neumünster Abitur machen und anschließend in Kiel Philologie studieren. Als Studiendirektor wurde er 1998 in Wyk auf Föhr in den Ruhestand versetzt. Robert dagegen fand erst nach langem Suchen eine Lehrstelle bei einem Bordesholmer Drechslermeister.

In einem Singkreis lernt er den Vorsitzenden des schleswig-holsteinischen Architektenbundes kennen. Der empfiehlt dem Drechslergesellen 1949, an der „Muthesius Werkschule für Handwerk und Kunst“ in Kiel zu studieren. Seine Fachrichtung ist Innenarchitektur, aber nebenbei studiert er auch Malerei. Während des Studiums fährt er jeden Tag von Wattenbek mit dem Fahrrad 25 Kilometer nach Kiel. Nach dem Examen bietet das Land dem Innenarchitekten eine Umschulung zum Gewerbelehrer an. So besteht er in einer Sonderprüfung das Abitur und studiert Berufspädagogik an der PH und Uni Kiel. Nach dieser Ausbildung erkennt er im Schuldienst, dass er lieber als Innenarchitekt arbeiten möchte. Er zieht lange von einem Architekturbüro zum andern und findet keine Arbeit. Endlich bekommt er für kargen Lohn Arbeit in einem Architekturbüro in Bonn als technischer Zeichner. Dort kündigt er, als er in einer großen Tischlerei doppelt so viel verdienen kann. Und er kündigt wieder für eine Stelle als Innenarchitekt bei der Universitätsbauleitung Bonn, wo er Direktorenzimmer entwirft. Als Autodidakt

erwirbt er Kenntnisse im Hochbau und schafft es 1958 nach fünf Jahren in Bonn, endlich wieder nach Hause zu kommen: Er wird in der Entwurfsabteilung des Landesbauamtes Kiel angestellt.

*Wie entwickelte sich das Zusammenleben von Flüchtlingen, Vertriebenen und Einheimischen?*

Der Kontakt unter den Flüchtlingen war in der ersten Zeit sehr intensiv. Heimatabende und Theateraufführungen förderten den Zusammenhalt. Landsmannschaften und ostdeutsche Chöre wurden gegründet. Eine politische Partei, der Bund der Heimatvertriebenen und Entrechteten (BHE) entstand. Er vertrat die besonderen Interessen der Flüchtlinge im Bundestag. Roberts Mutter war dort Mitglied, Robert nicht. Der Staatsbürgerkundeunterricht an der Muthesiuschule hatte aus dem überzeugten Hitlerjungen einen engagierten Demokraten gemacht, der rechten Strömungen bei den Landsmannschaften kritisch gegenübersteht. Robert Brokoph sagt, er sei Ostpreuße und Memelländer geblieben, der seine Heimat liebt, doch das hätte nichts mit „rechts“ zu tun.

Die Verwaltung gab Flüchtlingsausweise aus, die gewisse Vergünstigungen bei der Eingliederung in die Gemeinschaft gewährten. 1952 wurde das Lastenausgleichsgesetz erlassen, wonach die Schäden und Verluste der Vertriebenen und Flüchtlinge ausgeglichen werden sollten.

Mit den Einheimischen zusammen besuchten die jungen Leute die Tanzschule und es entstanden viele Freundschaften. Auch die Liedertafel in Bordesholm zählte viele Flüchtlinge zu ihren Mitgliedern und der Bordesholmer MTV nahm auch Flüchtlinge in seinen Reihen auf. Die Kirchengemeinden hatten zunächst einen Flüchtlingspastor, der, selber Flüchtling, für die seelsorgerische Betreuung der Flüchtlinge zuständig war und der sie – wenn auch spät – konfirmierte.

Die Kantorei der Klosterkirche wurde Robert Brokophs musikalische Heimat, gemeinsam mit den einheimischen Sängerinnen und Sängern. Hier ist anzumerken, dass der Knabe Robert ein außergewöhnlicher Sänger war, dem man eine Karriere als Tenor zutraute.

Leider verwandelte der Stimmbruch ihn in einen Bassbariton und „Davon gibt es Tausende“, meinte sein Gesangslehrer.

Robert Brokoph wurde als Kirchenältester in die neue Kirchengemeinde Bordesholm-Ost berufen und war beteiligt an der Errichtung des neuen Gemeindezentrums Christuskirche.

Einige Zeit arbeitete er auch als Gemeindevertreter in Bordesholm – er war ja 1960 vom Behelfsheim in Wattenbeks Adolf-Schroedter-Straße ein paar Meter weiter in sein neues Haus im Bordesholmer Steenredder gezogen. Und schließlich hat er auch noch die Geschichte des Bordesholmer Angelvereins mitgestaltet.

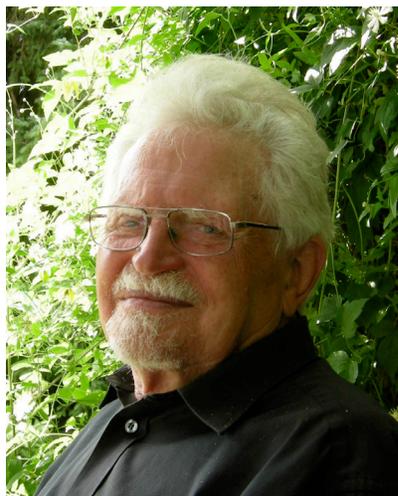
Mutter Brokoph engagierte sich ehrenamtlich im BHE, im Roten Kreuz und im Bordesholmer Verschönerungsverein.

Die jungen Leute hatten es leichter, sich zu integrieren als die älteren, die noch lange hofften, in die alte Heimat zurückzukehren.

Die Jüngeren sahen schneller ein, dass dies nicht möglich sein würde und es wurden Ehen von Einheimischen mit Flüchtlingen geschlossen. Robert Brokoph heiratete 1962 seine Frau Renate. Sie entstammt allerdings auch einer Vertriebenenfamilie. Zwei Töchter wurden ihnen geboren.

Die Grenzen zwischen Flüchtlingen und Einheimischen sind heute kaum noch wahrnehmbar. Robert Brokoph hat den Heimatverlust bewältigt, fährt aber gerne fast jährlich einmal ins Memelland, weil er sich dort wohlfühlt.

Er findet die Integration der Flüchtlinge eine der größten Leistungen des ganzen deutschen Volkes nach dem Kriege und ist dankbar für die Zuwendung und Anerkennung, die er und seine Familie erfahren durften.



Erhard Glaus

\* 1935 in Königsberg

### ***Ein weiter Weg von Königsberg bis nach Wattenbek***

Wattenbek, den 6. November 2002

Im Februar 1935 wurde ich, Erhard Glaus, als Sohn des Gleiswerkers Willi Glaus und seiner Ehefrau Elise Glaus in Königsberg in der Bülowstraße 42 geboren.

Mein Großvater war als Deputatarbeiter Leiter eines Vorwerks, das einem Herrn von Deutsch gehörte. Das Vorwerk bestand aus vier Häusern, in denen die Landarbeiterfamilien wohnten. Mein Großvater hielt sich eine Kuh, ein Schwein und Geflügel. Für die Feldarbeit standen dem Vorwerk 16 Pferde zur Verfügung. In den Ferien war ich ständig mit meiner Mutter und meiner fünf Jahre jüngeren Schwester Erika bei meinen Großeltern, den Eltern meiner Mutter, in Leissen, Kreis Preußisch Eylau. Meine Mutter half in der Landwirtschaft und ich durfte die Pferde zur zwei Kilometer entfernten Koppel bringen. Ich saß dann ohne Sattel auf einem Pferd und hielt mich am Zaumzeug fest. Die Pferde kannten den Weg genau. Kaum hatte ich das Gatter aufgemacht, dann stürmten sie auf die Koppel. Ich lernte früh, den Pferden das Zaumzeug anzulegen.

Eines Tages sollte ich meinem Großvater das Frühstück bringen. Ich lief durch den Wald. Als plötzlich eine Elchkuh mit ihrem Jungen aufkreuzte, gab ich Fersengeld.

Mein Großvater musste nun ohne Frühstück auskommen.

Königsberg war schon zum Teil von Russen umschlossen, da packten eine Nachbarin und meine Mutter am 28. Januar 1945 das Nötigste zusammen und flüchteten mit uns Kindern zum Hafen. Dort lag ein Schiff, dessen Heck schon durch Feindeinwirkung abgerissen und notdürftig mit Eisenplanken repariert worden war. Unter dem

Vorwand, ihre Männer gehörten zur Besatzung, ließ man uns an Bord. Wir fuhren durch die Nacht und lagen unter Deck auf Decken. Da Wasser fehlte, wuschen wir uns an Deck mit Schnee. Die Fahrt ging bis Swinemünde. Dort hatten wir eine Nacht Unterkunft bei der Marine, von der wir gut mit Lebensmitteln versorgt wurden, denn die Marine hatte reichlich Naturalien.

Am nächsten Tag fuhren wir mit dem Zug nach Ückeritz auf die Insel Usedom. Mit Kutschen wurden wir dann zu Privatunterkünften gebracht. Damals war ich 10 Jahre alt und musste die Schule in Ückeritz besuchen. Nach vier Wochen ging es mit dem Zug in Richtung Rendsburg. Unterwegs gab es Fliegeralarm und wir mussten alle aus dem Zug raus. Nach der Entwarnung stiegen wir wieder in den Zug ein. In Rendsburg brachte man uns erst einmal in einer Turnhalle unter. Ringsum sah man die Sperrballons zur Abwehr von Flugzeugen. Am nächsten Tag ging es mit dem Zug Richtung Bordesholm, wo wir Königsberger Familien mit dem Pferdewagen nach Sören gebracht und auf verschiedene Bauernhöfe verteilt wurden. Wir erhielten Quartier bei dem Bauern Ernst Stange.

Der Bauer und seine Tochter Anneliese waren sehr nette Leute. Der Bauer nahm mich oft mit aufs Feld. Ich durfte die Pferde anspannen und bei der Ernte und beim Heueinfahren helfen. Der Nachbar, Bauer Reese, forderte mich auch oft zum Helfen an.

Von Sören musste ich nach Grevenkrug zur Grundschule und bald darauf nach Bordesholm zur Mittelschule laufen. Im Winter durfte ich manchmal mit dem Milchwagen mitfahren, wenn der auf dem Weg zur Meierei in Bordesholm war.

Mein Vater kam spät aus der Gefangenschaft und hatte eine Schusswunde am Oberschenkel. Mit seinem Gepäcksack und der schlimmen Verwundung lief er vom Bordesholmer Bahnhof bis nach Sören. Als es ihm besser ging, half auch er in der Landwirtschaft.

Zwei Jahre später bezogen wir ein kleines Haus dicht am Bahndamm in Bordesholm, Posten 84, denn mein Vater wurde wieder von der Bundesbahn eingestellt. Wenn ein Zug vorbeifuhr, zitterte das

ganze Haus. Als Licht hatten wir Petroleumlampen und draußen gab es ein Klohäuschen im Garten. Wasser gab es aus der Pumpe.

Im Frühjahr machte ich den Abschluss mit der Mittleren Reife. Ich bewarb mich bei der Bahn, um dort eine Lehre zu beginnen. Es hatten sich viele Schulabgänger gemeldet. Ich war in der kleinen Gruppe, die die Prüfung bestand. Bei der ärztlichen Untersuchung kam dann das „Aus“. Als Brillenträger wurde ich nicht angenommen. Nun war ich also trotz eines guten Abschlusszeugnisses noch immer ohne Lehrstelle. Meine Mutter fragte in ihrer Verzweiflung einen Polier, ob seine Firma nicht einen Maurerlehrling einstellen könne. So wurde ich bei der Baufirma Kiel zum Maurer ausgebildet. Im Januar 1955 zogen meine Eltern nach Hamburg in eine Neubausiedlung. In den Ruberoidwerken in Hamburg wurde ich zum Estrichleger umgeschult. Im Mai 1956 heiratete ich in der Bordesholmer Klosterkirche Margrit Glaus geb. Lohrenz, mit der ich schon über ein Jahr befreundet war.

Da ich in Hamburg meine Arbeitsstätte hatte, kam ich nur zum Wochenende nach Bordsesholm. Im Mai 1960 wurde unser ältester Sohn Hartmut geboren und im Dezember 1961 unser Sohn Roland. 1963 suchte ich mir dann eine Arbeitsstelle in Kiel. Wir wohnten bei meinen Schwiegereltern in Bordsesholm im Brinkensteg, zuerst in einem Zimmer im Obergeschoß, später bekamen wir ein zweites Zimmer dazu. Es war sehr eng in der Dachgeschosswohnung und im Sommer unerträglich heiß. Aufgehalten haben wir uns oft im Wohnzimmer unserer Eltern. So waren wir drei Generationen in einem Haus. Das war sehr schön. Wir haben uns alle gut verstanden.

1966 bewarben wir uns bei der Büdelsdorfer Baugesellschaft um ein Einfamilienhaus in Wattenbek. Im Januar 1967 zogen wir dann in die Holsteiner Straße 3. Zwar waren in der Neubausiedlung Straßen und Bürgersteige und einige Straßenlampen vorhanden, die Schulstraße hinter unserem Grundstück war jedoch eine Landstraße mit vielen Schlaglöchern, die sich bei Regen mit Wasser füllten. Erst als der damalige Rektor der Wattenbeker Grundschule, Herr Jakob Hinrichs, Bürgermeister wurde, bekamen wir endlich eine richtige Teerstraße.

Die Familien zogen nach und nach in die Neubausiedlung Holsteiner Straße/Schlesierstraße ein. Es waren überwiegend kinderreiche Familien mit zum Teil sieben bis neun Kindern.

Die Schulstraße war auf der linken Seite von einer Koppel und auf der rechten Seite von einem Knick begrenzt. Durch die Entstehung der neuen Siedlungen in Wattenbek ist die Schulstraße transparenter geworden, was ich als Bereicherung empfinde.

Margrit Glaus

\* 1934

## ***Wie ich Wattenbekerin wurde***

1934 wurde ich, Margrit Glaus, geb. Lohrenz, in Kiel-Gaarden in der Elisabethstraße 24 als viertes und letztes Kind des Kupferschmieds Richard Lohrenz und seiner Frau Martha Lohrenz geboren. Wir wohnten in der dritten Etage eines Mietshauses, das in der Nähe der Deutschen Werke stand.

1939 brach der 2. Weltkrieg aus. Die erste Bombe fiel in Kiel auf die Werft der Deutschen Werke Kiel. Vom Flurfenster im dritten Stock unseres Hauses konnten wir es auf der Werft brennen sehen. Da die Eltern Angst um ihre Kinder hatten, meldeten sie diese zur Kinderlandverschickung an. Ich war noch keine sechs Jahre alt, da wurde ich schon für sechs Wochen nach Greifswald verschickt. Im Februar 1941 kam ich dann für ein Jahr nach Unternbibert in Unterfranken. Das liegt ca. 20 km von Ansbach entfernt. Wir waren sechs Kieler Kinder, die in diesem kleinen Dorf landeten. Es war eine wunderschöne Zeit in der herrlichen Gegend. Wir hatten Umgang mit vielen Tieren in der Natur und auf den Bauernhöfen. Nach der Schule hüteten wir oft mit den Bauerntöchtern die Kühe auf den Weiden. In Franken gibt es ja keine Knicks, manchmal nur Obstbäume zwischen den einzelnen Äckern und Wiesen.

Im November 1942 wurden wir dann wieder mit einem Kindertransport nach Kiel gebracht. Danach gingen die Bombenangriffe auf Kiel erst richtig los, denn schließlich war dort die Marine stationiert und es wurden U-Boote gebaut.

Auch mein Vater war im U-Bootbau auf der Germania-Werft beschäftigt und wurde darum nicht zum Militär eingezogen. Wegen einer technischen Verbesserung am U-Boot erhielt er sogar einen Verdienstorden, den er aber nie getragen hat.

Wir schliefen nur noch in unserer Kleidung, damit wir bei Alarm schnellstens in den Keller kommen konnten. Im Keller lagen Matratzen am Boden, sodass wir Kinder nachts dort weiterschlafen konnten. Ein Schäferhund eines Nachbarn, der Wachmann auf der Werft war, wärmte uns.

Am 14. Mai 1943 gab es um die Mittagszeit erst Voralarm, dann Großalarm.

Meine Mutter drückte mir zwei Taschen mit wichtigen Papieren in die Hand und ab ging es in den Keller. Die Nachbarinnen putzten noch, denn es war Freitag. Dann ging ein Getöse los. Es war schrecklich. Wir hörten, wie Türen und Fenster aus den Angeln flogen. Die Nachbarinnen kamen in Panik in den Keller und brachten viel Staub mit in den Kellerraum. Einige Frauen fielen auf die Knie und beteten. Meine kleine Freundin Inge weinte. Ich sagte, sie solle zu meiner Mutter kommen, denn die stand ganz still und so hielten wir jede eine Hand meiner Mutter. Ganz Gaarden wurde innerhalb von sieben Minuten zu einem großen Trümmerfeld. Es gab viele Tote. Unser Haus brannte ab.

Über brennende Trümmer und viel Geröll bahnten die Überlebenden sich einen Weg in Richtung Karlstal. Dort sammelten wir uns in einer Gaststätte. Es war ein trauriger Haufen, denn viele waren verletzt oder hatten Kinder und andere Angehörige verloren.

Mit Bussen wurden wir nach Eckernförde zu einer Herberge gebracht. Dort schliefen wir eine Nacht, und am nächsten Morgen wurde unsere Familie und die Familie Larsen nach Noer gebracht. Wir wurden in dem zum Schloss gehörenden Forsthaus untergebracht. Die Familie Larsen, deren Sohn heute am Berliner Ring in Wattenbek wohnt, kam auf das Gut. Ein Sohn der Familie war beim Bombenangriff verbrannt. Zwei Wochen lang wurden wir auf dem Gut beköstigt, Es gab ständig Milchsuppe und Bratkartoffeln. Danach durfte meine Mutter in der Schlossküche unsere Mahlzeiten zubereiten. Bei Alarm oder wenn Luftkämpfe von Flugzeugen stattfanden, flüchteten wir in den Schlosskeller.

Im August 1943 bezogen wir die eine Hälfte eines Finnenhauses in Bordesholm, die andere Hälfte bekam die Familie Larsen. So wohnten wir wieder zusammen. Die Finnenhäuser waren für ausgebombte kinderreiche Familien aus Hamburg und Kiel errichtet worden. Weitere Finnenhaussiedlungen gab es in Einfeld, Flintbek, Schönberg und Preetz. Die Häuser hatten Steinfundament, sonst waren sie aus Holz. Eigentlich waren diese Häuser nur für 25 Jahre erbaut, aber sie stehen heute noch.

Bordesholm war 1943 noch ein „mittelalterlicher“ Ort. Es gab einen Kaufmann Riepen (Großvater des heutigen Getränke-Kaufmanns), einen Kaufmann Hamann und ein Textilgeschäft Hüning.

Der Kaufmann Riepen und seine Frau bedienten uns immer sehr freundlich, ansonsten wurden wir Ausgebombten schäl angesehen. Es hieß oft, die Ausgebombten klauen wie die Raben.

Als später die Flüchtlinge nach Bordesholm kamen, waren wir fein raus, da waren sie es, die schief angesehen wurden. So ist es, wenn Einheimische alles behalten konnten und die Gestrandeten gerade das Zeug auf dem Leib gerettet hatten.

Wir wohnten nun also in Bordesholm. Meine Mutter musste aber öfter zum Rathaus nach Kiel, um Bezugsscheine für Hausrat zu bekommen. Ich durfte dann mit.

So kam es, dass wir einige Male Bombenangriffe in Bunkern erlebten, und ich in einem Tiefbunker am heutigen ZOB in einem Raum für Mütter mit Kindern eine tiefe Kopfverletzung bekam, als eine Bombe auf unserem Bunker explodierte. Ich werde nie die Radiodurchsage vergessen: „Weitere Kampfverbände überfliegen Neumünster Richtung Bordesholm im Anflug auf Kiel!“ – und man solle versuchen, sich selbst zu helfen. So ein Blödsinn, jeder möchte überleben und wird sich, wenn es überhaupt geht, in Sicherheit bringen. Da knallte es auch schon. Die Sitzbänke flogen auseinander und es wurde dunkel. Die Menschen im Keller waren starr vor lauter Angst, denn man hörte keinen Laut der verängstigten Menschen. Dann kam etwas Tageslicht durch ein Loch in der Decke herein. Meine Mutter

sah, wie die Betondecke samt Eisengeflecht sich langsam löste. Ich wurde von herabfallendem Mörtel getroffen und fiel zu Boden. Meine Mutter riss mich hoch und zog mich zur Seite. So habe ich überlebt. Eine Frau, die in letzter Minute hereingekommen war und mich zuvor von meinem Platz auf der Bank verdrängt hatte, wurde unter der Betondecke begraben. Eine Seitenwand war eingestürzt und hatte eine junge Frau mit ihren zwei kleinen Jungen von etwa sieben und neun Jahren getötet.

In den letzten Kriegstagen gab es noch Großangriffe auf Neumünster und Kiel, vor allem auf den Kieler Hafen. Ein Flugzeug war seine Fracht wohl noch nicht losgeworden und warf in der Mittagszeit eine Benzol-Kautschuk-Bombe neben unserem Grundstück in der Finnenhaussiedlung ab. Ich hatte draußen gespielt, aber das Brummen des Flugzeuges machte mir Angst, sodass ich mit meinen Eltern und Geschwistern in den Keller lief. Es hörte sich an, als würde eine große Fuhre Sand über unser Haus gekippt. Als wir nach oben kamen, waren auf unserem und dem Nachbarhaus Benzol-Kautschuk-Spritzer in Flammen. Aber die Männer vom Brandschutz waren blitzschnell zur Stelle und löschten die Flammen.

Unserem Haus gegenüber war, ebenfalls aus Holz, eine Schule errichtet worden, die ich ein Jahr lang bis zu meiner Umschulung in die Bordesholmer Mittelschule besuchte.

Während der Kriegszeit hatten wir keine festen Klassen. Einmal waren wir im Glashaus der Firma Schwarz (später Geschäft der Familie Brumm), dann waren wir in der Gauschule (dem heutigen Altersheim an der Klosterkirche), dann im Pastorat und sogar in Hohenhorst. Als dann die Tiefflieger ab 1944 wahllos in der Gegend herumschossen, hatten wir ein Jahr lang überhaupt keine Schule mehr, denn es war zu gefährlich. Wir flüchteten damals von einem Haus zum anderen. So kam es, dass ich erst mit 17 Jahren die Mittlere Reife erhielt.

Im MTV Bordesholm ging ich jahrelang mit etlichen anderen Mädchen zum Geräteturnen. Es machte sehr viel Spaß und wir zogen in die umliegenden Dörfer zum Schauturnen, um Mitglieder zu werben.

1948 wurde ich in der Klosterkirche konfirmiert. Ich hatte keinen Mantel und auch keine Schuhe und bekam Bezugscheine. Leider wurden die Mäntel, die für uns Konfirmanden bestimmt waren, im Kaufhaus Hüning an kleinere Kinder ausgegeben, sodass die kleinen Mäntel übrig blieben. Auf Bezugsschein bekam ich dann ein paar braune Schuhe. Meine Freundin hatte aus Amerika ein Care-Paket mit einem dreiviertellangen lila Mantel erhalten, den sie mir borgte. Meine Mutter änderte mir das Konfirmationskleid meiner großen Schwester, machte es enger und kürzer. Wenigstens das Kleid sah gut aus. Die einheimischen Kinder hatten Samt- und Seidenkleider aus den Kleidern ihrer Mütter. Zur vorherigen Prüfung in der Klosterkirche nähte meine Mutter mir aus einem sehr hübschen grünen Stoff ein Prüfungskleid mit Kurbelstickerei.

Mit 17 Jahren begann ich meine Lehre im Büro des Kaufhauses Weipert in Kiel und blieb dort sechs Jahre. Ich habe dort viel gelernt, denn ich musste im Ausverkauf an der Kasse oder am Paktisch aushelfen, bei Krankheit oder Urlaub der Sekretärin von Herrn Weipert oder der Schreibkraft für die Abteilungsleiter die Vertretung übernehmen sowie in der Buchhaltung oder in der Telefonzentrale die Gespräche vermitteln und die Bestellungen für den Ausverkauf an die Lieferfirmen weiterleiten.

Dann landete ich nach vielen Stationen, u. a. in der Schreibstube der Bundeswehr in Neumünster und Boostedt und beim Hotel- und Gaststättenverband in Kiel, als Sekretärin in der Direktion der Landwirtschaftskammer Schleswig-Holstein in Kiel. Dort blieb ich 25 Jahre bis zu meinem Eintritt in den Ruhestand 1994.

Im Mai 1956 schloss ich in der Klosterkirche Bordesholm die Ehe mit dem aus Königsberg stammenden Erhard Glaus. Unsere Hochzeitsfeier war sehr dürrtig, denn wir verdienten damals sehr wenig. Ich bekam von meinen Eltern ein Federbett und das Hochzeitsessen,

das wir zu Hause einnahmen. Meine Kolleginnen bat ich, nicht zum Polterabend zu kommen, denn wir hatten kein Geld für eine große Feier.

Im September 1956 wurde unsere Tochter Marion geboren, die leider mit neun Monaten nach der Pockenimpfung starb. Damals war es Pflicht, die Kinder gegen Pocken impfen zu lassen. Da aber auch Kinder von Ärzten nach der Impfung an Hirnhautentzündung starben, war es nach einigen Jahren nicht mehr Pflicht. Eine zweite Tochter, die wir am zweiten Weihnachtstag 1957 bekamen, starb eine Stunde nach der Geburt, weil man mich in der Klinik drei Tage liegen ließ, ohne die Geburt einzuleiten. Es war für uns eine schlimme Zeit, bis im Mai 1960 unser ältester Sohn Hartmut geboren wurde und im Dezember 1961 unser Sohn Roland.

Hartmut wohnt heute in Bordesholm, Roland mit seiner Familie im Heisterbusch in Wattenbek. Beide spielten seit ihrem sechsten Lebensjahr Fußball in Bordesholm und fühlen sich auch nur in unserer Gegend wohl. Ein zwischenzeitlicher Umzug nach Kiel gefiel unserem Jüngsten überhaupt nicht.

Übrigens habe ich Hartmut bei Dr. Zschach mit fast zwei Jahren impfen lassen, und Roland habe ich mit sehr viel Angst vom Kreisarzt impfen lassen. Gott sei Dank ging alles gut.

Da wir sehr beengt bei meinen Eltern im Brinkensteg in Bordesholm wohnten, überredete mich meine Schwester Lieselotte Hertel, dem Bund der Kinderreichen beizutreten, der mit der Büdelsdorfer Baugesellschaft Einfamilienhäuser in Wattenbek errichten wollte. Wir befolgten ihren Rat und zogen im Januar 1967 in die Holsteiner Straße 3 in Wattenbek, sie mit ihrer Familie in die Holsteiner Straße 6.

Wir hatten viele schlaflose Nächte, denn mit zwei Kindern gab es nur das Familiendarlehen von 32.000,-- DM und 2.000,-- DM für das zweite Kind. Für das erste Kind gab es nichts. Wir erwogen, vom Kauf zurückzutreten, denn statt der vereinbarten 7.000,-- DM sollten wir 12.000,-- DM zahlen, und das bei dem damaligen niedrigen Ver-

dienst. Man kam uns dann entgegen und schloss mit uns einen Kapitalansammlungsvertrag auf fünf Jahre. So kamen wir über die Runden. Heute könnte man darüber lachen, denn das 79 qm große Haus mit Garage, zwei Ställen und einem 943 qm großen Grundstück kostete mit der Überschreibung 83.000,- DM. Nur seinerzeit haben wir ja sehr wenig verdient. Ich bekam 400,- DM monatlich.

So bin ich seit dem Januar 1967 Wattenbekerin. Auch unser jüngster Sohn Roland ist mit seiner Frau und seinem Sohn Wattenbeker, denn er hat ein Haus im Heisterbusch.

Unsere Silberhochzeit im Mai 1981 haben wir dann fröhlich in Leckerhölken bis morgens um vier Uhr mit Familie, Freunden und Nachbarn gefeiert. Das war eine Entschädigung für die ärmliche Hochzeitsfeier.

Inzwischen haben wir seit dem 10. März 2000 einen Enkelsohn Marc-Philipp Glaus, der im Heisterbusch 4 mit seinen Eltern wohnt.

Hier in Wattenbek fühlen mein Mann und ich uns sehr wohl.

Volker Heidemann

### ***Louis und Louise***

nach Berichten des Wattenbekers Bernd Grewe, geboren am 3.2.1943 im Hause Hass/Horn in der Brügger Chaussee



*Pen March 1943*



Baracke der Flugabwehr in Pen Marc'h

Bernd Grewes Vater war während des 2. Weltkriegs an der Atlantikküste im bretonischen Pen Marc'h bei der Flugabwehr der Luftwaffe stationiert. In ihrer Freizeit suchten die deutschen Soldaten Abwechslung in einem Café in Pen Marc'h. Marie Louise Bodéré (geboren 2.5.1922) war die Schwester der Cafébesitzerin und hatte einen deutschen Leutnant als Freund. Als sie 1944 mithörte, dass Partisanen die Unterkunftsbaracken der Soldaten in die Luft sprengen wollten, verriet sie den Plan, um den Leutnant zu retten.

Danach war sie ihres Lebens nicht mehr sicher und musste fliehen. Ihr deutscher Freund konnte – oder wollte? – sie nicht unterbringen. So erbarmte sich Bernd Grewes Vater und gab ihr die Adresse der Grewes in Wattenbek.

Am 11. Mai 1944 kam Louise bei Grewes in der Brügger Chaussee an.

Sie war zwar „freiwillig“ nach Wattenbek gekommen, musste aber doch in Neumünster in einem der sechs Betriebe der „Flugzeugwerft Land- und Seeleichtbau GmbH“ arbeiten.

*(Anmerkung: Die Firma baute und reparierte ab 1938 Flugzeuge und nutzte den Neumünsteraner Flugplatz – heute ist dort die Böcklersiedlung. Im Textilmuseum finden wir den Zeitzeugenbericht der ukrainischen Zwangsarbeiterin Nadeshda Iwanowa. Sie berichtet, dass sie zusammen mit russischen, französischen und niederländischen Zwangsarbeiterinnen und Zwangsarbeitern „Flügel und Schwänze“ reparierten. Bei [www.luftfahrtspuren.de](http://www.luftfahrtspuren.de) lesen wir, dass hauptsächlich Messerschmitt 109 repariert und wieder zur Front geflogen wurden. Interessant auch Iwanowas Aussage, dass die Russen nur Papiergeld bekamen, für das man nichts kaufen konnte und die andern noch „Marken“, d. h., für Lebensmittel und andere Waren.)*

Wenn Grewes die Urgroßeltern in Lübz (Mecklenburg) besuchten, versorgte Louise die Hühner und Kaninchen. Eines Tages, als sie im Dorf unterwegs war und Grünfutter für die Kaninchen rupfte, sprach sie ein Zwangsarbeiter aus dem nahe gelegenen Lager an.

*(Anmerkung: Das Zwangsarbeiterlager lag zwischen der heutigen Schulstraße und dem Birkenweg – eine Gedenkstätte befindet sich an der Südseite des Geländes. Da dort nach Kriegsende Serben und andere jugoslawische Zwangsarbeiter von der englischen Besatzung vor der Repatriierung einquartiert wurden, nannte man das Lager danach „Serbenlager“.)*

Er hieß Louis Rampillon, ein Franzose aus Nantes, der tagsüber wie alle anderen Lagerinsassen auf der Deutschen Werke Werft in Kiel für die Rüstungsindustrie arbeiten musste. Und es kam, wie nicht anders zu erwarten, die beiden verliebten sich ineinander.

Einmal traf Frau Grewe die beiden weinend in der Waschküche an – Louis war an einem Tag nicht zur Arbeit gegangen, worauf man ihm kein Essen gab und ihn hungern ließ. Darauf hat Mutter Grewe ihm ihr Essen für den nächsten Tag gegeben, obwohl damals alles sehr knapp war. Als Louise fragte: „Und was machen wir morgen?“, antwortete Mutter Grewe: „Wir werden sehen.“

Danach half Louis den Grewes, wo er nur konnte. So sammelte er unter anderem das fast wertlose Papiergeld, das die anderen Zwangs-

arbeiter wegwarfen und gab es Grewes, obwohl man für die Reichsmark kaum etwas bekam, hat es in der Not doch geholfen.

Einmal kam das französische Pärchen von einem Spaziergang mit einer Ente zurück. Louis meinte, sie sei ihnen immer hinterhergelaufen und wollte bei ihnen bleiben. Mutter Grewe hat dann aus Angst Fenster und Türen dicht verriegelt, damit ja niemand merkte, was da gebraten wurde. Auch warnte Louis Familie Grewe und die Nachbarn vor Bombenangriffen auf Kiel, denn im Lager hörten sie die sogenannten Feindsender. Dann zog man sich schnell um und fand bei Nachbar Pingel Unterschlupf. Tagsüber kamen oft Tiefflieger und schossen auf alles, was sich bewegte, da kroch man zum Beispiel unter die Tische.

Als die Engländer am Kriegsende einmarschierten, kamen zwei englische Soldaten an Grewes Tür und baten um etwas zu trinken. Marie Louise hatte gerade Geburtstag – also war es am 2. Mai 1945 – und Louis war auch im Haus, es sollte etwas Kaffee und Kuchen geben. Da hat Mutter Grewe die beiden Soldaten hereingebeten und zum Kaffee eingeladen. Sie meinte, dass es eine ungewöhnliche, aber sehr harmonische Runde war.

Am 1. Juli 1945 brachen die beiden in die französische Heimat auf. Sie flogen in einem – vermutlich englischen – Bomber von Lüneburg nach Paris.

Dies lässt sich einem Briefwechsel zwischen Pen Marc'h und Wattenbek entnehmen, der bis 1948 andauerte.

Es ist rührend zu sehen, wie sich Louise nach nur einem Jahr Aufenthalt unter Deutschen bemüht, erstmalig auf Deutsch zu schreiben. Dabei entsteht eine seltsame Mischung beider Sprachen und eine verwirrende Orthographie. Selbst wenn man in beiden Sprachen bewandert ist, kann man nicht alles erschließen.

Am 24 Juli 1945 haben Louis und Louise in Pen Marc'h geheiratet und Grewes in Wattenbek erhielten das Hochzeitsbild des glücklichen Paares.



Marie Louise trägt teilweise die bretonische Tracht der Region Bigouden um Pen Marc'h mit der gigantischen Haube .

*(Anmerkung: Diese Hauben entwickelten sich dort nach 1900 zu immer größerer Höhe und erreichten ihr Maximum von 35 cm nach dem 2. Weltkrieg, also gerade zur Zeit dieser Hochzeit.)*

In allen Briefen kommt immer wieder die große Dankbarkeit der beiden gegenüber Magdalene Grewe zum Ausdruck. Kaum sind sie wieder in der Heimat, schicken sie über einen französischen Soldaten ihre Briefe und Pakete mit Lebensmitteln nach Wattenbek. Dies hielt an, bis dieser 1948 versetzt wurde. Er durfte aber auch nur in die französische Zone 3kg-



Pakete einführen, in die englische waren nur Kilo-Pakete erlaubt. Offensichtlich kontrollierten die Engländer das auch, wie man an dem Zensurstempel auf dem Brief sehen kann.

Sie bemühen sich um Schühchen für Klein Hannes und Bernd auf dem Schwarzmarkt in Nantes. Sie laden sie auch ein und wollen den Zug bezahlen, aber das war zu der Zeit eine fast unmögliche Unternehmung. Louis muss fast ununterbrochen und alle sieben Tage Reparaturen für



Marie Louise 1945 mit Johannes und Bernd Grewe vor ihrer Wohnung in der Brügger Chaussee

die Fischer in Guérolé gemacht haben, denn auch die Franzosen hatten es nicht so rosig nach dem Krieg. Louise schreibt, dass man auf dem Schwarzmarkt alles für viel Geld haben kann, aber mit Lebensmittelmarken bekäme man nur 100g Butter in vier Wochen. In Paris kostete das Kilo 1200 F. An Frau Grewe schreibt sie 1947: „Schade, dass Du nicht in Pen Marc'h bist, da gibt es für Geld alles zu essen!“

Im Oktober 1947 klagt sie noch, wie schlecht die Ernährungslage in Nantes bei den Schwiegereltern sei und nennt Pen Marc'h ein Paradies dagegen, mit Butter, Fett, Fleisch, Kartoffeln, nur Brot gäbe es wenig und so äßen sie Langusten mit Butter.

Doch am 18. Oktober 1947 feiern sie den 28. Geburtstag von Louis mit einem großen Fest und Louise schreibt begeistert das Menu auf, von dem Lenie (Magdalene Grewe) 15 Tage essen könnte. Daneben lesen wir aber auch, dass sie jetzt 64 kg wiegt gegenüber 52 kg in Wattenbek und Louis 82 kg, während er in Wattenbek nur 48 kg wog! Die Ernährung im Lager und auf der Deutschen Werke Werft muss mehr als kärglich gewesen sein. An anderer Stelle schreibt sie, dass ihr Louis in Deutschland drei Jahre Hunger gelitten hat.

17 octobre 47. Liebe Lénie mein Brief ist noch nicht fertig. Offentlich ist  
 dem 5. Paket macht Wattenbek. Bist doch très heureux Lénie. für mich  
 Bitte Lénie nicht danken für Lénie allein sag dan. Danken Lénie das ist  
 ein zu gut Mann Lénie. Ist wenig 30 gut für Lénie für alles die 5  
 Paket ist für dich für Lénie sein Geburtstag, nicht Gâteaux Lénie  
 bei uns in Pender. h. 28 grosse fest zu gut essen für Mitag,  
 made Lénie Wattenbek ist très. thing apéritif jambons mayonnaise oeuf  
 je suis, zu tik Lénie 64 kilos crabe. Saharaustine  
 Lénie 89 Kys Lénie. sauce carottes mit andouille et  
 Lénie in Wattenbek. 48 Kys frites mit un rotis.  
 Lénie in Wattenbek. 59 Kys un coupig mit oeuf creme. Gâteaux Past  
 Lénie sag immer in pleisch un blanc Liqueur. Cognac mit caffè.  
 in Pender. h. in Paradis ist das ist Mame für 28 octobre mit  
 Lénie nicht besser, ein Liebespaar gut für dich für 15. tag essen Mame  
 gut essen. Mein familie immer  
 Mein liebe Lénie, Mein Lénie Lénie grüsse. für Frau Pingel  
 Oma Opa Pingel. und nicht vergessen Opa Oma in Liebe. Van ist mal mall  
 in Wattenbek. gut ich recht Liez. ja Lénie Opa Oma soll noch lang leben  
 nicht schnell. für Opa Oma in Wattenbek ich schreib in Brief  
 danken für sein Brief Lénie und ich zu heureux. Mein liebes Lénie

Beim Versuch, solch einen Brief zu lesen, wird deutlich, wie mühsam der Briefverkehr war, besonders wenn man kein Französisch verstand.

1948 wurde der französische Soldat versetzt und der private Postweg ging verloren. Die amtliche Post aus der Bretagne nach Schleswig-Holstein war damals schwierig bis unmöglich, außerdem machte das „Schriftliche“ beiden Seiten wohl große Schwierigkeiten, wie Bernd Grewe in seiner Familiengeschichte schreibt. Er schließt dann mit diesen Sätzen: „Die Verbindung brach ab. Wir haben es sehr bedauert und wüssten schon gern, was aus ihnen geworden ist.“

Sie haben Louise geholfen zu überleben:

Magdalene Grewe, Foto von 1943 und Johannes Grewe,



Foto von 1945, von Entbehungen ausge-mergelt. Er war nach Kriegsende bis De-zember 1945 verschol-len und hat Louise in Deutschland nicht mehr angetroffen, was diese sehr bedauerte.



### ***Louise über deutsche Betten – ein Rat von Frau zu Frau***

Tang in France  
dann Malen ins Bett Mami James ist Deutsche Bett ist  
nicht praktisch. 2 Bette das ist nicht jolis für dormir ja  
für liebe nicht Mami in Frankreich 1 große Bett ist  
schön nicht ein stab Holz in □ das ist zu hard.  
hoch dur. Ja Lerne traure ist weg für Klein Kind nicht

Versuch einer Interpretation: Deutsche Bett ist nicht praktisch. 2 Betten das ist nicht jolis für dormir, ja für Liebe nicht. Mami (so nannte sie Frau Grewe auch) in Frankreich 1 großes Bett ist schön, nicht ein Stab Holz in (Zeichen für deutsches Bett) das ist zu hart, trop dur.



Elfriede Graff, geborene Vogler  
\* 1934 in Brügge

### ***Das Leben einer Daheimgebliebenen***

nach einem Interview mit dem Herausgeber am 29.6.12

Frau Graffs Mutter kam von Ovendorf und ihr Vater von Lebrade. Vater Vogler arbeitete als Schmied auf der Werft in Kiel und war ein Alleskönner, was handwerkliche Arbeiten anging – außerdem spielte er Klarinette in der Negenharrier Feuerwehrkapelle. So baute man 1936 das Haus in der Brügger Chaussee, heute Nr. 51, in Eigenleistung, sogar die Steine stellten sie selber her, um Geld zu sparen. Man hatte Zementfußböden und Gipsdecken und ein Bad gab es erst lange nach dem Krieg. Gebadet wurde in einer großen Wanne, die der Vater von der Werft bekommen hatte. Das Wasser wurde in einem Ofen mit Holz oder Torf erhitzt. Man holte es vom eigenen Brunnen, es war sehr gut und Frau Graff meint, man müsste an der Pumpe unten nur den ledernen Schuh erneuern, dann könnte man sie wieder in Betrieb nehmen.

Alle drei bis vier Wochen wurde gewaschen. Man kochte die Wäsche im Waschkessel, der mit Holz oder Torf befeuert wurde.

Dann kam die Wäsche nach draußen, wurde kontrolliert und wo es nicht sauber war – der Vater war ja Schmied – bürstete man mit Seife nach. Hierauf wurde gespült und aufgehängt. An der Leine konnte man dann abzählen, dass einmal die Woche die Unterwäsche gewechselt wurde – mehr hatte man damals ja auch gar nicht und es hat nie einer gesagt: „Du stinkst!“.

*Wo es nur ging, war man Selbstversorger.*

Voglers hatten Hühner, Enten, Gänse, Kaninchen und zwei Schweine, einen großen Garten mit Gemüse und Kartoffeln. Vater Vogler hatte ein Gerät zum Tabakschneiden erfunden und eine Presse gebaut, mit der er Rapsöl produzierte. Diese stand in Brügge in der Schmiede auf dem Boden und Tochter Elfriede musste oft helfen und aufpassen, ob jemand kam und dann schnell die Presse abschalten, denn das war damals während des Krieges nicht erlaubt. Der Raps kam von den Bauern, die auch Öl haben wollten. Das Öl kam mit Zwiebeln in die Pfanne und dann hatte man ein bisschen „Stipp“ für die Kartoffeln aus dem Garten. Man röstete auch Gerste für Kaffee und in der Küche brannte Vater Schnaps. Zum Schlachten kam ein Mann aus Groß Buchwald, der im Hauptberuf Maurer war. Schinken und Würste brachten Voglers zuerst zu Stöltings in die Brügger Räucherhütte am Sandberg (heute Nr. 10), später räucherten sie im selbst gebauten Rauchfang zu Hause.

Zum Holzmachen fuhren sie mit dem Fahrrad und der Säge auf dem Rücken ins Sörener Holz, wo sie sich Kronenholz holen konnten. Mit dem Rad fuhr man auch zum Torfstechen ins Dosenmoor. Bauer Reimers aus Brügge erlaubte ihnen, Torf in seiner Parzelle zu stechen. Der Vater schnitt die Soden und legte sie oben auf die Kante der Bank, dann luden Elfriede und ihre Mutter die Soden in die Schubkarre und fuhren sie zum Höckeln weg. Später wurde geringelt und von der Parzelle, dem Moorpart aus auf den Pferdewagen geladen, den ihr Vater sich bei Bauer Reimers lieh. Aber sie stachen auch Torf im Techelsdorfer Moor. Dort legte Vater den Torf auf ein langes Brett, das Schleifbrett, „Schleup“ auf Platt, das an beiden En-

den Haken hatte, an denen es von einem Pferd zum Trockenplatz gezogen wurde. Dort wurde das Pferd dann am andern Ende angeschirrt und zog das Brett zurück zum Torfstich. Da Elfriedes Mutter mit dem großen Pferd nicht zurechtkam, führte es die Tochter trotz ihrer Angst vor dem großen Tier.



Schleifbrett im Volkskundemuseum Schleswig

### *Britische Besatzung und Flüchtlinge*

Die britische Besatzung nach dem Krieg hätte sich anständig verhalten, erinnert sich Frau Graff. Die Familie im übernächsten Haus musste einen Engländer unterbringen, der dann auch dieselbe Küche und Toilette benutzte. Um des lieben Friedens willen ertrug man das, ohne etwas dagegen zu sagen. Auch Voglers mussten nach 1945 Flüchtlingen für mehrere Jahre das einzige Zimmer oben im Haus überlassen. Zeitweise lebten darin fünf Personen. Unten im Haus gab es zwei Zimmer: Im Schlafzimmer schliefen Elfriede und ihre Eltern, im Wohnzimmer zuerst noch die ältere Schwester mit Kind. Ein Flüchtling baute sich hinten am Grundstück neben einem „Schietloch“ (heute sagt man „wilde Müllkippe“ dazu) eine Bude, wo er besser schlafen konnte.

Schlimme Kriegserlebnisse kann Frau Graff von Ihrer Schwiegermutter berichten. Diese wohnte in der Nähe von Warschau und floh mit drei Kindern und Pferdewagen ein Jahr „vor der Front“ über die Weichsel. Ihr Mann war Wächter in einem Gefangenenlager und musste dort bleiben. Bei Tieffliegerangriffen wurden ihre Pferde er-

schossen, aber eine Tante nahm sie auf ihrem Pferdewagen mit. Sie erreichten Einfeld mit Pferd und Wagen nach einem Jahr.

Frau Graff hat oft nachgefragt, aber ihre Schwiegermutter konnte nicht darüber sprechen, denn, so Frau Graff, es gab dafür keine Worte.

### *„Notfallversorgung“ damals*

Von solchen Kriegseignissen blieb Frau Graff zwar verschont, aber nicht von anderen Schicksalsschlägen. So berichtete sie von zwei schlimmen Unfällen, die seltsamerweise beide Male mit Hans Hamanns Milchwagen zu tun hatten. Hans Hamann aus Brügge fuhr mit einem speziellen Pferdewagen Milch, Sahne und Butter aus. Vater Vogler half öfters dabei und brachte die Milch zu den Leuten. Als Hamann im Krieg war, fuhr Mutter Vogler mit Hamanns Schwiegervater Heesch die Milch.

Es war 1941, als Elfriede aus der Schule nach Hause kam und das Milchfuhrwerk mit Mutter und Heesch vor der Tür stand. Mutter sagte, dass Elfriede im Haus bleiben sollte, ihre Schwester käme gleich. Weil Elfriede aber so gerne auf dem Kutschbock mitfuhr, lief sie zum Fuhrwerk und kletterte auf den Bock. Die Bremse hatte man wohl wegen des kurzen Halts nicht angezogen und so galoppierte das Pferd sofort los. Mutter und Heesch, die hinter dem Wagen standen und Milch umfüllten, schrien zwar brr-brr-brr, doch vergebens, das Pferd lief immer schneller auf das Sandloch zu – wo heute Tanneneck ist – da flog Elfriede vom Wagen.

Man trug sie ins Haus. Dann kam das Müllerauto von Plambeck in Brügge. Der Fahrer fragte, was passiert war. Elfriede wurde mit Bettzeug auf die Ladefläche gelegt und zu Dr. Schult in Bordesholm gefahren. Der konnte aber nichts machen und so fuhr man sie mit dem LKW nach Neumünster ins Krankenhaus. Elfriede hatte sich die Wirbelsäule gebrochen!

Sie lag drei Monate in Gips von den Knien bis unter die Achseln. „Das hab ich überlebt“, sagt sie heute, „Aber mein vierter Lendenwir-

bel sieht auf dem Röntgenbild aus wie Schnee, deshalb kann ich heute nicht mehr gerade gehen.“

40 Jahre später kam es zu einem weiteren Vorfall im Zusammenhang mit Milchmann Hamann, doch dieses Mal ganz ohne Elfriedes Verschulden.

Zwei Tage vor Weihnachten 1981 wollte Frau Graff Sahne holen. Es lag Schnee und der Milchmann hielt auf der gegenüberliegenden Straßenseite. Sie stand mit Hans Hamann hinter dem Milchwagen, drehte sich um und schaute Richtung Brügge, ob die Straße frei war, doch da kam ein Auto angefahren und so wartete sie. Der Fahrer, ein älterer Herr aus Groß Buchwald, versuchte am Pferdefuhrwerk vorbeizukommen, rutschte aber auf den Milchwagen zu und Frau Graff geriet unter das Auto. Sie konnte noch nach Hause gehen, aber am Oberschenkel wurde es ganz blau und schwarz. Beim Arzt bekam sie Salbe darauf und dann war Weihnachten. Ob Dr. Hauschildt in der Woche „zwischen den Jahren“ anwesend war, weiß sie nicht, nach Neujahr ging sie wieder hin. Der Arzt meinte zu ihr: „Elfriede, das wird aber noch kaputtgehn!“ Das wollte sie nicht glauben. Am 20. Januar war sie wieder bei Hauschildt. Ihre Tochter war damals Sprechstundenhilfe dort und zu ihr sagte er: „Elke, hol' mal meinen Vater!“ Der alte Hauschildt besah sich das und dann musste alles „Schwarze“ da heraus, damit das wieder zuheilen konnte. Noch heute hat Frau Graff ein faustgroßes „Loch“ im Bein, ihr zweites Andenken an Hamanns Milchwagen.

Nicht einmal den Polizisten hat man bemüht. „Ich konnte ja zuerst noch laufen“, meint Frau Graff dazu.

So kann Frau Graff auf ein ereignisreiches Leben zurückblicken. Die Realschule durfte sie wie viele andere nicht beenden. Von 1949 bis 1952 arbeitete sie in der Metzgerei Sinn (im Haus neben Bio-Carls, in dem zuletzt die Fahrschule war und das man 2012 abriss), dann bis 1958 bei Helmecke, der Fabrik für Brillengestelle in der Wilhelm-Stabe-Straße. 1958 heiratete sie und zog zwei Töchter und einen Sohn groß.

Ein schlimmes Schicksal traf sie, als ihr Mann einen schweren Schlaganfall hatte. Sie hat ihn 15 Jahre lang bis zu seinem Tod 2012 gepflegt.

Nun wohnt sie alleine in ihrem Haus. Aber an ihrer positiven Grundeinstellung zum Leben hat sich nichts geändert. Sie hat noch nie ein Auto gefahren, aber sich jetzt ein E-Mobil gekauft und sich das Fahren beigebracht – zuerst nur auf dem Hof, dann auf Geh- und Radwegen und sonntags auf den leeren Parkplätzen vor den Supermärkten. So bleibt sie mobil, kann einkaufen und die Seniorenveranstaltungen besuchen. Nur mit der Qualität der Geh- und Radwege ist sie gar nicht zufrieden, die müssten für Rollatoren und E-Mobile besser werden, meint sie und fährt dann lieber im Saalskamp, weil sie da auf der Straße fahren kann.

Volker Heidemann

### ***50 Pfennig für eine tote Kreuzotter***

Sie galt als gefährlich giftig und verkörperte das Böse. Nach einem Artikel der Kieler Unizeit vom Januar 2005 wurde sie bis in die Dreißigerjahre des vorigen Jahrhunderts gnadenlos verfolgt, wozu nicht zuletzt auch die Kopfprämien von meist 50 Pfennig beitrugen. Die Jahres„strecke“ war damals im Kreis Kiel durchschnittlich an die 3000 Schlangenköpfe.

Heute steht das Tier auf der Roten Liste der stark gefährdeten und daher streng geschützten Arten.

Der Grund dafür ist jedoch nicht die Verfolgung durch den Menschen, sondern die fehlenden Lebensräume wie Hoch- und Übergangsmoore sowie Sandheiden. So sind zum Beispiel die Hochmoore seit 1880 zu 90 % vernichtet worden. Auch die Renaturierung von Mooren mit steigendem Wasserstand und weniger trockenen Sonnenplätzen trug und trägt zum Rückgang der Populationen bei.

Die Kreuzotter ist sehr scheu und flüchtet sofort vor den Menschen. Sie beißt nur, wenn man sie in die Enge treibt und sie sich angegriffen fühlt. Ihr Biss ist für den Menschen nicht tödlich, denn die Giftmenge ist gering, da sie nur für die Betäubung ihrer Beutetiere, den Eidechsen, Fröschen und Mäusen vorgesehen ist.

In dem oben erwähnten Artikel wurde allerdings nicht erwähnt, dass die Verfolgung auch nach dem Kriege wieder mit Kopfprämien gefördert wurde. So berichtet

*Jürgen Arp über*

### ***50 Pfennig für tote Kreuzottern in Wattenbek***

*Jürgen Arp* aus der Finnenhaussiedlung erinnert sich, dass sie im Bordesholmer See nach Militärschrott suchten, den sie bei Radomski im Wattenbeker Serbenlager zu Geld machten. Außer Seitengeweh-

ren fand er auch einmal einen Offizierssäbel, mit dem sich die Schlangen gut köpfen ließen. Dazu brauchte man noch einen Ast mit Astgabel, mit dem man die Schlange möglichst nah am Kopf auf die Erde drückte, bevor der Säbel ihr Leben beendete. Das geschah alles im Dosenmoor, wohin sie zu mehreren aufbrachen und die Ottern an ihren Lieblingsplätzen unter den Diemen, den ringförmig gestapelten Torfsoden, aufstöberten. Man kann sich gut vorstellen, dass dies auch im Sinne der Torfstecher war – aber nur, wenn sie die Diemen nicht umstürzten.

Mit der makabren Beute von Schlangenköpfen ging es dann zum Gemeindebüro, das sich zu der Zeit am Buchwalder Weg hinter der RäucherKate im Hause des Stellmachers Brockstedt befand. Dessen Schwiegersohn war Elektromonteur Wilhelm Lührig, der hauptamtliche Gemeindesekretär. Dieser zahlte dann den Jugendlichen die Kopfprämie von 50 Pfennig aus.

Jürgen Arp war damals 8 bis 10 Jahre alt und sagt dazu heute: „Das war zu dieser Zeit viel Geld, dafür konnte man einmal ins Kino gehen!“

Die Verfasserin dieses Beitrags möchte anonym bleiben

### ***Krieg und Vertreibung***

Ich bin 1932 in einem Dorf im Kreis Elbing geboren. Mein Großvater hatte einen kleinen Bauernhof von 54 Morgen Land, ich bin da groß geworden. Meine Großmutter starb 1937 und mein Großvater 1942. Dann erbte der Bruder meiner Mutter den Hof. Auch meine Mutter, die nicht verheiratet war, lebte und arbeitete auf dem Hof. Als mein Onkel, der noch nicht verheiratet war, zur Wehrmacht musste, hat meine Mutter den Hof mit zwei Fremdarbeitern bewirtschaftet. Ich hatte eine schöne Kindheit bis zu meinem 13. Lebensjahr.

Doch dann kam alles anders. Im Sommer und Herbst 1944 fuhren schon ein paar Flüchtlinge durch unser Dorf, aber sonst merkten wir nicht viel vom Krieg. Ich erinnere mich, dass meine Tante Emma, die am anderen Ende unseres Dorfes wohnte, im Januar zu uns kam und sagte: „Die großen Bauern machen alle den Flüchtlingswagen fertig.“ In den nächsten Tagen machte unser Stefan unseren Flüchtlingswagen fertig, einen Leiterwagen mit Dach. Es wurde ein Teppich darüber gelegt. So warteten wir auf den Befehl, abfahren zu dürfen.

Der Befehl kam nicht, aber die Russen. Am 23. Januar 1945 zogen sie durch unser Dorf. Mit Pferdeschlitten, Filzstiefeln, wattierten Jacken und Pelzmützen. Der Zug wollte gar kein Ende nehmen. Wir standen angstvoll hinter Gardinen am Fenster und haben alles beobachtet. Sie haben sich am anderen Ende vom Dorf in den Scheunen und Häusern eingenistet. Am anderen Tag kam ein kleiner Trupp deutscher Soldaten und es gab ein kleines Gefecht. Sie konnten gegen die Russen nichts machen. Es brannten ein paar Häuser ab, und die deutschen Soldaten zogen wieder ab. Die Russen waren an der Weichsel hoch gekommen bis zum Frischen Haff. So war ganz Ostpreußen eingekesselt. Um Elbing wurde drei Wochen gekämpft. Ein paar Tage später waren die ganzen Häuser von Russen besetzt, auch unser Haus. Wir spannten die Pferde vor den Schlitten und fuh-

ren zu einem Bauern auf den Abbau, etwa zwei Kilometer vom Dorf entfernt. Es waren schon mehrere Familien aus dem Dorf dort. Auch hier fanden uns die Russen und es begann eine schreckliche Zeit. Frauen wurden vergewaltigt. Es durfte sich keiner den Russen in den Weg stellen, sonst wurde er erschossen. Sie haben einige Männer im Dorf erschossen. Ungefähr zwei Wochen später haben sie die Pferde, Kühe, Schweine und das gesamte Viehzeug abgetrieben. Alles ging nach Russland. Auch so haben sie uns ausgeplündert. Uri, Uri und Frau komm, konnte jeder Russe auf deutsch. Auf dem Abbau saß immer jemand am Fenster und passte auf, dann hieß es: „Die Russen kommen.“ Jeder hatte seinen Platz, die Kinder auf dem Schoß. Am 13. Februar 1945 kamen Russen und haben junge Mädchen, Frauen und Männer verschleppt. Auch eine junge Frau, die zwei kleine Kinder hatte, zwei und vier Jahre alt. Das Weinen der Kinder nützte nichts. Sich verstecken lohnte nicht, die Russen fanden alle. Am 15. März wurde auch meine Mutter mit fünf anderen Frauen nach Finnland verschleppt. Sie musste in Karelien im Wald Bäume fällen und aus dem Wald tragen bei Wassersuppe und trockenem Brot. Sie war damals 34 Jahre alt. Nun waren alle jungen Frauen weg. Die Russen kamen immer am Tage, aber Anfang Mai kamen zwei Russen nachts. Der eine hat mich in die Küche geschleppt, wollte mich vergewaltigen, die Pistole lag neben mir. Ich war 13 Jahre alt; die älteren Frauen zeigten an den Fingern, ich wäre erst 11 Jahre alt. Da kam der andere Russe und sagte etwas. Das war mein Glück, da ließ er mich laufen. So ist mir nichts passiert.

Aber dieser Vorfall ermutigte die älteren vier oder fünf Männer. Sie gingen ins Dorf zum russischen Kommandanten und sagten ihm: „So geht das nicht weiter, jetzt gehen die russischen Soldaten schon an die Kinder ran, weil keine jungen Frauen mehr da sind.“ Der Kommandant hatte geantwortet, er könne nicht überall auf seine Soldaten aufpassen, wir sollten ins Dorf ziehen. Der Krieg war wohl vorbei. Wir erfuhren es von den Russen: „Weuna kaputt“ (= Krieg vorbei) und zogen ins Dorf in ein paar leerstehende Häuser, wieder mehrere Familien zusammen. Von da an hatten wir Ruhe vor den Russen. Aber das ganze Dorf war noch voller Russen. Zu der Zeit

waren noch vier oder fünf alte Pferde im Dorf. Die Russen holten die Männer zum Kartoffelpflanzen. Sie wollten wohl nicht, dass wir verhungerten. Wir hatten 1945 immer Kartoffeln und Brot. Als die Kartoffeln gepflanzt waren, waren auch die letzten Pferde weg. Im Sommer wurden manchmal Viehherden, Kühe und Pferde durchs Dorf getrieben. Das war das Vieh aus Pommern. Die älteren Männer, die noch da waren, mähten den Roggen und packten die Garben zu einem großen Strohdienem auf dem Feld. Im Sommer 1945 brach Typhus aus. Es starben viele Menschen, vor allem die kleinen Kinder, weil sie keine Milch mehr bekamen, nur Wassersuppe. Wir hatten nichts mehr. Auch keinen Arzt und keine Medikamente. Im Sommer zogen die Russen ab, es war noch ein Kommandeur im Dorf. Wir zogen wieder alle in unsere Häuser. Ich war jetzt bei meiner Tante Auguste. Sie hatte 12 km von uns entfernt gewohnt und kam in ihr Elternhaus zurück mit zwei Kindern, zwei und fünf Jahre alt.

Im Herbst kamen die ersten Polen und schauten sich unsere Häuser an und zogen ein. Was uns die Russen übrig gelassen hatten, versuchten wir zu verkaufen, um etwas Lebensmittel zu bekommen. Meine zweijährige Cousine hatte auch Typhus gehabt, sollte sich erholen. Aber es nutzte nichts. Ihre Beine waren voller Wasser. Sie starb am 21. Dezember und wurde am 23. Dezember beerdigt. Mein Cousin und ich haben Heiligabend einen kleinen Tannenbaum aus dem Wald geholt. Tannenbaumschmuck hatten wir nicht, auch keine Kerzen. Wir saßen im Dunkeln, und meine Tante hat nur noch geweint. Das war unser Heiligabend.

Anfang Januar mussten wir wieder aus unseren Häusern raus und zogen wieder mit vielen zusammen. Mitte März 1946 hatten wir kein Mehl mehr. Unser Brot reichte nur noch für ein paar Tage. Da gingen wir, meine Tante, mein sechsjähriger Cousin und ich aufs Feld an die Korndienem. Es lag viel Schnee, teilweise stapften wir bis zu den Knien hindurch. Tante Auguste kletterte an den Stangen auf den

Korndiemen und warf uns Garben herunter. Wir schnitten die Ähren ab und steckten sie in Säcke, und auf den Schlitten fuhren wir alles nach Hause. Ein paar Tage später blieb meine Tante mit Halsschmerzen im Bett liegen. Am nächsten Tag kam die Nachbarin zu uns. Sie sagte: „Auguste, du musst sofort zum Arzt ins Krankenhaus, du hast Diphtherie, ich rieche das.“ Ich bin sofort zu Tante Emma gelaufen. Wir gingen zu einem Polen, der ein Pferd besaß. Der einzige Pole im Dorf, der ein Pferd hatte. Auch die Polen waren arm. Er fuhr meine Tante und mich nach Elbing ins Krankenhaus. Sie blieb da, und ich fuhr wieder mit nach Hause. Das war an einem Sonnabend. Am Montag bin ich die 15 km zu Fuß zum Krankenhaus gegangen. Ganz allein musste ich gehen, niemand hat mich begleitet. Ich klingelte an der Tür des Krankenhauses. Eine polnische Krankenschwester kam. Sie konnte deutsch. Ich fragte nach meiner Tante. Sie sagte: „Die ist gestorben.“ Ich wollte noch etwas fragen, aber meine Stimme versagte, ich bekam keinen Ton heraus. Ich bin weggegangen. An der Ecke des Krankenhauses hab ich mich umgesehen. Die Schwester stand noch in der Tür und hat mir nachgeschaut. Ich bin 15 km zurückgelaufen. Erst als ich zu Hause erzählen musste, konnte ich weinen. Sie ist am 24. März gestorben.

Ungefähr zwei Wochen später mussten wir alle aus unserem Dorf raus und ins Nachbardorf Truns ziehen. Da war die Miliz (polnische Polizei). So konnten sie wohl besser auf uns aufpassen. Ich war jetzt bei meiner Tante Emma und meinem Onkel Gustav. Er war ungefähr 60 Jahre alt. Mitte April holte die Miliz mich und ein paar andere Frauen zum Arbeiten an der Straße. 10 Tage mussten wir arbeiten. Als wir fertig waren, bekamen wir jeder 100 Zloty. Es war nur einmal in der Zeit, dass wir Geld fürs Arbeiten bekamen, 100 Zloty, ein Brot kostete 90 Zloty. Wir haben 9 Tage für ein Brot gearbeitet. Trotzdem haben wir uns alle sehr gefreut. Jeder, der arbeiten konnte, ging bei den Polen arbeiten, um etwas Essen zu bekommen. Manchmal gaben sie auch etwas für die Angehörigen mit. Meinem Cousin hatte ein Pole ein halbes Weißbrot geschenkt, war das eine Freude. Ich habe auch öfter 100 RM für 100 Zloty getauscht. Das war jedes Mal ein Brot. Im Sommer ging es ein bisschen mit der Ernährung. Kartoff-

feln haben wir, wenn es dunkel wurde, sozusagen vom eigenen Acker geklaut.

Im Sommer 1946 brachte mir eine Frau eine Postkarte von meiner Mutter. Das erste Lebenszeichen. Ich bin in der Stube herumgerannt, und habe vor Freude geweint: Mama lebt, Mama lebt. Sie ist am 15. November 1945 wegen Unterernährung aus Finnland entlassen worden und arbeitete in Wattmannshagen, Kreis Güstrow, bei einem Bauern. Von da an erhielt ich öfters Post. Ich ging 12 km bis Elbing aufs Postamt, auch mit mehreren Frauen. Wir holten Brot in Elbing, weil es da 10 Zloty billiger war als in unserem Dorf. Einmal war ich allein nach Elbing gegangen. Eine ältere Frau sprach mich an und gab mir ihre Adresse. Sie und ihre Familie hatten die polnische Staatsangehörigkeit angenommen. Ich könnte zu ihr kommen. Ihre Tochter hatte drei kleine Kinder im Alter von 2, 4 und 6 Jahren, und sie musste arbeiten gehen. Sie arbeitete als Trümmerfrau, bekam Geld und Lebensmittelmarken. Ihr Verdienst reichte knapp zum Leben. Für uns Deutsche war der Winter 1946/47 mit der Ernährung noch schlechter. Da ging ich im Februar 1947 zu der Familie Krause nach Elbing und habe auf die 3 kleinen Kinder aufgepasst und alle Arbeiten im Haushalt und Garten gemacht. Sie waren sehr gut zu mir, und ich hatte mein Essen.

Am 1. August 1947 ging der Transport. Alle Deutschen aus dem Kreis Elbing wurden ausgewiesen. Wir waren fünf Tage im Viehwagon unterwegs und drei Wochen im Lager Wolfen, Kreis Bitterfeld. Ich schrieb sofort an meine Mutter. Sie hatte durch das Rote Kreuz ihre Schwester Hedwig und ihren Schwager Martin gefunden. Sie waren schwarz über die Grenze gegangen und nach Krummbek in Schleswig-Holstein gezogen. Auch sie waren aus Elbing geflüchtet, zu Fuß bis Danzig und dann mit dem Schiff. Sie wohnten zu dritt in einem Zimmer. Meine Mutter musste ein paar mal zum Bürgermeister laufen, um für mich die Zuzugsgenehmigung zu bekommen. Sie bekam sie endlich, aber wir durften keine Ansprüche stellen. Schwarz über die Grenze, so hat sie mich und meinen inzwischen siebenjährigen Cousin von ihrer verstorbenen Schwester Auguste

geholt. Nun waren es fünf Personen in einem Zimmer. Mein Onkel hatte Kaninchen und Hühner und man ging Ähren sammeln. Sie haben alles mit uns geteilt. Wir haben keine Bezugsscheine bekommen, obwohl mein Cousin mit zwei verschiedenen Schuhen hier ankam. So waren wir froh, als die Währung kam. Nach einem dreiviertel Jahr musste ich meine alte Mutter wieder verlassen. Ich kam ins Krankenhaus und in eine Heilstätte. Die zweieinhalb Jahre Hunger und Not machten sich bemerkbar.

1959 habe ich geheiratet. Mein Mann kommt aus dem Kreis Heiligenbeil in Ostpreußen, nicht weit von meinem Heimatort entfernt. Meine Heimat habe ich zweimal besucht. Meine Tante und mein Onkel haben 1959 in Wattenbek ein Haus gekauft. Mein Mann und ich zogen ins Dachgeschoss ein. Inzwischen haben wir das Haus geerbt. Wir fühlen uns wohl in Wattenbek. Es ist unsere Heimat geworden. Es war eine schwere Zeit damals. Aber nicht nur wir haben durch den Krieg gelitten, sondern auch andere Völker.

Otto Gisiger

1928-2006

### ***Meine Flucht***

Ich bin 1928 im Landkreis Heiligenbeil geboren. Ich hatte noch fünf Geschwister. Mein Vater war Landarbeiter und im Krieg. Als ich aus der Schule kam, fing ich bei einem Bauern an, Landwirtschaft zu lernen. Ich habe über zwei Jahre bis zur Flucht im Februar gearbeitet. Die Flucht wurde Ende Januar vorbereitet. Die Wagen wurden mit Lebensmitteln, Hausrat und Futter für die Pferde bepackt. Der Bauer ist zu meiner Mutter gefahren und hat sie gebeten, dass ich mit ihm flüchten konnte, weil er vier Kinder im Alter von zwei bis zehn Jahren hatte.

Ich fuhr den Kutschwagen in dem die Kinder und die Oma saßen. Am 12. Februar kam der Befehl zum Flüchten. Der Weg ging über Heiligenbeil runter zum Haff. Wir mussten einen Tag und eine Nacht warten, weil vorn am Ufer das Eis kaputt war. Die Soldaten haben eine Brücke bis zum festen Eis gebaut. Mein Bauer war Ortsbauernführer, hatte noch andere Posten und war immer in Uniform. Wir wurden öfter bevorzugt. Es waren Hunderte von Wagen die aufs Eis wollten. Davor mussten schwere Sachen vom Wagen abgeladen werden. Es gab viele Fliegerangriffe, bevor wir auf das Eis fuhren und auch auf dem Eis. Viele Tote. Tote Pferde, es sind auch ganze Wagen untergegangen. Die Wagen fuhren im 100-m-Abstand. Nachts sind wir gar nicht gefahren.

Unser Treck aus dem Dorf hatte 25 Wagen. Nach zwei Tagen waren wir Gott sei Dank wieder an Land. Wir sind dann an der Nehrung entlang bis Stutthof gefahren. Wir kamen in der Nähe von Danzig vorbei und in einem Dorf haben wir Rast gemacht.

Am anderen Tag ging's wieder weiter. Wir sind dann bis weit nach Pommern gekommen. In einem Ort blieben wir eine Woche, dann

waren die Russen durchgebrochen und wir konnten auf dem Landweg nicht mehr weiter nach Westen. So sollten wir nach Gotenhafen fahren.

Wir waren eine Stunde unterwegs, als mich die Bäuerin zurückschickte, ich sollte Kinderwäsche holen, die man vergessen hatte. Als ich zurückkam, waren die Wagen alle weg. Ich sah das Schild: 140 km nach Gotenhafen. Da bin ich in die Richtung gegangen. Eine Nacht habe ich in einer Scheune geschlafen, es war sehr kalt und ich hatte Hunger. Ich habe bei einer Familie geklopft und um Essen gebettelt – sie waren gerade beim Mittagessen. Dann ging es zu Fuß weiter. Ich war vier Tage unterwegs bis Gotenhafen.

Die Straßen waren alle verstopft mit Wehrmacht und Flüchtlingen. Meinen Treck habe ich nie wieder gefunden. Durch Zufall sah ich in Gotenhafen meine Schwester Frieda auf der anderen Straßenseite. So fand ich meine Mutter und Geschwister wieder, die da in Baracken wohnten. Die Freude war groß. Aber zwei Tage später verlor ich meinen 14 jährigen Bruder Fritz durch eine Granate.

Dann kam der Befehl, alle jungen Männer ab 15 Jahre mussten sich in der Kaserne melden. Meine Mutter hat mir geraten hinzugehen, weil einige Männer an Bäumen erhängt wurden wegen Feigheit vorm Feind.

Wir wurden da eingekleidet. Nach drei Tagen kam der Befehl zum Hafen. Wir kamen aufs Schiff und nachts ging's los nach Swinemünde. Das Schiff war voller Flüchtlinge und verwundeter Soldaten.

Es waren fünf Schiffe, voran Minensucher. Gegen Morgen kamen russische Flugzeuge. Zwei Schiffe sind gesunken. Abends waren wir in Swinemünde, wurden von Soldaten abgeholt in die Kaserne. Von da ging es weiter mit dem Zug nach Gremsmühlen. Die Front kam immer näher, wir sind dann zu Fuß über Lübeck nach Kiel marschiert. Dann war der Krieg zu Ende.

Da kamen die Engländer und brachten uns nach Eutin, dort wurden wir von den Soldaten entlassen. Ich habe Arbeit gesucht und ein

Dach überm Kopf, denn ich war ja ganz alleine. In Schlesen habe ich dann Arbeit bekommen.

Im Herbst 45 habe ich durchs Rote Kreuz erfahren, dass meine Mutter und Geschwister in Axböl, in Dänemark im Lager waren. Sie waren bis Herbst 1947 dort.

In der Zeit bekam ich Bescheid, dass mein Vater in französischer Gefangenschaft war. Er konnte meine Adresse angeben, so kam er 1946 nach Schlesen und fand auf Gut Ottenhof Arbeit, danach ist Mutter mit den Geschwistern auch nach Ottenhof gekommen. Da haben meine Eltern bis zu ihrem Tode gelebt.

Ich habe 1959 geheiratet und bin nach Wattenbek gezogen in das Haus einer Tante meiner Frau. Bei HDW habe ich Arbeit gefunden und dort 26 Jahre bis zu meiner Rente gearbeitet.

Ich bin jetzt 74 Jahre alt, aber diese Ereignisse vergisst man nie!

Ich lebe gern in Wattenbek, die Seniorengruppe „Mach mit“ ist unsere Freude, wir machen schöne Fahrten.

So genießen wir beide unseren Lebensabend.

## ***Die Behelfsheimssiedlung Wattenbek***



Dieses fast zauberhafte Foto mit den Spiegelungen in den Seifenblasen machte Hans Brandt um 1947/1948 von der Reihe der Behelfsheime. Er wohnte mit seiner Familie in der ersten Haushälfte links im Bild auf den vorhandenen 20 m<sup>2</sup>. Daneben wohnten Müllers und in der Bildmitte sieht man das Doppelbehelfsheim 6, in dem Familie Ehmsen mit ihren Verwandten lebte. Die Kinder im Vordergrund sind Hans Brandts Sohn Fred und dahinter Tochter Ruth, die dieses Foto freundlicherweise zur Verfügung stellte. Fred Brandt wohnt noch heute dort, doch kann man das ursprüngliche Behelfsheim längst nicht mehr erkennen. Tochter Ruth ist dort geboren und hat bis zu ihrer Heirat 1966 dort gelebt

Der folgende Artikel wurde anlässlich eines Treffens der heutigen und damaligen Bewohner der Behelfsheime vom Kieler Kamp am 30. Mai 2012 als Presseinformation geschrieben. Der Verfasser wohnte

in den Nachkriegsjahren im Doppelbehelfsheim 6, das ist heute *Neuer Kamp 23*

Klaus-Jürgen Ehmsen

### ***Behelfsheimsiedlung Wattenbek***

Es war eine bunt gemischte Gemeinschaft, die in den letzten Kriegs- und Nachkriegsjahren in die Behelfsheimsiedlung einzog: in der Hauptsache ausgebombte Familien, deren Väter auf der Krupp-Germaniawerft in Kiel beschäftigt waren, aber auch Flüchtlinge aus den Ostgebieten. Den Bedürftigen wurden Einzelhäuser oder Doppelbehelfsheimhälfen zur Verfügung gestellt. Ein Doppelbehelfsheim maß 10m x 4m. Eine Hälfte verfügte über eine 2 m breite Küche sowie einen 3 m breiten Wohnraum. Erst ab sieben Personen hatte eine Familie Anspruch auf ein Doppelbehelfsheim.



*Das Doppelbehelfsheim 6 ist vermutlich das einzige noch vorhandene mit dem Originalgrundriss 10m x 4m. Der Zugang vom Kieler Kamp wurde unterbunden und erfolgt heute über den Neuen Kamp. Man könnte es noch bewohnen, aber der Besitzer hat sich davor ein komfortables Holzhaus gebaut.*

*Alle anderen Heime wurden stark umgebaut.  
Am Durchgang Neuer Kamp – Kieler Kamp ist noch am Haus Neuer Kamp 11a die westliche Giebelseite des Doppelbehelfsheims Nr. 4 in Originalgröße*

*Be erhalten, doch das ursprünglich vorhandene Walmdach, das die Häuser 1 bis 4 hatten, wurde beseitigt.*



In der ersten Zeit fehlte es an Elektrizität, sodass Kerzen, Talglichter oder Karbidlampen zum Einsatz kamen. Die Küche mit Waschbecken und Wasserhahn diente gleichzeitig als Badezimmer. Nur fehlte es zunächst an Wasser, das in Eimern und Zinkwannen aus dem nahe gelegenen Barackenlager, in dem jugoslawische Kriegsgefangene oder Zwangsarbeiter interniert waren, herbeigeschafft werden musste. Später verlegte die Siedlungsgemeinschaft in Eigenregie Wasserleitungsrohre von einem Pumpenhaus zu den einzelnen Häusern: Doppelbehelfsheim Nr. 6 erhielt seinen Wasseranschluss am 19. Juli 1945.

Das Abwasser floss erst einmal ungehindert ins Freie, bis jedes Grundstück eine Sickergrube erhielt. Damit war aber das Problem der Toilettenentsorgung nicht gelöst. Die Kübel der „Plumpsklos“, die im Vorbau neben dem Windfang „installiert“ waren, wurden in Gruben auf dem Grundstück entsorgt. Als Bischof Völkel die Siedlung zum ersten Male besuchte, nannte er sie „Klein-Sibirien“.

Wer ein Haus direkt am Knick bewohnte, hatte einen Vorteil, als die Koppel dahinter parzelliert und den Siedlern als Kleingärten zugeteilt wurde. Der Knick wurde durchstoßen und man hatte direkten Zugang zu seinem zusätzlichen Garten. Jeder pflanzte dort an, was er zur Bereicherung des dürftigen Speisezettels für sinnvoll hielt – unter anderem auch Tabak, denn der konnte gegen Zigaretten eingetauscht werden, die wiederum, wenn sie nicht selbst geraucht wurden, als Währung auf dem Schwarzmarkt dienten.

Hühner wurden gehalten, Gänse, Kaninchen, Pferde und sogar Schweine. Eines wurde einmal unter großer Anteilnahme der Anwohner, besonders der Kinder, vor einem der Häuser geschlachtet.

Zur weiteren Ernährungsergänzung – denn die Lebensmittelkarten gaben kaum genug her – wurde bei den Bauern gegen Naturalien in der Erntezeit gearbeitet. Nach der Ernte stoppelte man Kartoffeln und las liegen gebliebene Ähren auf. Daran waren vor allem auch die Kinder beteiligt.

Blieb noch die Frage des Brennmaterials für die Herde und Öfen. Im Sörener Forst wurden den Familien Buchen zum eigenhändigen Fällen zugewiesen. Herr Diehl, ein Behelfsheimbewohner, hatte mit seinem Pferdefuhrwerk reichlich zu tun, um die Stämme in die Siedlung zu transportieren. Auch wurde Torf gestochen, der dann auf dem Dachboden gelagert wurde. Den erreichte man von außen über eine Leiter.

Ein weiterer Lagerraum, außer den zusätzlich in Eigenarbeit entstandenen Schuppen, war das Kellerloch unter dem Wohnzimmer-

fußboden, in dem Vorräte verstaut oder auch die Kinder vor den am Tage stattfindenden Luftangriffen in Sicherheit gebracht wurden.

Es hatte sich zwar ein Lebensmittelgeschäft in der Nähe etabliert, trotzdem fuhr regelmäßig ein Pferdewagen vor, der Milch brachte. Der Käsemann, der sein Kommen, wie auch der Milchmann mit Glockengeläut, aber zusätzlich durch lautes Rufen: „Der Käääääääse-mann ist da!“, ankündigte, verfügte schon über ein Auto.

Die Siedlung war auf einem ehemaligen Ackerland erstellt worden, das allseitig von einem Knick umgeben war und inmitten von landwirtschaftlich genutzten Feldern lag. Da das Areal erst zum Teil bebaut war, gab es große Freiflächen, die zusammen mit den umliegenden Feldern ein Paradies für Kinder und ihren Bewegungsdrang waren, den sie in den engen Wohnungen nicht ausleben konnten.

Schon bald hatten sich Kinder zu gemeinsamen Aktivitäten zusammengefunden oder -gerauft, zu Geländespielen oder anderen, für die keine „Geräte“ benötigt wurden, denn es dauerte lange, bis endlich jemand einen Ball bekam, mit dem dann vor allem die Jungs bolzen konnten. Nicht jeder Hausbesitzer sah es locker, wenn der Ball in seinem Garten landete oder die Kinderschar über sein Grundstück tobte, wenn es ans Verstecken ging.

Im Sommer gingen die Kinder über die Felder zum Baden an die nahe Eider, die zwischen Wattenbek und dem Nachbardorf Brügge hindurchfließt oder sie nahmen den weiteren Weg zum Bordesholmer oder Einfelder See auf sich. In der ersten Zeit zu Fuß, später, als die Familien sich die Anschaffung leisten konnten, mit dem Fahrrad – sofern überhaupt eins zu bekommen war.

Die gesundheitliche Betreuung lag zunächst in den Händen von Dr. Fischer-Benzon, der weitab am Bordesholmer See seine Praxis hatte. Sehr bald wurde er von Frau Dr. „Hanni“ Hauschildt abgelöst, die sich in unmittelbarer Nähe des Behelfsheim-Areals ansiedelte. Als Ihr Mann, Dr. Klaus Hauschildt, aus der Kriegsgefangenschaft heimkehrte, baute das Ehepaar sogar eine Klinik auf ihrem Gelände

und verhalf Wattenbek dadurch zum Status eines medizinischen Zentrums.

Nach etwa zehn Jahren begann die Abwanderung in andere Gegenden und bessere Wohnverhältnisse. Einige aber blieben dort wohnen, bauten an und schafften sich den Platz und Komfort, der ihnen das weitere Leben in der Behelfsheimsiedlung angenehm machte.

### ***Behelfsheime vom Deutschen Wohnungshilfswerk DWH***

Ab 1942 nahmen die Bombardierungen der Städte zu. Das sollte die Moral der Zivilbevölkerung brechen und sie gegen die Fortführung des Krieges einnehmen. Die Zahl der Ausgebombten und Evakuierten wuchs immer bedrohlicher, sodass Hitler am 9. September 1943 per Erlass das DWH gründete. Es sollte eine Million Behelfsheime bauen. Man bestimmte Einheitstypen, die einfach und Material sparend zu bauen waren. Hitler selbst bestimmte das Einheitsmaß von 5,10m x 4,10m. Wasser, Abwasser und Strom waren dafür nicht vorgesehen. Die Gemeinden sollten das parzellierte Land mit mindestens 200m<sup>2</sup> zur Verfügung stellen, die Baukosten übernahm das Reich. Die ausgebombten Bauherren erhielten von den Bürgermeistern eine Baukarte als Nachweis der Berechtigung. Nach Fertigstellung bekamen sie 1700 RM vom Finanzamt. Damit konnten sie den eventuell benötigten Bankkredit zurückzahlen..

Die Arbeitseinsätze wurden von der „Bauhilfe der Deutschen Arbeitsfront“ organisiert, die im gesamten Reich mit 16 Bauhöfen vertreten war und über Material, Fuhrpark und (Zwangs-)Arbeiter verfügte.

Teils wurde in Eigenleistung gebaut, teils mit Zwangsarbeitern. Wie die Behelfsheime in Wattenbek gebaut wurden, war nicht zu ermitteln, Auftraggeber soll aber die Werft Krupp-Germania gewesen sein.

Es ist erstaunlich, dass sich dies nicht klären lässt. Sogar im 1949 erschienenen Bändchen „30 Jahre Heimstätte Schleswig-Holstein: 1919 -1949“ war über diese Zeit nur zu erfahren, dass man das Büro in den letzten Kriegsjahren behelfsmäßig in einer Baracke in Bordesholm hatte und im November 1945 wieder ins Kieler Büro einziehen konnte. Selbst dass sie in dieser Zeit die Finnenhaussiedlungen in Flintbek und Bordesholm gebaut haben, wird verschwiegen, man liest nur: „*Der nationalsozialistische Zeitraum in der Laufbahn*

*(sic!) der Heimstätte endete nach vorübergehendem Aufflammen mit einem durch keine Mittel mehr aufzuhaltenden Erlahmen und Versiegen bis zum Zusammenbruch.“* Wegen des Büros in Bordesholm kann man aber vermuten, dass sie neben dem Bau der Finnenhäuser gleichzeitig auch am Bau der Behelfsheime beteiligt waren – was sie verschleiern mit „vorübergehendem Aufflammen“ ausdrückten.



Wattenbeker Behelfsheime 1 -17 im März 1945

Da es an Material, an Arbeitskräften und der Kooperation der Gemeinden haperte, wurden statt der Million höchstens 300.000 Heime errichtet. Auch die Behelfsheim-Siedlung Wattenbek wurde nicht planmäßig fertig gebaut. Wie man Luftaufnahmen der britischen Luftwaffe vom März 1945 entnehmen kann, waren wesentlich mehr Flächen für Heime geplant, als schließlich gebaut wurden.

Die kleinen Einzelhäuser der „ersten Reihe“ wurden offensichtlich in der Planung nummeriert, denn laut Melderegister wurden 1945 noch die Häuser 22-26 bezogen. So viele Häuser wurden aber nicht gebaut.

In Haus Nr. 15 wohnten ab 1952 Ferdinand und Inge Krogowski, sie machte die drei folgenden Fotos.



Behelfsheim Nr. 15 von Süden 1952,  
rechts hinten Doppelbehelfsheim Nr.3a/b,  
links Walmdach von 2b

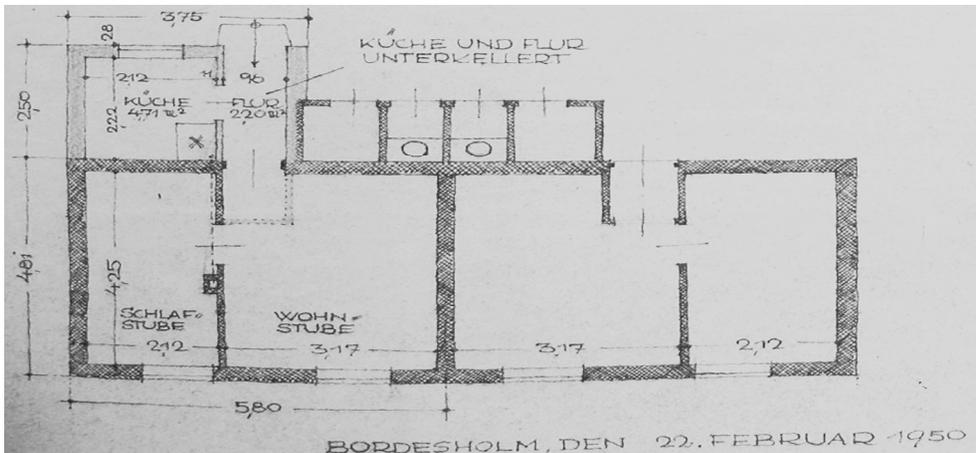


Nr. 15 Rückseite mit Fenster des Wohn-/Schlafraums

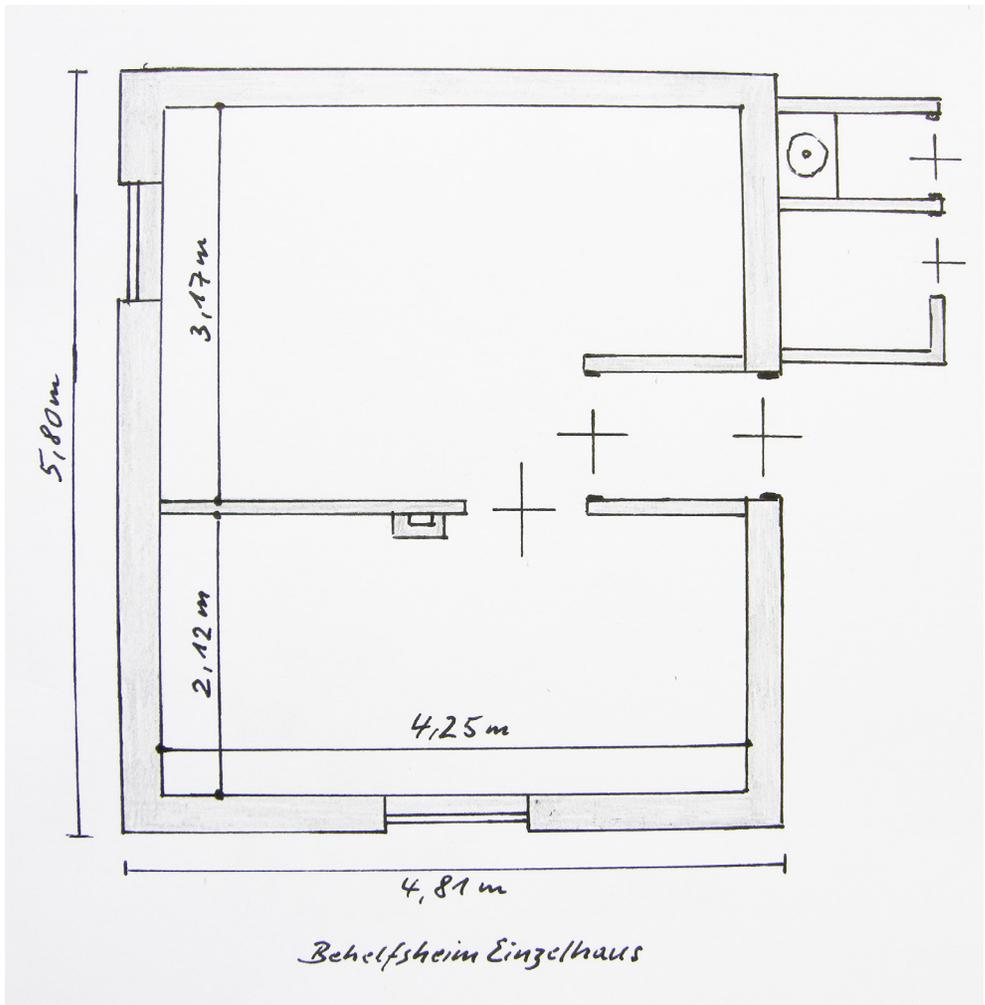


1955 der erste Anbau

Im Amt Bordesholm gibt es keinerlei Bauakten aus der Zeit von 1943 bis 1950 über die Wattenbeker Behelfsheime. Erst danach finden sich Unterlagen über zahlreiche Um- und Erweiterungsbauten, denen sich noch entnehmen lässt, wie beengt die Wohnverhältnisse waren.



Der hier abgebildete Planausschnitt zeigt den Grundriss des Doppelbehelfsheims 7 um 1950 mit den beiden Plumpsklos an der Nordseite. In Anlehnung daran hier meine Planskizze der Einzelhäuser, die sich von einer Doppelhaushälfte nur durch das Verlegen des Küchenfensters in die Giebelwand unterschieden:



Allerdings kann man auf dem Foto von Nr. 15 erkennen, dass die Doppelbehelfsheime 2 und 3 im Hintergrund Walmdächer hatten. Auch durch die Luftaufnahme lässt sich dies bestätigen. Die Häuser 1 bis 4 hatten Walmdächer, die von 5 bis 11 und die Einzelhäuser nicht und dadurch mehr Stauraum und einen Zugang von der Giebelseite. In den Walmdachhäusern gab es nur in der Küche eine kleine Luke zum Boden.

Als der Besitzer der linken Hälfte, also von 7a, erst 1964 versuchte,

den Plan von 1950 mit dem winzigen Küchenanbau zu realisieren – nachdem bereits viele andere Häuschen verändert hatten –. wurden solche Anbauten in den Jahren 1963 bis 1964 vom Kreisbauamt nicht mehr genehmigt.

In der Begründung hieß es unter anderem:

*„Die Behelfsheime sind während des Krieges als Notwohnungen errichtet worden, und es ist aus städtebaulichen Gründen nicht erwünscht, daß diese Unterkünfte für immer erhalten bleiben sollen. Vielmehr ist geplant, das ganze Siedlungsgebiet im Rahmen eines Sanierungsprogrammes durch einen Bebauungsplan neu zu ordnen. Aus diesen Gründen muß die beantragte Genehmigung versagt werden.“*

Wenn man sich heute das Gebiet zwischen Neuer Kamp und Kie-ler Kamp ansieht, muss danach wohl wieder alles erlaubt gewesen sein.

Klaus Ehmsen

### ***Die Henne Schwarzkopf***

Die Ernährung auf dem Lande war für die Ausgebombten und Geflohenen wesentlich reichhaltiger als für die Bevölkerung in den Städten. Vor allem für uns in der Behelfsheimsiedlung Wattenbek. Wir konnten einen großen Garten bewirtschaften, auf den Feldern Kartoffeln stoppeln, Ähren lesen und hatten zudem die Möglichkeit, Bauern bei der Ernte zu helfen, was mit Naturalien entlohnt wurde.

Trotzdem suchten wir nach weiteren Ergänzungen für unseren Speiseplan. Wir beschlossen, Hühner zu halten. In Hoffeld gab es eine Brutstation, von der wir Eintagsküken bekommen konnten. Ein Stall wurde eingerichtet und ein Gehege angelegt, das aber nur zur Fütterung aufgesucht wurde, denn meistens liefen die Hühner frei herum. Eintagsküken haben nie eine Henne kennengelernt und sind daher Menschen gegenüber relativ zutraulich, weil sie von diesen ja gefüttert werden.

Ein besonderes Exemplar eines vertrauensvollen Huhns war unsere Henne Schwarzkopf. Sie pflegte an Sonntagen, wenn alle Kinder länger in ihren Betten blieben, auf dem Sims am Fenster aufzutauchen und gegen die Scheibe zu picken, bis man sie ins Zimmer hereinließ. Dann setzte sie sich auf eine Bettdecke, unter der ein Kind lag und legte dort ein Ei – während das Kind solange still hielt – und verkündete danach die vollbrachte Tat mit lautem Gekakel.

Im Sommer stand die Haustür meist offen. Dann erschien Schwarzkopf schon mal im Zimmer, wenn wir gerade am Mittagstisch saßen, hockte sich in die Ecke der Eckbank und legte dort ein Ei. Eine Bekannte, die für uns Kleider ausbesserte und nähte, hat diese Prozedur miterlebt.

Sie war eigentlich Vortragskünstlerin, gab auch Sprachunterricht und pflegte Gedichte zu schreiben. So hat sie über solch einen Mit-

tagsbesuch unserer Henne Schwarzkopf ein Gedicht verfasst, das in den Kieler Nachrichten abgedruckt wurde. Allerdings unter dem Namen „Schneeweißchen“, weil sie gerade einen Sprachschüler hatte, der Probleme mit der Artikulation des „n“ hatte. So kam unsere Henne in die Zeitung.

Klaus Ehmsen

### ***Kartoffelernte***

Was heute die Spargelstecher aus Polen sind, waren nach dem Krieg die Ausgebombten und Flüchtlinge als Erntehelfer für die Bauern. Erbsen und Bohnen wurden gepflückt und vor allem – und besonders gern – Kartoffeln aufgelesen. Auf dem mit Kartoffeln gefüllten Wagen wurden die Erntehelfer vom Bauern ins Dorf zurück befördert. Einige Erntehelfer liefen jedoch neben dem Wagen her. Sie trugen Eimer, die zunächst leer waren, sich aber bald füllten, weil die auf den Kartoffeln Sitzenden munter für die Füllung der Eimer sorgten. So wurde das den Helfern zustehende Deputat noch etwas angereichert. Der Bauer vorne auf dem Wagen merkte nichts – oder wollte nichts merken.

## **Geburt im Kalten**

von

Wolfgang Koperski, Wattenbek

*Das wissen auch die Kinder schon:  
Einst ward geboren Gottes Sohn  
und das war gar nicht angenehm –  
in einem Stall in Bethlehem.*

*Der Stall war kalt und unbeheizt,  
das Kindlein fühlte sich gereizt  
und weil es fror, fing es sodann  
ein wenig schon das Niesen an.*

*Maria sprach: „Wie fürchterlich,  
das Jesuskind erkältet sich!  
Nun tu doch, Joseph, auch mal was!  
Ein krankes Kind, das ist kein Spaß!“*

*Und Joseph ging zum Nachbarstall  
und holt' von dort die Tiere all',  
die stellten willig sich darauf  
ums Krippelein im Kreise auf.*

*So standen nun rund um das Kind  
die Tiere, Esel, Schaf und Rind  
und wärmten Kind und Frau und Mann.  
So trafen sie die Hirten an.*

*Ob alles das zu jener Frist  
auch wirklich so geschehen ist,  
steht nicht, und das ist gar zu dumm,  
im Lukas-Evangelium.*

*Es folgt zum Schlusse allzumal  
von der Geschichte die Moral,  
und die beendet dies Gedicht:  
Verachtet mir die Tiere nicht!*



Irmgard Bauch mit Tochter Angela  
1946, vor Tabakpflanzen

### ***Behelfsheim 3 a***

Irmgard Bauch, geboren 1924 und Tochter Angela, geboren 1944, verheiratete Pantaenius, berichten aus ihrer Zeit im Wattenbeker Behelfsheim 3a aus Sicht der erwachsenen Frau und der des Kindes.

Irmgard Bauch ist wohl die letzte Lebende der ersten Behelfsheimbesitzer, denn sie war mit 19 Jahren sicher auch die Jüngste, als sie im Januar 1945 mit Ehemann Ernst und Tochter Angela einzog. Dort wohnten sie bis 1957 mit einer Unterbrechung von 1947 bis 1950, als Ernst Bauch in Markdorf am Bodensee für die französische

Besatzung U-Boote entwerfen sollte – er hatte einschlägige Erfahrungen aus seiner Tätigkeit auf der Germaniawerft.

Die Erinnerungen von Irmgard Bauch wurden vom Herausgeber niedergeschrieben nach einem Interview am 17. Juli 2014, während Tochter Angela Pantaenius ihre Gedanken selber formulierte.

### ***Irmgard Bauch erinnert sich***

Im Januar 1945 waren noch nicht alle Behelfsheime fertig und alles war eine Lehmwüste – außerdem war es bitterkalt. Es gab weder Wasser noch Strom. Anfangs musste man das Wasser aus dem Serbenlager holen, wo bis Kriegsende noch Zwangsarbeiter lebten. Erst danach versammelte die britische Militärregierung hier die serbischen Zwangsarbeiter und Kriegsgefangenen vor der Repatriierung in ihr Heimatland.

Irmgard Bauch gestand, dass sie damals auch – wie die meisten – klaute. Einmal war es ein Fußbodenbrett, das sie trickreich zwischen Fensterrahmen und Gesims eines Rohbaus herausangelte. Das Brett war aber für das kleine Behelfsheim zu groß und so musste sie es erst noch vor der Tür im Dunkeln unauffällig halbieren, um es dann drinnen in ofenfertige Stücke zersägen zu können.

Ein anderer Versuch, die Kälte zu bekämpfen, war der Bau eines zylinderförmigen Ofens durch Maschinenbauingenieur Ernst Bauch. Den musste man mit Spänen und Sägemehl vollstopfen und konnte dann ziemlich lange das Wohnzimmer heizen. Das Sägemehl erbetelte sich Irmgard Bauch im Sägewerk Gevecke in der Bahnhofstraße. Es waren meist im Freien liegen gebliebene, nasse Reste, die mühsam getrocknet werden mussten. Immerhin besaß die Familie ein Fahrrad, mit dem Irmgard Bauch das Heizmaterial nach Hause schaffte.

Auch eine kleine Windkraftanlage konstruierte Ernst Bauch, die ein wenig Strom lieferte. Sie war im Knick an einem Gestell befestigt, hatte aber keine Bremse. So kam es, dass sie bei Sturm kräftig jaulte und die Nachbarn Abhilfe verlangten. Nur mit Mühe konnte Irmgard Bauch sie dann mit einem Stück Holz abbremsen.

Bald danach wurden die Behelfsheime ans Stromnetz angeschlossen.

Weil die Lebensmittelkarten keine ausreichende Ernährung ermöglichten, waren Felddiebstähle häufig. Frau Bauch erinnert sich, dass die Bauern mit Hunden Streife gingen, „denn die wussten ja, dass wir ‚hilfsbedürftig‘ waren und keine Gegenleistung bringen konnten.“ Man musste eine Wache mit guten Ohren und Augen aufstellen und schnell sein, damit man nicht erwischt wurde. Sie weiß noch, wie das bei der „Weizenernte“ im Dunkeln war, ganz still, bis auf das Schnipp-Schnapp der Scheren.

Groß gelohnt hat sich das aber nicht, obwohl der Maschinenbauer einen Apparat zum Mahlen herstellte. Das Gerät konnte die kratzigen Spelze nicht zufriedenstellend entfernen, doch zusammen mit etwas richtigem Mehl konnte man ein Sättigungsgefühl erreichen. Sie litten öfters Hunger und manchmal stieg der Ernährer der Familie morgens nur versorgt mit einer Steckerübenscheibe auf sein Rad und fuhr zur Arbeit nach Neumünster.

Einmal versuchte Irmgard Bauch, sich als Erntehelferin zu verdingen, doch die Bauern hatten schon genügend „Freiwillige“.

Etwas ganz Besonderes ereignete sich 1947 an einem warmen Juniabend im Behelfsheim 3a. Die hochschwängere Irmgard Bauch war noch im Kino am Bahnhof gewesen und kam um halb elf nach Hause. Da es kein Telefon gab, schickte sie ihre Schwägerin zur Hebamme, ihren Mann zum Arzt und blieb mit Klein-Angela allein zurück. Sie war zwar im Krankenhaus angemeldet wegen des Risikos einer Sturzgeburt, doch dann konnte sie nur noch Nachbarin Stein aus deren Garten um Hilfe bitten, sich im Wohnzimmer hinlegen und da war der kleine Wolfgang auch schon da. Wie sie sagt, „ging alles hopplahopp und ohne Probleme“.

Und weil der Kleine die Sturzgeburt so unbeschadet überstand, ist nun ein gebürtiger Wattenbeker, der Archäologe Wolfgang Bauch, den Bordesholmern bei der Erforschung ihrer klösterlichen Vergangenheit behilflich.

Nun musste für *vier* Menschen Essen besorgt werden. Als Irmgard

Bauch erfuhr, dass der Pfarrer Braun aus Bordesholm manchmal Lebensmittel verteilte, ging sie zum Pfarrbüro in der Bahnhofstraße.

Auf die Frage, ob sie auch regelmäßig die Kirche besuchte, antwortete sie: „Wie soll ich das denn machen? Ich hab einen Säugling, den ich stille und ein Kleinkind, das ich nicht allein lassen kann. Können sie mir nicht etwas Milch geben?“ Der Diener Gottes gab ihr eine Dose mit dicken Bohnen und eine mit grünen. Aber für ihr Verhältnis zur Kirche war das nicht förderlich.

In Negenharrie konnte man Milch „ohne“ bekommen, das hieß, ohne Lebensmittelmarken. Dafür zahlte man aber den Schwarzmarktpreis. Ernst Bauch hatte dafür aus Brettern jochförmige Tragegestelle gebaut mit Seilen an den Enden für je eine Milchkanne. So gingen die Frauen einmal wöchentlich nach Negenharrie mit zwei 10-Liter-Kannen Milch holen – hin und zurück in zwei Stunden. Einen großen Teil der Milch machten sie zu Quark.

Meist ging es ihnen besser als anderen, weil Ernst Bauch den Bauern oft mit seinen technischen Kenntnissen und Fertigkeiten helfen konnte, wofür es dann Naturalien wie Eier, Fleisch und anderes gab.

Mit der Zeit erwarb sich Irmgard allerlei zur Lebensmittelbeschaffung nützliche Fertigkeiten. So konnte sie zum Beispiel vulkanisieren. Ihr Mann hatte den entsprechenden Apparat gebaut, den „Vulkaniseur“.

Milchmann Hans Hamann war unter anderem ihr Kunde. Der hatte einen platten Reifen und bat sie um Reparatur. Dazu musste sie in der 2 m x 4 m großen Küche eine Luke zum Boden öffnen, den Schlauch hinaufwerfen und da es noch keine Leiter gab, über Hocker und Küchenschrank steigen, den unteren Rand der Luke fassen, um mit einem Klimmzug auf den Boden zu gelangen. Dort schmolz sie dann Gummi an Gummi. Inzwischen hatte der Milchmann eine weitere Runde gedreht, holte seinen Schlauch ab und zahlte mit Milch und Butter.

Im Nachbarhaus 2b wurden ähnliche Arbeiten verrichtet: Da wohnte der Schuster Ziegler, der hervorragende Reparaturarbeiten leistete,

besonders an den Kinderschühchen.

Irmgard Bauch kam auch durch Näharbeiten an Lebensmittel. So änderte sie für die Serben des nahen Lagers Lederjacken. Die wollten statt der normalen Kragen Stehkragen. Die Serben wären immer sehr nett gewesen, sie zahlten mit Zucker, Mehl und Obstkonserven, die sie von den Briten bekamen.

Nach 1950 brachte ihr Mann einen Strickapparat mit nach Hause und so versorgte sie die Umgebung mit Gestricktem. Auch Dr. Hauschildt trug von ihr eine Strickweste mit Reißverschluss, die sich nicht abnutzen lassen wollte.

Was der eigene Garten lieferte, wurde teilweise eingeweckt und in dem winzigen Kellerloch gelagert. Es ging da nur drei Stufen hinab und der Raum war schätzungsweise 1,20 m hoch, aber bei Fliegeralarm kroch man hinein.

Selbstverständlich bauten sie auch Tabak an, der war ein wichtiges Tausch- und Zahlungsmittel.

Bauchs hatten auch einige Zeit Hühner und Kaninchen, brachten es aber nicht übers Herz, die Tiere, die sie gefüttert hatten, zu schlachten und zu essen.

1947-1950 ging es Familie Bauch viel besser, als Ernst Bauch in Markdorf am Bodensee in der französischen Besatzungszone für die Franzosen U-Boote entwickeln sollte. Er hatte ja zuletzt an dem legendären U-Boot Typ 21 gearbeitet. Man quartierte die Familie in einem großen Haus früherer Nazis ein und überhäufte sie mit Lebensmittelkarten und Naturalien.

1950 kehrten sie in ihr Behelfsheim zurück, das in der Zwischenzeit von der Schwägerin gehütet worden war und begannen aus- und anzubauen. Viel wurde in Eigenleistung erledigt, so goss Irmgard Bauch zum Beispiel Mauersteine. Noch heute berichtet sie stolz, wie sie trotz des zierlichen Körperbaus einen Sack Zement auf die Hüfte wuchten und tragen konnte – das schildert sie so temperamentvoll, dass man es der knapp Neunzigjährigen fast noch heute zutrauen möchte.

Überhaupt, meint sie rückblickend, hat sich das Bauen wie ein roter Faden durch ihr ganzes Leben gezogen: Immer war und ist sie damit beschäftigt, etwas zu bauen oder umzubauen, wozu sie ab 1957 in ihrem neuen Eigenheim im Bordesholmer Grünen Weg reichlich Gelegenheit hatte.

Und nun die Beiträge der Tochter:

### ***Angela Pantaenius erinnert sich:***

#### *Gefährliches Badevergnügen in der Eider*

Im Sommer zog es uns Kinder häufig zum Baden an die nahe gelegene Eider. Der Weg zum Schmalsteder Mühlenteich oder gar zum Bordesholmer See war für uns viel zu lang. Wir hatten ja noch keine Fahrräder - so wie heute. Das einzige Fahrrad besaß mein Vater, der damit nach Neumünster zur Arbeit geradelt ist.

Die träge fließende Eider bot uns Badevergnügen und Abkühlung an heißen Sommertagen. Dass das Wasser trübe war, der Untergrund schlammig und dass es von Blutegeln nur so wimmelte, störte uns kaum.

An einem Tag führte die Eider etwas mehr Wasser und wir sprangen wie gewohnt hinein, nur auf einmal schienen meine Beine kürzer geworden zu sein! Ich war so unglücklich in die von der Strömung ausgespülte Krümmung des Flusses gesprungen, dass meine Füße den Grund nicht erreichten.

Das Wasser gurgelte und dröhnte in meinen Ohren und ich geriet in Panik. Wir konnten ja alle noch nicht schwimmen! Aber irgendwie hatte ich einen Schutzengel an meiner Seite. Die Strömung riss mich ein kleines Stückchen mit und ich konnte mich dann an langen Gräsern festhalten und in flacherem Gewässer wieder das Ufer hinaufklettern.

Unsere Eltern haben davon nie etwas erfahren. Noch heute ver-

meide ich es, ins Wasser zu springen – ganz besonders in fremden Revieren.

### *Muttertag*

Regelmäßig zum Muttertag gingen mein Bruder und ich los, um Blumen zu pflücken. Natürlich zog es uns zu den sumpfigen Eiderwiesen, denn dort gab es um diese Jahreszeit Sumpfdotterblumen und Wiesenschaumkraut, manchmal auch Knabenkraut.

Aber es war gar nicht so einfach, an diese Blumen heranzukommen, da der Untergrund sehr morastig war. Wir mussten von Grasbüschel zu Grasbüschel hüpfen; und wenn dabei einer von uns aus dem Gleichgewicht geriet, landete er im Morast. Gummistiefel besaßen wir zu der Zeit noch nicht. Somit gab es fast immer einen Blumenstrauß der besonderen Art.

Meine Mutter freute sich stets darüber.

### *Das Abwasserproblem*

Nachdem eine Wasserleitung in unser Haus gelegt worden war, gab es zunächst nur einen Eimer, der unter das Waschbecken gestellt wurde und ständig ausgeleert werden musste, damit es keine Überschwemmung gab.

Etwas später (ca. 1952) baute mein Vater ein Spülklosett ein mit einem Abfluss in eine geschlossene Betongrube. Wir waren alle sehr stolz auf diese Errungenschaft, war sie doch wohl eine der ersten in dieser Siedlung. So weit so gut. Irgendwann war diese Grube natürlich voll und musste entleert werden. Es wurde ein Gartenschlauch in die Grube gelegt. Dieser Schlauch wurde mit einem Teekessel voll Wasser gefüllt, um zusammen mit dem leichten Gefälle unseres Grundstücks für die nötige Saugwirkung zu sorgen – und dann an unsere Apfelbäume gelegt. Es dauerte recht lange bis die Grube halbwegs leer war. Manchmal verstopfte ein Klopapier den Abfluss und die ganze Prozedur musste wiederholt werden.

Im Winter war der Gartenschlauch oft eingefroren und meine Mutter und ich tauten den Schlauch mit heißem Wasser in unserer

Zinkbadewanne auf! So war das damals. Wir machten uns noch gar keine Gedanken über Geruchsbelästigung und Umwelt.

### *Das Suppenhuhn*

Einmal war ich Zeugin des Schlachtens eines Hühnchens. Das Huhn wurde festgehalten und mit einer Axt wurde dem armen Tier der Kopf abgeschlagen.

Was mich als Kind zutiefst beeindruckte war, dass der kopflose Körper noch flatternd herumlief. Gruselig!

### *Unwetter*

Nach einem kräftigen Gewitterregen stürmten wir Kinder neugierig aus dem Haus, um uns die Schäden anzuschauen.

Wir stellten fest, dass der starke Regen unsere schönen Augustäpfel über einen Verbindungsfußweg auf die Straße (heute Kieler Kamp) gespült hatte. Da schwammen sie nun. In einer Senke der Straße hatte sich das Wasser knietief gesammelt und hielt sich über Tage. Es gab ja noch keine Kanalisation.

Kurzentschlossen holten wir unsere Zinkbadewanne und stakten durch den „See“, um unsere Äpfel einzusammeln.

### *Maikäfer*

In den 50er-Jahren gab es noch sehr viele Maikäfer. Wer kennt sie nicht, die „Müller“, „Bäcker“, „Schornsteinfeger“, „Könige“ usw. Sie waren damals eine rechte Plage und vernichteten ganze Grüngürtel. Wir sammelten sie in Gläsern, spielten mit ihnen und gaben sie dann unserer Nachbarin, die sie kurzerhand überbrühte und an ihre Hühner verfütterte.

Volker Heidemann

### ***Im Namen des Volkes? Felddiebstähle***

Es ist ein trauriges Kapitel der hiesigen Nachkriegsgeschichte.

Von 1945 bis 1948 war die Lebensmittelversorgung der Bevölkerung völlig unzureichend. Es gab nicht genügend zu verteilen und die gerechte Verteilung des Wenigen wurde durch die zerstörte Infrastruktur und die Aufteilung Deutschlands in vier Besatzungszonen mit unzulänglicher Verwaltung nahezu unmöglich.

In Schleswig-Holstein wuchs die Bevölkerung durch die Flüchtlingsströme aus dem Osten fast auf das Doppelte und der Wohnraummangel war groß, denn durch die Bombardierungen der Städte fehlten allein schon für die Eingesessenen 20 % der Wohnungen.

Wohnungskommissionen in den Gemeinden hatten daher festzulegen, wie viele Räume den Vertriebenen und Flüchtlingen zu überlassen waren. In den Städten war die Obdachlosigkeit groß und viele hausten in Ruinen.

Aus den ehemaligen Ostgebieten fehlten die Grundnahrungsmittel Getreide und Kartoffeln und in der Landwirtschaft fehlten Arbeitskräfte durch die hohen menschlichen Verluste des Krieges. Das tägliche Leben bestand aus den ständigen Versuchen, das Nötigste aufzutreiben. Das bedeutete – besonders für die Städter – stundenlanges Schlange stehen, Hamsterfahrten aufs Land, Tauschen, Betteln und auch Diebstähle und Schwarzmarkthandel.

Ganz schlimm wurde es im Winter 1946/1947, der seitdem Hungerwinter genannt wird. Schon der heiße, trockene Sommer verursachte schlechte Ernten und dann folgte einer der längsten und kältesten Winter des 20. Jahrhunderts. Historiker schätzen, dass durch Frost und Hunger mehrere Hunderttausend Deutsche starben. In der Sowjetunion sollen es sogar zwei Millionen gewesen sein.

Der Eisenbahnverkehr wurde durch Kälte und Brennstoffmangel eingeschränkt und die Flussschifffahrt kam völlig zum Erliegen. Teilweise verdarben frostempfindliche Lebensmittel wie Kartoffeln.

Der Kölner Kardinal Frings rechtfertigte in einer Silvesterpredigt Mundraub für den Eigenbedarf: „Wir leben in Zeiten, da in der Not auch der Einzelne das wird nehmen dürfen, was er zur Erhaltung seines Lebens und seiner Gesundheit notwendig hat, wenn er es auf andere Weise durch seine Arbeit oder durch Bitten nicht erlangen kann.“ Danach nannte man das „Organisieren“ von Kohle und Nahrung „fringsen“. Allerdings hat man des Kardinals Nachsatz oft unterschlagen, wonach er glaubte, dass in vielen Fällen mehr genommen wurde als nötig und da sei der einzige Weg, unrechtes Gut unverzüglich zurückzugeben, „sonst gibt es keine Verzeihung bei Gott!“

### ***Wie war die Situation in Wattenbek?***

Auch hier hatte sich die Einwohnerzahl fast verdoppelt. In den Protokollen der Gemeindevertretung von 1946 und 1947 wird dreimal der „Flüchtlings- und Wohnungsausschuss“ genannt, kurz „Wohnungskommission“. Sie bestand aus drei Männern, die bestimmten, wie viele Flüchtlinge oder Vertriebene wo untergebracht werden mussten. Manche Bauern hatten bis zu drei Familien aufzunehmen – und für alle gab es dann nur eine Küche und eine Toilette: Man kann sich leicht vorstellen, was das für das Zusammenleben bedeutete. Während die einen durch den Krieg alles verloren hatten, konnten die anderen auf ihr erhaltenes Vermögen zurückgreifen. Dies wurde ab 1949 durch das Soforthilfegesetz und später durch das Lastenausgleichsgesetz abgemildert: Die von Kriegsschäden Verschonten mussten eine jährliche Abgabe von 2–3 % ihres Vermögenswertes zahlen, was in der Regel durch die Erträge möglich war. Diese Solidarabgabe trug aber sicherlich auch nicht zu einem entspannteren Miteinander bei.

Oft hatten die Bauern den Vorteil, dass die neuen Bewohnerinnen

oder Bewohner ehemalige Landwirte waren und entsprechend auf dem Hof mitarbeiten konnten. Nur dann bekamen die Flüchtlinge auch Naturalien dafür, sonst waren sie genauso auf Lebensmittelkarten angewiesen wie die Mehrzahl der nicht bei den Bauern Wohnenden. Während die Eigenheimbesitzer, wie auch die Behelfsheimbewohner, Kleinvieh hielten und sich teilweise aus ihren Gärten versorgten, blieb den übrigen nur die Lebensmittelkarte, wie zum Beispiel den Flüchtlingen in den Baracken des ehemaligen Zwangsarbeiterlagers der Deutschen Werke Werft an der Schulstraße.

Was es bedeutete, von Lebensmittelkarten abhängig zu sein, lässt sich anhand folgender Zahlen verdeutlichen: Ein durchschnittlicher Mann hat einen Tagesbedarf von 2500 Kcal. In den Besatzungszonen wurden unterschiedliche Werte angesetzt, bei den Amerikanern 1564 Kcal, aber in Schleswig-Holstein, der britischen Besatzungszone, nur 1050. Selbst in der sowjetischen Zone gab es mehr. Doch vielerorts gab es nicht einmal die auf den Lebensmittelmarken versprochenen Nahrungsmittel, sie waren nicht in ausreichender Menge vorhanden oder konnten nicht herbeitransportiert werden. Davon dürften auch etliche Wattenbeker betroffen gewesen sein, auch wenn die Möglichkeiten, an etwas Essbares zu kommen auf dem Lande besser waren als in der Stadt. So gab es auch hier Hunger und Unterernährung. Vor diesem Hintergrund ist auch das Folgende zu beurteilen.

Aus den Protokollen der Sitzungen der Gemeindevertretung ist zu entnehmen, dass im November 1946 für den „Ausschuss der Ernteschützer“ zwei Arbeitgeber und zwei Arbeitnehmer gewählt wurden, die Arbeitgeber waren die Landwirte August Gier und Wilhelm Sauerberg, die Arbeitnehmer Arthur Lundt und Wilhelm Ernst.)

Und am 29. Juni 1947 wurde eine außerordentliche Sitzung einberufen mit dem einzigen Tagesordnungspunkt „Felddiebstähle“.

Da bat der Ortsbauernvorsteher H. Wulff die Gemeindevertretung, sich selbst davon zu überzeugen, was diese auch sofort machte. Nach der Besichtigung vertraten laut Protokoll alle die Ansicht, dass diese „Diebstähle ein Verbrechen an der Volksernährung“ wären.

Wie man dagegen vorzugehen gedachte, ist nicht vermerkt, kann aber nach dem folgenden Bericht von *Jürgen Arp* vermutet werden.

Es war damals erlaubt, auf abgeernteten Kartoffelfeldern nach übersehenen Knollen zu suchen und auf Getreidefeldern Ähren zu lesen, wenn keine Hocken mit Garben mehr darauf standen.

Auf einer Koppel am Buchwalder Weg war alles Getreide bis auf *eine einzige* stehen gelassene Hocke eingefahren worden. Eine Schar von Ährensammlerinnen und –sammlern arbeitete auf dem Feld. Als alles aufgelesen war und die Menschen durch das Heckloch des Knicks nach Hause wollten, tauchten der Bauer und ein Polizist auf. Alle, die nicht rechtzeitig verschwinden konnten, mussten ihre Säcke leeren, Jürgen Arps Mutter und auch andere wurden notiert und angezeigt wegen Felddiebstahls. Außerdem klingelte zwei Tage danach der Polizist bei Arps zu Hause und wollte eine Hausdurchsuchung machen.

Doch zum Glück befand sich Vater Arp zu Hause und der war, so sein Sohn, „nen lütten Vergrätzten“, der den Polizisten anfuhr: „Haben Sie denn einen Hausdurchsuchungsbefehl?“ Das hatte das Auge des Gesetzes nicht erwartet und zog unverrichteter Dinge von dannen.

Mutter Arp allerdings musste nach Rendsburg und vor dem dortigen Gericht erscheinen, was 1947 eine schwierige Reise bedeutete. Man verurteilte sie zu 150 Reichsmark wegen Felddiebstahls.

Jürgen Arp glaubt nicht, dass der Bauer die Hocke aus Versehen auf dem Feld stehen ließ.

Bezeichnend ist, dass selbst die 7-köpfige Familie Arp als Finnenhausbewohner mit Garten nicht genügend zu essen hatte – *Jürgen Arp* erinnert sich, dass auch sie hungerten.

Dazu kommen einige Fragen auf: Wem wurden denn die Ähren weggenommen? Hätte der Bauer sich etwa danach gebückt? Und

hat er das konfiszierte Getreide etwa an die verteilt, die noch weniger hatten, die Lagerbewohner oder die Städter? Und schließlich, was war das für ein Richter, der nicht sehen wollte, wie übel den Hungernden mitgespielt worden war?

Aber Jürgen Arp hat auch Versöhnliches über Alteingesessene zu berichten, wie Gier und Sauerberg, besonders die Höckerin, die Geschäftsfrau Annemarie Sauerberg, war bei Jung und Alt beliebt.

Und in Negenharrie half er auf dem Hof von Gerd Hamann bei allerlei anfallenden Arbeiten, woran er sich gerne erinnert, weil er immer gut behandelt wurde und mit den Bauersleuten am selben Tisch das gleiche Essen bekam – was nicht alle Bauern so hielten.

### ***Ein Schlusswort zur heutigen Situation***

Der juristische Tatbestand des Mundraubs wurde 1975 abgeschafft. Stiehlt man einen Apfel, einen Kugelschreiber oder einen Maiskolben, so kann dies auf Strafantrag verfolgt werden.

Und Ernte- oder Felddiebstähle? Gab es das nur in Notzeiten? Nein, heute hat das tatsächlich erschreckend zugenommen. Es wird sogar in ganz großem Maßstab gestohlen, Obstgärten, Erdbeer- und Kürbisfelder werden teilweise komplett abgeräumt, eigentlich alles Verwertbare wird gestohlen und dazu gehören mafiose Organisationen mit Abnehmern und verarbeitenden Fabriken. Doch auch Herr und Frau Mustermann bedienen sich hemmungslos und ohne jegliches Unrechtsbewusstsein, sorgen für beträchtliche Schäden und werden, wenn vom Eigentümer gestellt, obendrein noch unverschämt und handgreiflich. Das Bewachen der großen Flächen ist zu teuer, die Polizei ist damit auch überfordert, Zäune werden zerschnitten und Landwirte resignieren.

Und da heute nicht aus Not gestohlen wird, ist das eigentlich ein noch traurigeres Kapitel unserer Geschichte als nach dem Kriege.



Hans Olde: Wintertag bei Ellerbek, Öl, 1893  
Kieler Stadt- und Schifffahrtsmuseum

### **Ich war ein „Sonderbucher Spießer“**

Volker Heidemann

Als das Bild von Olde in der Presse als Neuerwerbung des Museums vorgestellt wurde, weckte es bei mir Erinnerungen an meine Kindheit und Jugendzeit auf der Schwäbischen Alb.

Von 1946 bis 1949 lebte ich in dem kleinen Dorf Sonderbuch oberhalb von Blaubeuren, der Kleinstadt mit dem berühmten Blautopf. Wir waren dort als Westflüchtlinge gelandet. Von 1941 bis Anfang 1945 wohnten wir in Forbach, Lothringen, wohin mein Vater als Lehrer von Solingen aus versetzt worden war. Dann flüchteten wir vor den heranrückenden Alliierten. Meine Mutter trat darauf wieder in den

Schuldienst ein und so bewohnten wir zwei Zimmer im Sonderbacher Schulhaus. Ein Jahr sogar hatte ich in der Zwergschule das zweifelhafte Vergnügen, bei ihr in „die Schule zu gehen“. Sie behandelte mich nämlich deutlich schlechter als die anderen Schüler, da sie befürchtete, man könnte ihr vorwerfen, mich zu bevorzugen. Aber ich hatte nie wieder solch einen kurzen Schulweg: nur eine Treppe hinunter.

Später musste ich dann jedoch drei Kilometer nach Blaubeuren bergab ins Tal zur Oberschule und wieder hinauf – oft mit meinem Vater, der nach Kriegsgefangenschaft und Entnazifizierung in Blaubeuren zu unterrichten begann.

Sonderbuch liegt über 600 m hoch auf der Blaubeurer Alb und so hatten wir damals stets etliche Monate Schnee und in der Nachkriegszeit folgten mehrere strenge Winter aufeinander.

Im Hungerwinter 1946/47 brach die Lebensmittelversorgung zusammen und es starben mehrere Hunderttausend Menschen in Deutschland. Wir hatten das Glück in der amerikanischen Besatzungszone zu leben und bekamen Lebensmittelspenden aus den USA. Ich erinnere mich an große braune Blechdosen mit Trockenei, Milchpulver, Maisgrieß und Erdnussbutter. Gehungert haben wir nicht, aber Erdnussbutter hab ich nie wieder essen mögen. Auch sonst lebten wir sehr bescheiden. Von dem verschickten Hausrat aus Lothringen war nur die Nähmaschine und ein Teppich durch das Kriegschaos gekommen. Den Teppich tauschten wir beim Wagner gegen zwei schlichte Holzbetten für uns Kinder, die Eltern schliefen auf dem Boden. Das Stroh für unsere Strohsäcke holten wir bei einem Bauern, Haferstroh pikte am wenigsten. Auf meinen Bruder im unteren Bett rieselte es mit der Zeit, wenn das Stroh durchgelegen war. Unsere wenigen Kleidungsstücke hingen an einer starken Schnur, die diagonal durch das Zimmer gespannt war, einen Kleiderschrank gab es nicht. Ich hatte nur *ein* Paar Schuhe mit vielen breitköpfigen Nägeln in der Sohle, Stoßbeisen vorne und Hufeisen im Absatz, damit sie möglichst lange hielten. Später bekamen wir noch Holzschuhe, die ein Ostflüchtling im Dorf herstellte. Zu Weihnachten gab es ein Paar selbst gestrickte Kniestrümpfe und Plätzchen. Und

dauernd – so scheint mir heute – musste ich mit erhobenen Armen als Haspel für die Wolle dienen, die aus abgelegten oder zu klein gewordenen Pullovern zurückgewonnen wurde für neue Pullover – die dann auch wieder ... Damals hatte man dafür kein englisches Wort nötig.

Mit der Zeit besserten sich die Lebensumstände. Mein Vater gab dem Töchterlein des Wagners Nachhilfe im Rechnen, wofür ihr Vater mir Skier aus Weißbuche machte und der Klempner bastelte mir eine Bindung dazu, welche mein Vater mit Harmoniumunterricht für des Klempners Tochter bezahlte. Das Skilaufen war zwar nicht so einfach, weil der rechte Ski immer nach links zog, doch dafür überstand er einen Zusammenstoß mit einem Baum ohne Schaden und so war ich froh und stolz über den Besitz.

Da mein Vater in der Dorfkirche die Orgel spielte und im Nachbardorf Asch den Männergesangverein dirigierte, vermute ich, dass er auch dafür etwas bekam. Jedenfalls besaß ich bald ein paar alte Schlittschuhe, die mit nur einem Gewinde in der Mitte alle vier Backen in die Schuhe quetschten. Da meine Lederschuhe geschont werden mussten, durfte ich sie nur unter die Holzschuhe schrauben: eine wackelige Angelegenheit beim Laufen, aber es ging. Und wir bekamen auch einen Schlitten von der Bauart, die man „Bock“ nannte, das war ein Rodelschlitten Typ Davos.

Jetzt wäre ich eigentlich bei meinem Hauptthema, einer Sonderbacher Winterspezialität, doch möchte ich zuvor noch einiges von der damaligen Lebensweise erwähnen. Es gab keine elektrischen Kühlschränke. Aber der Ochsenwirt gegenüber hatte ein riesiges Holzgerüst hinter dem Haus, über das im Winter Wasser lief und zu Eis gefror. Das wurde abgeschlagen und im Eiskeller unter dem Haus gelagert. Damit kühlte er hauptsächlich Fleisch aus der eigenen Metzgerei. Wir hatten nur einen kleinen Keller wie die meisten Dorfbewohner und so wurde viel eingemacht, z. B. Buschbohnen und Sauerkraut. Da Hühner nicht das ganze Jahr Eier legen, konservierten wir die Eier für den Winter in einem großen Steingutgefäß in

Wasserglas, einem Alkalisilikat, das die Poren der Eierschalen abdichtet. Möhren wurden in eine Grube gelegt und mit Erde bedeckt. Sie hielten sich Monate.

Und man hatte fast das ganze Jahr Äpfel, weil die Sorten unterschiedliche Lagerzeiten hatten. Der Bohnapfel wurde als letzter im Oktober/November steinhart geerntet, den konnte man vom Frühjahr bis zur Heuernte im Juni essen – dann kamen bald die Frühäpfel und vielerlei Beerenobst für Marmeladen und zum Einkochen.

Die Bauern backten ihr Brot noch im Backhaus. Das war ein faszinierender Ort für uns Kinder mit Feuer, Wärme und herrlichen Düften. Am Abend vorher wurde immer die Reihenfolge des Backens ausgelost. Der Erste musste anheizen und der Letzte alles sauber machen, was beides weniger begehrt war. Wir allerdings kauften unser Brot im kleinen Geschäft gegenüber.

Es gab im Dorf so etwas wie eine ungeschriebene Rangfolge, wobei die Flüchtlinge und Vertriebenen ganz unten standen, dann kamen die Handwerker, die Kuhbauern, die Pferdebauern und der Bulldogbauer. Es gab von den etwa 30 Landwirten an die zehn Bauern mit Pferden als Zugtiere, einer hatte einen Holzgas-Bulldog und alle anderen spannten Kühe vor den Wagen und die landwirtschaftlichen Geräte. Ich war mit dem Sohn eines Kuhbauern befreundet und half bei vielen Arbeiten. Wenn wir mit den Kühen vor dem großen Leiterwagen in gemütlichem Tempo zum Heuwenden fuhren, hatte die Bauersfrau immer einen großen Weidenkorb mit Heu dabei, in dem Brote und die Kanne mit Most einigermaßen kühl blieben. Hatte eine Reihe gewendet und kamen zum Korb, durften wir ein kleines Schlückchen Most trinken. Noch heute bewundere ich die Präzision der Bäuerin, mit der sie den Durst des kleinsten Sohnes löschte: Mit der einen Hand hielt sie ihn auf einem Knie unter ihre Kuh und mit der anderen zielte sie routiniert den Milchstrahl einer Euterzitze genau „im Bueble sei Göschle“. Diese Milch war im Dorf die zweitbeste, was den Fettgehalt betraf und darauf war die ganze Familie stolz.

Im Sommer kletterten wir auf alle möglichen Bäume, trieben alte Fahrradfelgen oder einen eisernen Reifen vom Schmied durchs Dorf

oder spielten im Wald „Indianerles“ – immer barfuß.

Aber meistens sammelten wir irgend etwas, z. B. Maikäfer für die Hühner der Bauern im Tausch gegen Eier, jungen Löwenzahn für Salat (meine Mutter stammte aus dem Saarland), kleine Erdbeeren am Waldrand, viele Himbeeren, Pilze, Fallobst, Nüsse, Lindenblüten und Heilkräuter. Beim Klettern in der Linde hatte ich für die Blüten immer eine große Gasmaskendose aus Blech umhängen, ein Überbleibsel aus dem Krieg.

So war das damals und ich kann mich nicht erinnern, darunter gelitten zu haben oder unglücklich gewesen zu sein.

Nun aber zum Bild von Hans Olde „Wintertag in Ellerbek“ von 1893:

Im Vordergrund sieht man eine jugendlich wirkende Person auf einem Schlitten mit einer langen Stange in den Händen. Das ist ein Peekschlitten oder plattdeutsch Peiksläden und die Stange mit einer Eisenspitze ist die Peek oder Peik, mit der man sich auf dem Eis abstößt. Diese Art der Fortbewegung auf dem Eis war hier an der Ostsee weit verbreitet. Im Internet findet man Meldungen von Fehmarn, Wismar bis zum Darß, von Ærø bis Tunø und Seeland, aber auch im Inland im mecklenburgischen Witzin, wo sie das Peeken mit kleinen neuen, nur 50 cm langen Schlitten als Wintersport wiederbeleben. Meist waren die Schlitten ein bis zwei Meter lang und Fischer fuhren mit ihren Gerätschaften darauf zum Eisfischen oder transportierten damit Schilf.

In Dänemark fuhren die Fischer zu den Atemlöchern der Seehunde, um sie zu erlegen, wobei sie auf das stumpfe Ende der Peek eine Harpunenspitze steckten.

Von Wismar heißt es, dass man die größeren Schlitten „Peikslöp“ nannte und die stärkeren Burschen damit die Fischfrauen samt Ware ans Ziel „peiken“ mussten. Im Freilichtmuseum Molfsee steht ein Peekschlitten in der Fischerkate aus Gothmund, allerdings ist auf der Unterseite zu sehen, dass der Schlitten einem Witt aus der Fischersiedlung Holm bei Schleswig gehörte.



Dass das *Ende* des mittleren Bretts ebenfalls grün lackiert ist, könnte auch auf den Verwendungszweck hinweisen: Man ließ das mittlere Längsbrett kürzer, um mit der Peek steiler ansteigen zu können.



Peekschlitten im Freilichtmuseum Molfsee

Als ich 1999 auf der Insel Ærø hier im Norden erstmals solch einen Peekschlitten auf einer Abbildung sah, war das genau 50 Jahre her, dass ich selber in dem kleinen Dorf Sonderbuch auf der Schwäbischen Alb auf diese Weise über die Dorfstraße sauste. Dort nannte man das aber nicht „Peeken“, sondern „Spießen“. Und da unser Dorf weit und breit das einzige war, wo man „spießte“, wurden wir von den Jungen der Nachbardörfer immer nur spöttisch

„*Sonderbacher Spießer*“

genannt – wobei Kinder dieses Alters sicher nicht die andere Bedeutung des Ausdrucks kannten.

Es gab damals vier verschiedene Schlittentypen im Dorf. Der Sohn des Schmieds hatte als einziger einen Patenter, erfunden 1911 und später im Nachbarstädtchen Blaubeuren hergestellt. Das war ein Bobschlitten mit Lenkrad, mit dem man die vorderen Kufen seitlich verbiegen konnte. Manchmal durfte ich auf dem Schlitten mitfahren, die Neue Steige ins Tal hinunter nach Blaubeuren. Das Tempo war unglaublich. Aber zum Spießen war der Schlitten überhaupt nicht geeignet, zu schwer und lang, um durch Gewichtsverlagerungen ge-

lenkt zu werden.

Hier ist doch einmal zu erwähnen, dass damals niemand auf die Idee kam, Straßen und Wege müssten mit Sand gestreut werden.

Am meisten gab es den „Bock“, den gewöhnlichen Rodelschlitten, bei dem die Kufen vorne ein paar Zentimeter hochgezogen sind und wie zwei Hörnchen aussehen. So einen hatte ich. Und auf diesem konnte man ziemlich stabil stehen, mit den Schuhkanten zwischen den Latten.



Viele Einheimische hatten einen „Pfeil“. Der war flach mit dünnen Eisenkufen, die man zum Lenken mit einem schmalen Brett an der Vorderseite seitlich verbiegen konnte. Im Sitzen konnte man mit den Füßen lenken oder mit einem Seil, das an den Enden des Querbretts befestigt war.

Beim „Baucheke“, so hieß es, wenn man auf dem Schlitten bäuchlings den Berg hinunterschoss, lenkte man mit den Händen. Zum Spießen war er nicht so gut geeignet, weil die Schuhe in den schmalen Fugen keinen Halt fanden und bei höherem Schnee steckte man gleich fest. Aber auf festgefahrenem Schnee oder vereister Piste war er am schnellsten.



Der „Pfeil“: 1,10m lang, 35/60 cm breit, 20 cm hoch

Schließlich gab es noch das „Bommerle“, einen kurzen, flachen Schlitten. Damit war das Spießen am einfachsten, aber bei schneller

Fahrt auf unebener Piste wurde es ziemlich wackelig.

Es gab noch größere Bommerles mit einer Vertiefung für die Milchkanne, auf denen „spießten“ die Bauernbuben abends die Milch zur „Molke“, so hieß die Molkerei, während die Mädchen die Schlitten zogen, denn Mädchen trugen damals nur Kleider oder Röcke und „spießten“ nicht. Das war auch in Dänemark so und sicher ebenso in Ellerbek und an der übrigen Ostsee.



„Bommerle“: 55 cm lang, 40 cm breit und 20 cm hoch

Zum „Spießen“ brauchte man natürlich einen „Spieß“. Da ging man zum Wagner und musste Arme



Spieß 1,90 m lang,  
Quergriff und eiserne Spitze

und Hände hoch über den Kopf halten, damit er das Maß für die Länge nehmen konnte. In Sonderbuch hatten die „Spieße“ im Gegensatz zu den Peecken des Nordens oben ein Querholz als Griff und damit kann man sich kräftiger abstoßen, ohne mit den Handschuhhänden abzurutschen. Hatte der Wagner die Holzarbeiten fertig, ging man zum Schmied, der dann zwei eiserne Ringe auf das Ende schlug, damit das Holz nicht splintern konnte, wenn er danach den geschmiedeten Dorn einsetzte.

Was man im Sommer mit dem Fahrrad machen konnte – allerdings hatten nur wenige eines – das erledigte man im Winter spießend mit dem Schlitten: Man spießte zur Schule, zum Backhaus, zum Metzger, zur Molkerei, zu Freunden und so weiter oder man fuhr nur so zum Vergnügen durch die Gegend, auch zur Rodelbahn.

Meine Mutter war nicht gerade begeistert von dieser Sportart, denn da die Spieße nicht besonders glatt waren, „litten die Hosen im Schritt.“



Ganzen das Foto: Vater Jakob Ruopp, 82 Jahre, spießt auf einem

Bei meiner Suche im allwissenden Netz zu diesem Thema fand ich nichts über das „Spieß“ in Sonderbuch, entdeckte aber voller Freude das Museum von Jakob Ruopp mit landwirtschaftlichen Geräten und Maschinen im Nachbardorf Asch:

[www.museumsstadel.de](http://www.museumsstadel.de). Auf den vielen Bildern der Internetseite fand ich allerdings keinen Spieß und auch keine passenden Schlitten dazu, doch als ich bei ihm nachfragte, schickte mir sein Sohn Michael die hier abgebildeten Aufnahmen zum Abdruck und als Krönung des

Bommerle in seinem Museum! Herzlichen Dank! Dieses Museum sollte man unbedingt besuchen.

Zu guter Letzt frage ich mich allerdings: Wie in aller Welt kam das „Spießen“ ausgerechnet nach Sonderbuch? Und wann? Es gab dort keinen See, nicht einmal mehr eine „Hüle“, den üblichen Dorfteich mit Löschwasser. Hat sich da irgendwann in grauer Vorzeit einmal ein „Nordlicht“ nach Sonderbuch verirrt oder gab es schwäbische Gastarbeiter an der Ostsee? Vielleicht kam es aber auch von Asch, denn Jakob Ruopp hat inzwischen ermittelt, dass man bis 1930 auch dort „spießte“ – doch wie kam es dann nach Asch? Eine Forschungsaufgabe!

Auf jeden Fall war das ein herrliches Wintervergnügen, das allen Kindern auch heute noch großen Spaß machen würde – und so ein Bommerle mit Spieß lässt sich dieser Tage viel einfacher herstellen: Auf geht's, werte Väter und Großväter!

Helga Günther, geb. Just

\*1936

### ***Flucht aus Pommern bis nach Wattenbek***

aufgeschrieben von Margrit Glaus

Gerade einmal 9 Jahre alt war die kleine Helga Just, jetzige Frau Günther, als sie im März 1945 mit ihren Eltern und der Tante ihren Heimathort Blumenwerder, Kreis Neustettin in Hinterpommern, auf Anweisung des dortigen Bürgermeisters verlassen musste. Ein kleines Pferdefuhrwerk, auf das sie ein paar Halbseligkeiten geladen hatten, brachte sie aber nur wenige Kilometer weit.

Die russischen Truppen hatten sie bereits überholt und eingeschlossen. Die Pferde wurden ihnen weggenommen und es blieb ihnen keine andere Wahl, als zu versuchen, unter feindlichem Beschuss den Weg nach Hause zurückzufinden.

Nach tagelangen Strapazen und größten Schwierigkeiten erreichten sie endlich ihr Haus und fanden es bereits von polnischen Vertriebenen besetzt. Ein winziges Zimmer wurde ihnen in ihrem eigenen Haus zur Verfügung gestellt. Das Essen reichte kaum zum Überleben, denn alles Vieh, das auf dem Hof zurückgeblieben war, hatte man, bis auf eine einzige magere Kuh, aus den Ställen getrieben. Die wenigen Männer, die noch im Dorf waren – es waren nur Alte und Kranke – wurden ins polnische Kattowitz transportiert, um dort im Bergwerk zu arbeiten.

Als im Mai 1945 der Krieg zu Ende war, gab es jedoch für die unter der russischen Kommandantur lebenden Deutschen immer noch kein Aufatmen. Im März 1946 wurden sie dann endgültig aus ihrer Heimat ausgewiesen. Der Transport fand zusammengepfercht mit Hunderten anderer Vertriebener in eiskalten Viehwaggons statt.

Zunächst ging es bis Stettin, wo sie eine Zeit lang in einem Lager leben mussten. Von dort aus wurden sie weitergebracht bis in die Nähe von Bad Segeberg, bis endlich aus Wattenbek mehrere Land-

wirte mit Trecker angefahren kamen, um die ihnen zugewiesenen Flüchtlingsfamilien auf ihre Höfe zu holen.

Für die Familie Just war es der Bauer Doose, in dessen Haus sie Unterkunft und Verpflegung bekam. Als Gegenleistung wurde selbstverständlich im landwirtschaftlichen Betrieb mitgeholfen. Im Jahr 1948 zog Familie Just noch einmal um auf den Hof des Bauern Wulff, wo sie bis 1949 lebten. Danach begann das eigenständige Leben in Wattenbek.

Trotz der extrem schwierigen Voraussetzungen, unter denen Helga Günther einen Teil ihrer Jugend verbringen musste, verbindet sie doch auch fröhliche Erinnerungen mit dieser Zeit.

Spontan berichtete sie über die herrliche „Paddeltour“ im Winter 1946 bei Tauwetter in einem alten Schweinetrog über die überschwemmten Wiesen. Man sieht, die Jugend findet selbst in belastenden Lebenslagen hin und wieder etwas Fröhliches und Positives.

### **1964 – Ein Franzose kehrt zurück nach Wattenbek**

Am 15. August 1964 schrieb Paul Steffen in der Bordesholmer Rundschau, dass ein ehemaliger Kriegsgefangener *Bordesholm* besuchte.

Das stimmte jedoch nur zum kleineren Teil, denn, wie so oft, wurde ein positives Ereignis in *Wattenbek* unserem größeren Nachbardorf zugeschrieben. Dessen Name kommt siebenmal in dem Artikel vor und Wattenbek kein einziges Mal.

Théodore Haerinck, 1964 war er 62 Jahre alt, hatte in Nieppe bei Lille ein Zimmerei- und Baugeschäft und besuchte nun mit Frau und drei Söhnen die Wattenbeker Familie Heinrich Vehling, die ihn eingeladen hatte. Vehlings wohnten in der Wattenbeker Adolf-Schroedter-Straße. Heinrich Vehling war der Holzkaufmann der Firma Gevecke und hinter Vehlings Haus befand sich auf Wattenbeker Gelände ein Lagerplatz für große Mengen von Stammholz, das dort zwischengelagert wurde. Außerdem stand dort eine Baracke, in der Kriegsgefangene untergebracht waren. Dort – in Wattenbek – hatte auch Théo Haerinck ab 1943 mit anderen Gefangenen gewohnt, was man wohl bei Kriegsgefangenen kaum so bezeichnen kann.

Théodores Arbeitsplatz bei der Firma Gevecke als Holzarbeiter lag allerdings überwiegend auf der anderen Seite der Bahnhofstraße auf Bordesholmer Gebiet. Auf Wattenbeker Gebiet hatte die Firma noch einen großen Lagerplatz für Schnittholz an der Bahnlinie, an der Ecke Wilhelm-Stabe-Straße/Bahnhofstraße ein Lagergebäude für Parkett und andere Zuschnitte und gegenüber an der Ecke Mühlenredder/Bahnhofstraße besaß die Firma ein Wohngebäude für Betriebsangehörige.

Von Théo berichtet die Rundschau noch, dass er sich damals in der Wattenbeker Nachbarschaft bei Gartenarbeiten und kleinen Hilfeleistungen nützlich machte und sich so die Achtung und Sympathie der Familie Vehling und der anderen Anwohner erwarb.

# Dampfsägewerk Gevecke in Bordesholm und Wattenbek

- 1 Whs. Familie Vehling
- 2 Baracke der Kriegsgefangenen
- 3 Behelfsheim Familie Brokoph
- 4 Rundholzlagerplatz
- 5 Lager f. Parkett u. a. Zuschnitte
- 6 Whs f. Betriebsangehörige
- 7 Lagerplatz für Schnittholz
- 8 Rundholzlagerplatz
- 9 Sägespäneturm
- 10 Belegschaftsgebäude
- 11 Dampfmaschine
- 12 Kleinsägerei
- 13 Großsägerei
- 14 Lagerschuppen f. Zuschnitte
- 15 Bürogebäude
- 16 Whs. Betriebsleiter
- 17 Kl. Lagerplatz f. Schnitthölzer



- 18 Whs. f. Betriebsangehörige
- 19 Whs. Platzmeister Robin
- 20 Lagerpl. f. Schnittholz
- 21 Bordesholmer Gasanstalt mit Gasometer, Hallen f. Koks und Teer
- 22 Kitifa-Lagergebäude und Zwischenlager
- 23 Kitifa-Sägerei u. Zuschnitt
- 24 Whg. u. Büro Ladwig
- 25 Familie Rump

Gezeichnet nach Angaben von Ernst Vehling und Ute Kulm



Fotos: AG Heimatsammlung im Klosterstift Bordesholm



Unvergesslich sei ihm auch das Weihnachtsfest 1943 geblieben, als er fern der Heimat freundlich und fürsorglich beschenkt wurde.

Und so sei das für die französische Familie neben einer Rheinreise vor allem eine Reise der Freundschaft gewesen.



Foto: Bestand Ute Kulm

Vor dem Haus der Familie Vehling in der Adolf-Schroedter-Straße von rechts: Théodore Haerinck, Tochter Ute Vehling (heute Kulm), Heinrich Vehling, Ella Vehling, Frau Haerinck und zwei der Söhne – der dritte machte dieses Foto.

## ***Heinrich Vehling***

Aufgezeichnet vom Herausgeber nach Angaben der Kinder  
Ernst Vehling und Ute Kulm, geborene Vehling

Schon im Bericht von Robert Brokoph wurde ihm und seiner Familie großes Lob ausgesprochen und wenn ein kriegsgefangener Franzose ihm nach 20 Jahren einen Freundschaftsbesuch in Wattenbek abstattet, ist auch das etwas Besonderes.

Heinrich Vehling war der Holzkaufmann der Firma Gevecke. Diese Firma wurde 1874 in Hannover gegründet, erwarb im Laufe der Zeit weitere Werke und als letztes Bordesholm. Schleswig-Holstein gehörte zu Vehlings Bereich und als er erfuhr, dass hier ein kleiner Sägebetrieb günstig zu kaufen war, machte er Gevecke darauf aufmerksam. 1926 kaufte man den Betrieb der Firma Gnutzmann und baute ihn ab 1929 erheblich aus.

Obwohl Bordesholm 1926 gerade an das Stromnetz angeschlossen worden war, ließ man alle Sägemaschinen von einer Dampfmaschine über Verteilerwellen und Treibriemen laufen, denn die Dampfmaschine konnte man mit Abfallholz, wie Schwarten und Spänen beheizen.

Gevecke verarbeitete nur Laubhölzer. Auf Wattenbeker Gelände gab es große Lagerflächen der Firma (4 und 7 in Abb. S. 225). Im Nahbereich wurden die Stämme mit Traktorengespanssen angeliefert, aus größerer Entfernung mit Rungenwagen der Bahn. Fertigteile wurden ebenfalls über den nahen Bahnanschluss verschickt.

Gute Geschäfte machte man mit Bahnschwellen, die zuerst im jeweiligen Forst von Hand mit Axt und Plattbeil zugeschlagen und in späteren Jahren mit transportablen Kreissägen zugeschnitten wurden. In der Kleinsägerei stellte man Zuschnitte für Tisch- und Stuhlbeine her und Bauteile für die Firma Opel – damals wurde in einem PKW noch ein ganzer Kubikmeter Holz verbaut. Während des Krieges wurde das Werk Rüstungsbetrieb, es stellte Rohlinge für Handgranatenstiele und Gewehrkolben her.



Foto: Bestand Ute Kulm

Die Belegschaft Gevecke am 1. Mai 1938 vor dem Bürogebäude, dahinter der Lagerschuppen zum Trocknen der Zuschnitte. Auf dem Baumstamm steht 100 Ztr. Zur Maiparade marschierte man mit der Fahne des Reichsarbeitsdienstes. Heinrich Vehling ist der vierte von links, im hellen Mantel.

Erstaunlich ist, was Vehling während des Krieges und des Kriegsendes erlebt. Sein Sohn Ernst schreibt darüber:

*„Der Holzeinkäufer Heinrich Vehling wurde bereits bei Kriegsbeginn zur Wehrmacht eingezogen. Nachdem das Werk Bordesholm Rüstungsbetrieb wurde, reichte man einen U.K.-Antrag (unabkömmlich) ein. Sein Kriegseinsatz führte ihn durch Russland bis nach Stalingrad. Auch sein Bataillon wurde von der Sowjetarmee eingeschlossen. Sämtliche Offiziere hatten sich vorher abgesetzt. Die Kompanien wurden von Ober- oder Hauptfeldwebeln geführt. Als Hauptfeldwebel hatte er 20 Deutsche und ca. 100 Hiwis (Hilfswillige)*

*Ukrainer in seiner Kompanie. Dem Bataillon wurde freigestellt, auf Entsatz zu warten oder sich durchzuschlagen. Er wählte Letzteres. Alle zogen sie russische Uniformen über und machten sich auf den Weg, in der Nacht und auf Nebenwegen. Über Brücken mussten sie sich unter die Sowjettruppen mischen. Nur die Russisch sprechenden Ukrainer haben geredet. Nach dreimonatigem Fußmarsch erreichte dann die gesamte Kompanie die deutschen Stellungen. Er meldete seine Kompanie bei den Bataillonsoffizieren aus Stalingrad zurück. Diese wurden blass in ihren Gesichtern. Er hat danach von ihnen niemanden wieder gesehen. Von den anderen drei Kompanien hat nur eine Handvoll Stalingrad überlebt.*

*Inzwischen lag nun aber zu seinem U.K.-Antrag die Genehmigung vor. Man wollte ihn jedoch zum Hauptmann befördern und dabehalten. Er sagte aber: Hier wäre ich Hauptmann, zu Hause bin ich General! – und kam zur Firma Gevecke nach Bordesholm zurück.*

*Hier wurde er als erfahrener Frontsoldat zum Standortkommandanten ernannt. Es unterstand ihm der Volkssturm, meist ältere Leute, mit Beutegewehren und ein paar Panzerfäusten ausgerüstet.*

*Die Firma Gevecke musste Baumstämme für Panzersperren liefern und diese errichten. Mitte April 1945 hatten die Engländer unseren Raum erreicht. Die Panzersperren standen an der Chaussee von Neumünster nach Kiel in der Nähe der Schule. Diese war damals Lazarett. Kurz vor dem Einmarsch der Engländer ließ Vehling abends den Volkssturm antreten und fragte die Männer, ob sie Brennholz gebrauchen könnten. Bis zum nächsten Morgen sollten die Panzersperren verschwunden sein. Nach ein paar Stunden waren sie dann abgebaut. Nach seiner Meinung war eine Verteidigung Selbstmord und hätte zusätzlich das Lazarett gefährdet. Der Ortsgruppenleiter wollte ihn deshalb noch anzeigen, mittlerweile aber waren die Engländer schon einmarschiert.“*

Die Engländer beschlagnahmten den Holzbestand der Firma, das Holzlager wurde bis auf einen kleinen Rest exportiert. Dennoch ließen die Engländer die Firma für sich arbeiten. Auch wurde noch ein großer Buchenbestand vom Grevenkruger Rücken abgeholzt.

Erst 1948 nach der Währungsreform liefen die Geschäfte wieder.

Doch mit den Jahren brauchte Opel immer weniger Holzteile für seine PKW und die Bundesbahn stellte auf Betonschwellen um. Als dann der Seniorchef starb, entnahmen die Erben große Beträge aus dem Betrieb, stritten sich gerichtlich um das Erbe und so kam es 1966 zum Konkurs und zur Auflösung des Werkes mit dem Verkauf der Betriebsanlagen und des Geländes.

Im vorderen Bereich entstand der Supermarkt ENO, später Edeka, hinten hatte die Zimmerei Ladwig ihren Betrieb. Gegenüber in Wattenbek auf der anderen Seite, wo das Holzlager war, baute man „Am Bogen“ Mehrfamilienhäuser. Das Wattenbeker Gelände mit dem Holzlager an der Bahn liegt heute zwischen Henning Dierk und Zimmerei Arp.



Foto: Gumlich, wahrscheinlich 1932



Karin Asmussen, \*1934

Sie wohnte von Mai 1944 an in einem Finnenhaus direkt an der Wattenbeker Gemeindegrenze. Hier erzählt sie, wie sie dort hinkam und wie es ihr als Kind und Jugendliche dort zum Kriegsende und danach erging:

***Erinnerungen an meine Kindheit  
in der Nachbarschaft zu  
Wattenbek***

Ende Juli 1943 verlor unsere Familie durch einen der schrecklichen Phosphorangriffe auf Hamburg die Unterkunft.

Danach wurden wir privat in Kisdorf bei Ulzburg einquartiert. Drei Wochen später schickte man uns nach Plön auf den Parnaß. Dort bewohnten wir ein Zimmer in einem stillgelegten Hotel.

Ich besuchte in Plön die vierte Klasse der Volksschule. Meine Schwester war knapp zwei Jahre alt. Unser Vater war dienstverpflichtet in der Elektroakustik in Kiel, unsere Mutti war bei uns. Nach zweieinhalb Monaten zogen wir nach Ulsnis an der Schlei wieder in ein stillgelegtes Hotel.

Es ging auf Weihnachten zu und die Besitzer und deren Kinder, alle älter als wir, rüsteten für das Fest. Man bezog uns mit ein, was wir gar nicht kannten: Es war ein wunderschönes Gefühl nach den Wirren vorher.

Auch hier bewohnten wir nur ein Zimmer, aber nach kurzer Zeit bekamen wir ein zweites Zimmer hinzu. Wir fühlten uns reich. Silvester wurde dort auch festlich begangen. Man bat meine Eltern dazu. Mehrere junge Leute aus dem Ort nahmen ebenfalls an dem Fest teil. Dann sollte ein junges Mädchen namens Anneliese am 1.

Januar mit dem Ruderboot Verwandte von der anderen Schleiseite abholen. Weil es sehr raues Wetter war, bot sich mein Vater zum Mitrudern an. Das Boot sah nicht gerade zuverlässig aus, aber es hat alles bestens geklappt. Die Eltern des Mädchens waren darüber hocherfreut, dass Anneliese nicht allein rudern musste: Sie boten uns daraufhin eine kleine Wohnung in ihrem Bauernhaus an.

Der Umzug ging sehr schnell, da wir nur einige Kleidungsstücke besaßen.

Mutti half bei den Tieren und wir Kinder fanden es wunderschön im Stall und auf der Weide. Auch in Ulsnis besuchte ich die Volksschule.

Im Mai 1944 bekam unser Vater eine Wohnung in der Finnenhaussiedlung. Da viele Häuser noch leer standen, durfte er sich eine Wohnung auswählen. Vater suchte sich ein Haus aus, an dessen Grundstücksende ein Knick war – dahinter lag Wattenbek. Ein Feldweg sowie Wiesen und Äcker grenzten an unseren Garten. Das war für uns alle das Paradies, ideal zum Herumtollen.

Vom Bauern aus Ulsnis bekamen meine Schwester und ich jede ein Huhn geschenkt. Ich nahm eine Italiener-Henne, meine Schwester wollte aber unbedingt ein weißes Tier. Das waren aber nur Hähne. Unser Vater zimmerte einen kleinen Stall.

Uns gegenüber wohnte eine Familie mit mehreren Hühnern, dahin ging unser Hahn tagsüber – nachts schlief er bei uns. Alle Hühner waren glücklich.

In Wattenbek gab es den kleinen Hökerladen von Frau Sauerberg: ein großer Anziehungspunkt für uns Kinder! Beim Einkauf gab es immer eine kleine Tüte Bonbons: Goldnüsse, Himbeerbonbons oder gestreifte Pfefferminzkissen. Alles wurde in Papiertüten verkauft, sogar Senf kam in eine Tüte!

Wir staunten immer darüber, dass Frau Sauerberg die Beträge unserer gekauften Sachen zusammenzählte und sich dabei mit uns unterhielt, ohne dass sie sich jemals verrechnet hätte.

Noch heute verkauft ihr Sohn Eier und Kartoffeln, ein netter Klönschnack ist gratis.

Herr Sauerberg Senior hatte damals seine Kühe auf der Weide

hinter unserem Grundstück. Wir schauten oft beim Melken zu.

Da der Hunger groß war, schafften wir uns Kaninchen, Gänse und mehr Hühner an. Die Gänse und Kaninchen trugen wir abends immer in den Keller, damit sie nicht gestohlen wurden. Es roch dort wie in einem Stall.

Kurze Zeit hatten wir auch Enten. Denen banden wir Wollfäden ans Bein und gingen zum Breedendiek auf der Rixenkoppel, dort war ein Tümpel, wo die Bauern früher Mergel abgegraben hatten. Da liebten wir sie schwimmen und zogen sie danach wieder an Land. Weil sie so viel Dreck im Garten hinterließen, schaffte unser Vater sie ab. Für die Kaninchen pflückten wir Klee, Löwenzahn und rupften Gras, auch auf den Wiesen, was den Bauern nicht gefiel. Die Siedlung war inzwischen stark bewohnt und jeder hatte Tiere. Die Männer gingen nachts mit Sichel ans Werk, so wurden die Säcke schneller voll und die Weiden schneller leer.

Unsere Gänse waren sehr zahm. Wir hüteten sie täglich an den Knicks. Dabei schaute uns hin und wieder Bauer Schroedter zu. Seine Koppel wurde von einem Bächlein durchflossen, der Beke. Er erlaubte uns, mit den Gänsen dorthin zu gehen, da wuchs das Gras wegen der Feuchtigkeit besonders stark. Der Bach war durch Stacheldraht für die Kühe nicht zu erreichen. Also klemmten wir uns die Gänse unter den Arm und ab ging es zum Wasser. Auch das war für uns wieder ein Riesengeschenk.

Damals wurden noch Steckrüben, Wurzeln und Kohl angebaut. Nichts war köstlicher als eine Wurzel oder Steckrübe roh verzehrt.

Im Herbst konnten Kartoffeln und Korn nachgesammelt werden, und Bucheckern sammelten wir im Wattenbeker Gehölz. Die Bucheckern wurden bei Kolonialwaren Christian Hansen in der Wildhofstraße gegen Öl eingetauscht.

Einen großen Anziehungspunkt bildete die damalige Kläranlage der Siedlung für uns: Ein gemauerter Abfluss für die dortigen „Flüssigkeiten“ glich einer Eisbahn, denn auf der Schlickschicht ließ es sich bestens glitschen, und zwar barfuß. Obwohl wir uns im An-

schluss an diesen Spaß immer die Füße wuschen, wusste unsere Mutter genau, was wieder unser Spielplatz gewesen war: Sie merkte es stets am Geruch, was wir uns gar nicht vorstellen konnten.

In Wattenbek gab es das Serbenlager. Man hatte keinen Kontakt dazu, wusste es eben.

Zu der Zeit (1946) besuchte uns Anneliese aus Ulsnis. Ich hatte eine Magenverstimmung und hütete das Bett. Mutti meinte, jetzt wäre ein Tee das richtige Mittel.

Anneliese wollte sich den Ort etwas anschauen. Nach geraumer Zeit kam sie zurück. Wir staunten nur, denn sie brachte Tee und Schokolade mit. Angeblich hatte sie einem Serben von mir erzählt und dann beides von ihm erhalten, wir konnten es kaum glauben, freuten uns aber sehr.

Neun Monate später brachte Anneliese ein gesundes Mädchen zur Welt – das war also der Preis für Tee und Schokolade.

Viele Jahre später fuhr ich mit meinen Eltern nach Ulsnis. Wir suchten die Bauernstelle auf: Anneliese war inzwischen glücklich verheiratet und die Tochter zu einem hübschen, jungen Mädchen herangewachsen.

Das hat uns dann recht zufrieden gestimmt.

Dieses sind einige Erinnerungen an eine wunderschöne Kindheit in der Nachbarschaft von Wattenbek.

Karin Asmussen

## ***Bernd Grewes Erinnerungen an Sauerbergs Wattenbeker Kolonialwarenladen***

Ging man durch die Ladentür, erklang meistens eine kleine Glocke und zeigte mit dem Bimmeln an, dass ein Kunde den Laden betreten hatte.

Auf dem Ladentisch stand eine Waage mit zwei etwas verbeulten Messingschalen und daneben das Holzbrett mit den Gewichten.

An der Rückwand befand sich ein Schrank mit vielen, vielen Schubkästen. Zucker und Mehl war in den größeren Schubladen und Sago, Stärke, Haferflocken und Salz in den kleineren. Das und noch viel mehr verbarg sich hinter den mit einem Metallgriff versehenen Vorderseiten der Kästen.

Der Inhalt wurde mit einer kleinen, blechernen Schippe in Tüten gefüllt, genau gewogen und das Zuviel mit einem geübten Schwung der Schaufel wieder in die noch offene Schublade befördert.

Aus einem Stück Packpapier wurde mit gekonntem Dreh eine Spitztüte geformt, mit z. B. Salz gefüllt und mit kunstvollen Kniffen verschlossen. Zucker und Mehl wurden dagegen in Flachtüten geschaufelt, welche man nicht weniger kunstvoll mit einem Falz zudrückte.

Jutesäcke, deren oberer Rand eingerollt war, enthielten Rosinen, Korinthen und Mandeln.

Für mich allerdings war das Wichtigste eine große, gläserne Kugel auf dem Ladentisch mit einem bunten Gemisch von Lutschbonbons. Meine Begierde blieb meistens ungestillt. Als Ersatz machte unsere Mutter dann ab und zu in der Bratpfanne aus Zucker eigene Karamellbonbons.

## ***Gürtelrosen in Wattenbek***

Wer in Wattenbek von dieser Krankheit heimgesucht wurde, ging in die Brügger Chaussee zu Werner Hass' Mutter, Rose Hass.

„Rose Hass, die konnte gut besprechen“, erinnert sich Frau Plöger, „ich hab selbst eine Gürtelrose gehabt und von ihr besprechen lassen und das hat geholfen, besser als das, was mir der Arzt verschrieben hatte. Ja, Rose Hass, die konnte das.“

Aus der Zeit nach dem 2. Weltkrieg, als es in Schleswig-Holstein noch bis zum 1. Mai 1950 Lebensmittelkarten gab, berichtet Frau Plöger:

### ***Morgen gibt es Quark!***

An der Ecke der heutigen Wilhelm-Stabe-Straße und der Bahnhofstraße befand sich damals das Lebensmittelgeschäft Robien. (Der frühere Ladeneingang an der Ecke des Gebäudes ist noch zu erkennen, obwohl jetzt zugemauert.)

Wenn es dann einmal hieß: „Morgen gibt es Quark!“, machte man sich schnell mit der Schüssel auf den Weg. Meist musste man eine Stunde Schlange stehen und kam man endlich dran, war der Quark oft alle. Und wenn man darauf getröstet wurde, dass es am nächsten Tag wieder neuen gäbe, musste man wieder hin und Schlange stehen und wieder hoffen, noch etwas abzubekommen. Zum Glück konnte meine Mutter auf mein Kind aufpassen und ich brauchte das nicht auch noch jedes Mal mitzunehmen.

### ***Sitzordnung beim Vogelschießen***

Bei diesen früheren Dorffesten fiel Frau Plöger Folgendes auf: „Beim Vogelschießen saßen die Bauern für sich. Wir gewöhnliches Publikum saßen extra, die Bauern wollten mit uns ja nichts zu tun haben.“

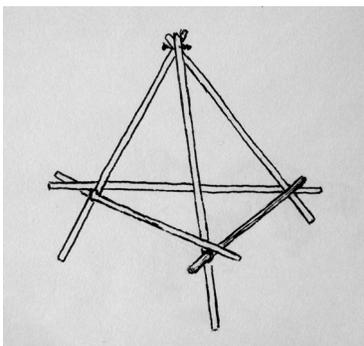
### **Volker Techows „Schleup“**

In den Erinnerungen von Elfriede Graff erwähnte diese „dat Schleup“, ein Brett, auf dem Torfstücke von einem Pferd zum Trockenplatz im Moor gezogen wurden. Als ich den Wattenbeker Landwirt Volker Techow fragte, ob er so etwas auch gekannt habe, meinte dieser, sein „Schleup“ sei aber für Heu gewesen.

Er hat mir das dann erklärt und später noch ein landwirtschaftliches Lehrbuch von 1943 herbeigeholt, dem man den hochdeutschen Fachausdruck für das „Schleup“ entnehmen konnte: „*Reuterschleife*“.

Diese Reuterschleife war ein pfißiges Gerät, mit dem sich Bauern die Arbeit erleichterten.

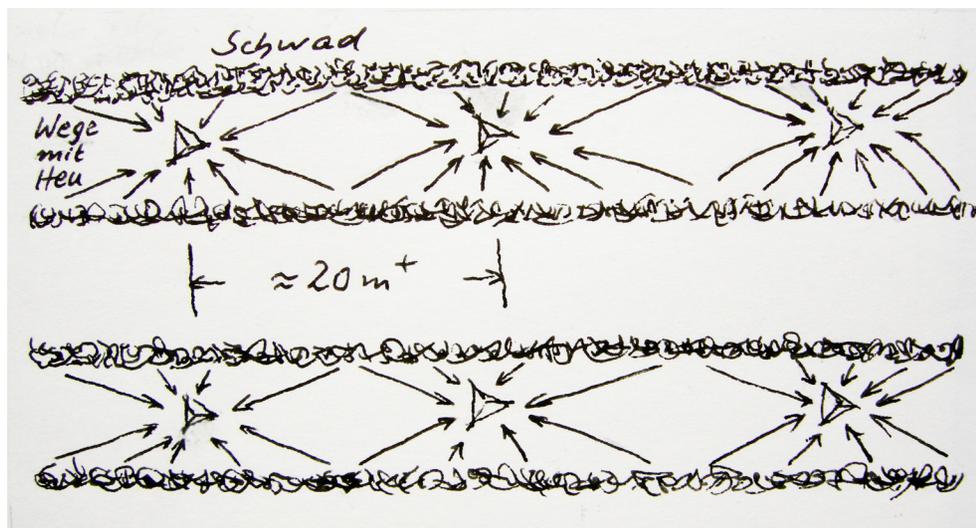
Vorweg ist nach diesem Lehrbuch von C.H. Dencker, Landwirtschaftliche Stoff- und Maschinenkunde von 1943, Folgendes anzumerken: Bei der Bodentrocknung des Grünfutters können durch Einregnen erhebliche Nährstoffverluste eintreten. Deshalb ist die Trocknung auf Gerüsten, den „*Reutern*“, von Vorteil, da sie weniger vom Wetter abhängig ist. Da aber das Heu im abgewelkten Zustand auf die Reuter gepackt werden muss, ist das Gewicht viel größer als bei fertig getrockneten Heu. Um nicht mit der schwer beladenen Heugabel längere Wege zum Reuter zurücklegen zu müssen, kam man auf den Einfall, die Reuter zum Heu zu bringen.



Diese Reuter bestanden aus drei etwa 2,50 m langen Rundhölzern, die am oberen Ende mit einem durch Bohrungen geführten, starken Draht miteinander beweglich verbunden waren. Die Stangen konnte man dann so auseinanderziehen, dass sie die Außenkanten einer Dreieckspyramide darstellten. In etwa 50 cm Höhe über dem Boden waren Drahtösen angebracht, durch die drei Querhölzer gesteckt wurden, die nach außen

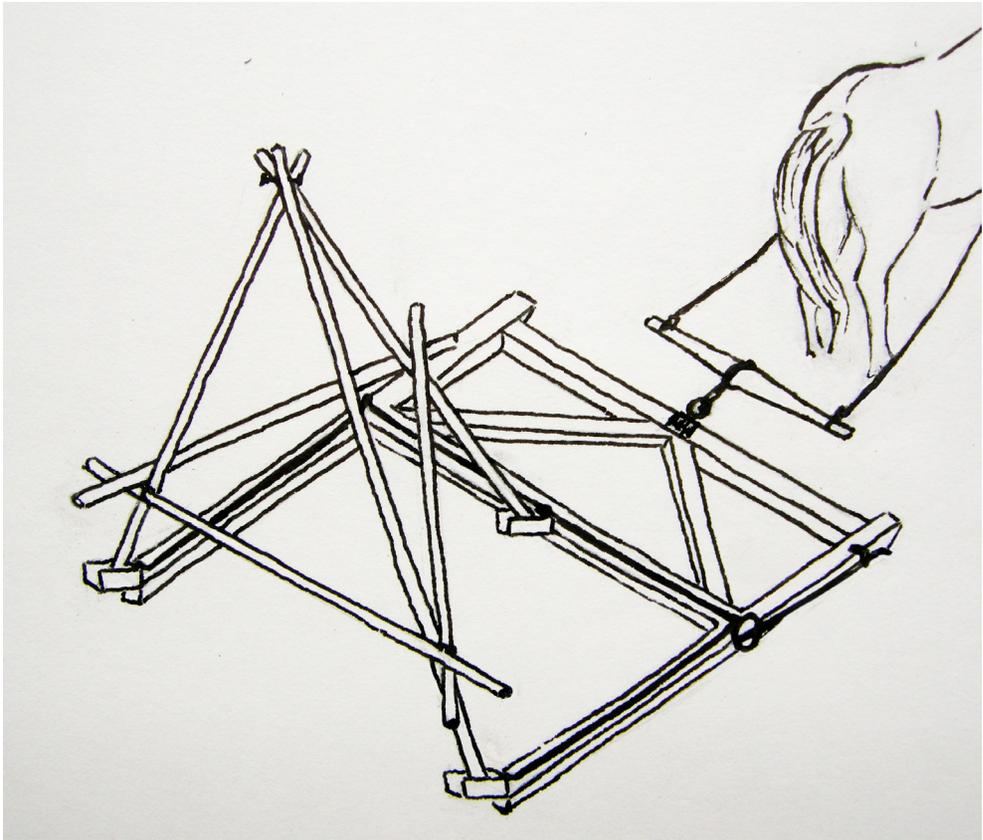
überstanden. Darauf wurde das angetrocknete Grünfutter geschichtet.

Vor der Erfindung der Reuterschleife sah das so aus: Die Reuter standen in größeren Abständen voneinander zwischen den Schwaden des in Reihen zusammengeharkten, noch feuchten Heus. Die Bauern mussten mit den schwer beladenen Heugabeln etliche Meter bis zu den Reutern zurücklegen.



Mit der Reuterschleife fuhr man nun die Reuter zum Aufladen zwischen den Schwaden entlang, bis sie voll waren. Dann wurden die Reuter von der Schleife heruntergelassen.

Die Reuterschleife bestand aus zwei etwa 2 m langen, 10 cm hohen Kufen aus Vierkantholz mit Eisenschienen darunter wie bei einem Schlitten. Vorne waren zwei ungefähr 1,50 m lange Querhölzer zur Stabilisierung und zur Befestigung der Zugvorrichtung für Pferd oder Traktor. In der Mitte des inneren Querholzes und an den Enden der Kufen waren etwa 15 cm lange, nach vorne geneigte, kastenförmige Blechbehälter. In diese stellte man die drei Enden der Reuterstangen und fuhr an den Schwaden entlang. War der Reuter voll, konnte man vorn an der Kufenseite einen Hebel hochziehen, der



alle drei Reuteraufnahmen über Exzenter und Gestänge kochkippte, sodass der Reuter auf den Boden rutschte und die Reuterschleife weggezogen werden konnte.

Volker Techow meint, dass sie dieses Verfahren bis ungefähr 1964 angewandt haben. Die Techows zogen die "Schleup" mit einem Trecker.

Danach kamen die Niederdruckpressen in Gebrauch: Die ange-trockneten Heuschwaden wurden von der Maschine aufgenommen, zu locker gepressten, quaderförmigen Ballen geformt, auf den Hän-ger geworfen und gestapelt. Die restliche Trocknung geschah dann in der Scheune mit einem großen Ventilator.

Margrit Glaus  
\* 1934

### ***Erlebnisse mit Bewohnern des Serbenlagers nach dem Kriege***

Nach dem Krieg wurden 1945 die ehemaligen Kriegsgefangenen und Zwangsarbeiter in Lagern zusammengeführt. In Bordesholm, im Schwarzen Weg an der Bahn, waren Baracken für ehemalige polnische und russische Kriegsgefangene, und in Wattenbek war ein Barackenlager für ehemalige jugoslawische Kriegsgefangene. Das Lager wurde unter dem Begriff „Serbenlager“ bekannt.

Unter den Serben waren sehr viele junge Leute von 18 bis 24 Jahren. Sie hatten wenig Kleidung und da sie sich frei bewegen konnten, traf meine Schwester sie im Ort. Sie fragten sie, ob sie nicht jemanden wüsste, der für sie aus karierten Bettbezügen Oberhemden nähen könnte. Da meine Mutter sehr gut nähen konnte, übernahm sie diese Aufgabe. Die jungen Männer gaben ihr dafür Lebensmittel, die sie entbehren konnten. Später gab es Händler, die Stoffe anboten, sodass meine Mutter den Jugoslawen auch Hosen nähte. Ein junger Jugoslawe, er hieß Georgi (wir nannten ihn Schorschi), sah unser Familienbild, auf dem auch mein durch Kriegseinwirkung im Alter von 22 Jahren verstorbener Bruder zu sehen war, der dem Georgi sehr ähnelte. Er sagte zu meiner Mutter: „Du bist meine Mutter, haben wir doch zwei gleiche Hände!“ Seine Mutter und seine Schwestern waren in Jugoslawien ums Leben gekommen, weil die SS ihr Dorf in Brand gesetzt hatte.

Die Serben blieben noch eine Weile im Lager. Dann kam der Abschied. Drei junge Leute kamen zu uns, holten sich das Fahrrad meines Vaters. Ich musste mich auf den Gepäckhalter setzen und abging es ins Lager. Dort packten sie alles, was sie an Lebensmitteln nicht brauchten, in einen Rucksack und gaben es mir mit. Mit dem Fahrrad fuhr ich dann nach Hause in die Finnenhaussiedlung. Am nächsten Tag sah ich die Serben unter der Plane auf Lastwagen sitzen. Es ging für sie in Richtung Heimat. Sie winkten mir noch einmal zu und riefen: „Tschüss.“

### **Personalausweise von der Gemeinde Wattenbek**



Heute kaum zu glauben, aber wie man auf dem Personalausweis von Henry Grimm sieht, stellte die Gemeinde Wattenbek mit eigenem Dienststempel und „Unterschrift des ausstellenden Beamten“ Personalausweise aus.

Unterschieden wurde von „Lührig“.

Nach dem Protokoll der Gemeindevertretung wurde am 26.12.1945 beschlossen, dass der Elektromonteur Wilhelm Lührig das Amt des hauptamtlichen Gemeinsekretärs übernahm mit einem Jahresgehalt von 2160 Reichsmark. Außerdem erhielt er eine jährliche Entschädigung von 1000 RM für eine

Hilfskraft. Lührig wurde „erst einmal auf acht Jahre gewählt“. Er übte diese Tätigkeit bis zum 14.12.1955 aus.

Da er der Schwiegersohn des Stellmachers Brockstedt war, befand sich das Gemeindebüro einige Zeit im Haus hinter der Räucherkatte. Später wurde es in das Haus Schakat zwischen Schaltheus und Brügger Chaussee verlegt.



Margarete Plöger, geb. Howe

\*1924 in Wattenbek

### ***Ein ganzes Leben in Wattenbek***

(nach einem Interview mit dem Herausgeber am 17. Juni 2013)

Margarete Plöger wurde 1924 in ihrem 1920 erbauten Elternhaus in der Wilhelm-Stabe-Straße geboren, die damals wohl noch Wattenbeker Weg hieß. Dort lebt sie nun seit fast 90 Jahren und ihre Berichte zeigen uns beispielhaft, wie das Leben

einer Einheimischen in dieser langen Zeit verlief.

Als Margarete 1931 krankheitsbedingt mit sieben Jahren eingeschult wurde, war die Wattenbeker Schule gerade aufgelöst worden und so musste Margarete die Schule an der Holstenstraße in Bordesholm besuchen, die sie „Holzpantoffelgymnasium“ nannte. Der Schulweg war beschwerlich, besonders bei hohem Schnee, der oft unter den Holzsohlen der Schuhe klumpte. Erna Kuchel (später Frau Schermer, siehe an anderer Stelle in diesem Lesebuch) wohnte ein paar Häuser weiter. Sie war ihre Klassenkameradin und Klassenbeste, erinnert sich Frau Plöger, und der Direktor wollte, dass sie aufs Gymnasium ging, aber das war damals für „einfache“ Leute meist zu teuer. Auch Margaretes begabter Bruder konnte deshalb nicht auf die Höhere Schule.

Kaum zu glauben, dass die Wattenbeker Schülerinnen und Schüler damals nicht mit dem Fahrrad kommen durften, weil es nicht genügend Stellplätze gab. Margaretes Vater kannte jedoch eine Familie in Schulnähe und dort durfte sie dann ihr Rad unterstellen.

Aus der Schulzeit erwähnte sie noch den Lehrer Busdorf: „Ihr werdet nicht eher entlassen, bis ihr schwimmen könnt“, sagte dieser und so mussten sie bei Eckholm auf der Koppel am Bordesholmer See Trockenübungen machen, wonach es dann ins Wasser ging. Wer es dann nicht konnte, kam an die Angel. Margarete wurde Freischwimmerin.

Nach der Schule 1939 hatte sie dann die Wahl zwischen dem Reichsarbeitsdienst (von den Nationalsozialisten wurden die Mädchen dort „Arbeitsmädchen“ genannt) oder dem am 15.2.1938 von Hermann Göring eingeführten Pflichtjahr für Mädchen. Die „Arbeitsmädchen“ wurden damals in kargen Lagern kaserniert und gedrillt, von wo aus sie zu ihren täglichen Einsätzen gingen. Die Pflichtjahrmädchen mussten ein Jahr in Haushalten arbeiten und meist auch wohnen. Einige hatten das Glück, während dieser Zeit weiter zu Hause wohnen zu können. Dazu gehörte Margarete. Sie musste entweder bei einem Bauern arbeiten oder in einem Haushalt mit mindestens drei Kindern. Sie sollte zum Bauern Wulff, zog aber dann die Familie Olias mit drei Kindern vor.

Nach dem Pflichtjahr „ging“ Margarete in Eiderstede beim Tischfabrikanten Spethmann „in Stellung“, so hieß das, wenn man sich als Dienstmädchen verdingte.

Als dann der Brügger Pastor ein neues Hausmädchen suchte, ermunterte sie ihr Vater, doch dort zu arbeiten. Am 1. April 1941 fing sie an. Aber in ihrem ungeheizten Zimmer gab es kein Licht, die Mäuse liefen über die Bettdecke und zum Aufwärmen, sollte sie sich ins Studierzimmer begeben. Noch heute berichtet sie ganz aufgebracht darüber. So stieg sie nachts aus dem Fenster und fuhr mit dem Fahrrad nach Hause zum Schlafen. Und da es nur wenig zu essen gab und sie sogar die Kinderwäsche immer in kaltem Wasser waschen musste, packte sie nach einem Monat ihre Kommode mit ihren Habseligkeiten auf den Bollerwagen und verließ den christlichen Haushalt.

Danach vermittelte das Arbeitsamt Neumünster sie in einen Neumünsteraner Haushalt mit Blumengeschäft. Sie wohnte weiter zu Hause, fuhr bei gutem Wetter mit dem Fahrrad zur Arbeit, bei

schlechtem mit dem Zug. Dort blieb sie drei Jahre und hätte auch eine Ausbildung zur Floristin machen können, wollte das aber nicht. Doch wenn in Wattenbek später jemand Girlanden brauchte, war sie stets die Fachfrau dafür.

Und dann heiratete sie den Schlosser Wilhelm Plöger und bekam 1943, 1945 sowie 1952 ihre drei Kinder.

Das Kinderkriegen war damals „einfacher organisiert“, meint sie dazu. Sie ging ein einziges Mal zu Dr. Schult, der dann sagte: „Wenn es so weit ist, ruf die Hebamme!“ Das hat sie dreimal getan und alle Kinder erblickten so das Licht der Welt im elterlichen Haus.

Heut ist das ja ganz anders. Damals gab es keinen Ultraschall und weitere Untersuchungen wie heute und auch keine Waschmaschine, keine Spülmaschine, keinen Kühlschrank, noch Wegwerfwindeln oder gar Fertignahrung – und trotz all dieser Errungenschaften fühlen sich heute manche Frauen mit einem Kind schon völlig überfordert, meint Frau Plöger belustigt.

Und es war Krieg, als die beiden ersten Kinder kamen. So war es ein großes Problem, an eine Erstausrüstung zu kommen, weil man für alles Bezugsscheine haben musste. Die gab es bei Bürgermeister Wilhelm Stabe, beziehungsweise nicht, denn der sagte ihr, dass erst die Ausgebombten dran wären, die hätten ja gar nichts und sie sollte doch mal ihre Mutter fragen, die hätte doch bestimmt noch einen Kinderwagen auf dem Boden. Hatte sie aber nicht. Doch die Frau von Maler Ley (wohnte damals im Haus Ecke Schmiedekoppel/Schulstraße) hatte einen. Sie hatte den aus Kiel bekommen und fünf Kinder und dann noch ihre beiden hatten schon darin gelegen. „Den kannst du kriegen“, sagte sie großzügig, „aber dafür will ich ein Fahrrad haben.“ Darauf baute Frau Plögers Vater aus zwei alten ein „neues“ zusammen. So kam sie in Kriegszeiten an einen Kinderwagen. Und dieser Kinderwagen wurde dann später noch per Bahn nach Porta Westfalica zur schwangeren Schwägerin geschickt, die dort auch Beschaffungsprobleme hatte.

Allerdings brauchte man den Kinderwagen eigentlich nur, um den Kleinen in den Garten an die frische Luft zu stellen – zum Spazieren-

fahren hatte man bei der vielen Arbeit in Haus und Garten keine Zeit. „Und heute“, fügt sie lachend hinzu, „haben die Kinderwagen wie halbe Autos!“

Auch für Bettwäsche rückte Stabe keinen Beschaffungsschein heraus: „Deine Mutter hat bestimmt noch was im Schrank!“, hieß es da. Und Kinderschuhe für den Sohn konnte sie auch nur über umfangreiche Tauschaktionen bekommen.

Einmal hatte sie jedoch einen Bezugsschein für Stoff und fuhr nach Kiel, um sich in der Holstenstraße etwas zu kaufen. Doch ehe es dazu kam, da gab es Bombenalarm – es kann 1943 oder 1944 gewesen sein – und sie musste in einen Luftschutzbunker flüchten. Als sie nach der Entwarnung herauskam, war rundherum alles völlig zerstört. Danach wagte sie sich während des Krieges nicht mehr nach Kiel.

Tja, und jetzt gibt es alles reichlich, man braucht sich noch nicht einmal mehr die Mühe machen, ein Geschäft aufzusuchen, kann alles im Computer bestellen und sich ins Haus liefern lassen.

Frau Plöger steuerte nie ein Auto, war aber bis zum 84. Geburtstag mit dem Fahrrad unterwegs, bis sie stürzte und sich einen Oberschenkelhalsbruch zuzog. Sie lässt sich aber nicht unterkriegen und erledigt nun auch im hohen Alter ihre Einkäufe noch selbst mit ihrem Rollator, den sie für eine großartige Erfindung hält.

### ***Wattenbeks letzter Nachtwächter***

war Frau Plögers Vater, Willi Howe (1885 - 1954). Das lässt sich mit ziemlicher Sicherheit behaupten, obwohl es keine schriftlichen Unterlagen darüber gibt.

Frau Plöger erinnert sich daran, dass es Ende der Zwanzigerjahre des letzten Jahrhunderts gewesen sein muss. Ihr Vater hatte von der Gemeinde einen weiten schwarzen Umhang, einen großen schwarzen Hund und ein Signalhorn bekommen. An den Hund hat Frau Plöger noch eine schmerzhaftige Erinnerung und eine Narbe auf der

Oberlippe, denn dort hinein hat er sie gebissen, als sie ihm einmal etwas zu fressen geben wollte.

Willi Howe war nach einem schlecht behandelten Unfall am Knie beinamputiert und hatte wohl deshalb die Möglichkeit, sich im Vorbau des Hauses von Bauer Wilhelm Stabe (heute noch sichtbar, Dorfstraße 9) hinzusetzen. Er soll auch nur das „Alte Dorf“ mit seinen reetgedeckten Häusern bewacht haben, da bestand die größte Brandgefahr und da lohnte es sich auch am meisten zu stehen.

Die Nachtwächter waren vereidigt und konnten sogar verhaften. Durch neue Polizeigesetze wurden die Nachtwächter zu dieser Zeit abgeschafft. Willi Howes Signalhorn fand Frau Plöger vor einigen Jahren auf dem Boden, woraus zu folgern ist, dass Howe keinen Nachfolger mehr hatte, dem er das Horn hätte übergeben müssen. Plögers schenkten es der Feuerwehr. Die Wehr hat allerdings mehrere Hörner und keiner erinnert sich heute daran, welches es nun ist. Man vermutet aber, dass es dieses ist:



## **Tannenbäume**

von

*Wolfgang Koperski, Wattenbek*

*Dort im Wald, dem dunklen, dichten,  
für die Forstwirtschaft genutzt,  
stehen Tannen und auch Fichten,  
winterlich herausgeputzt.  
Glitzernd lasten auf den Zweigen  
Kissen weiß, aus frischem Schnee,  
ragen Spitzen wie ein Reigen  
zwei, drei Meter in die Höh'.  
Welch idyllisch schönes Bild,  
welcher Zauber der Natur,  
der in uns die Sehnsucht stillt  
nach ein bisschen Frieden nur!*

*Da zerreißt die hehre Stille  
jäh der Motorsäge Schrei,  
dass, so ist des Forstwirts Wille,  
etwas Luft im Dickicht sei  
und zudem in nächster Zeit  
wohlgewachs'ne Tannenbäume  
stünden für den Markt bereit  
und erfüllten Weihnachtsträume.*

*Da müsste doch das Nadelholz  
sich freuen und begeistert sein.  
Ist ein gerader Baum nicht stolz,  
wo er, geschmückt, verzieret ganz  
wohl für die liebe heil'ge Nacht  
und im Elektro-Kerzenglanz  
die Menschenkinder glücklich macht?*

*Nein, weit gefehlt! Die Bäume wissen,  
dass, wenn sie erst geschlagen sind,  
sie ganz gewiss bald sterben müssen.  
(Das lernt man schon als Nadelkind!)*  
*Seid ihr im Wald, dann schaut genau:  
Manch Nadelbaum ist gar nicht dumm,  
im Gegenteil, ist ganz schön schlau,  
nutzt Wind und Wetter und ...  
wächst krumm!*

Volker Heidemann

***Organisierte Eigenleistung beim Häuserbau –  
am Beispiel der Siedlungshäuser im Kieler Kamp 29-39***

Diese Doppelhäuser wurden nach Bernd Grewes Angaben von der Heimstätte Schleswig-Holstein finanziert und in gemeinsamer Eigenleistung gebaut.

Im Fall der Doppelhäuser 29/31, 33/35 und 37/39 traf es sich ausgezeichnet, dass die Eigenheimerbauer folgende Berufe hatten (ein fast ideales „Team“ würde man heute sagen):

Maler Johannes Stender, Nr. 29  
Zimmermann Rudi Polzin, Nr. 31  
Tischler Johannes Grewe, Nr. 33  
Elektriker Ernst Rolf, Nr. 35  
Architekt Heinrich Beckmann, Nr. 37  
Maurer Gustav Schröder, Nr. 39

1950/51 waren die Häuser fertig und die Familien konnten einziehen. Die folgenden, von Bernd Grewe zur Verfügung gestellten Fotos vom Bau dieser Häuser zeigen auch, dass damals viel mehr Muskelarbeit nötig war, denn Maschinen fehlten oder es gab sie noch gar nicht.





Die südliche Rückseite des Doppelhauses Kieler Kamp 33/35

Volker Heidemann

***Was ist denn das?  
Kunst am Wattenbeker Straßenrand***

Zurzeit gibt es drei Kunstwerke im „Öffentlichen Raum“ Wattenbeks und eines auf privatem Grund, das dort aber ebenso öffentlichkeitswirksam steht.

***„Zirkel-Training“ von Claudia Sperlich***

Die älteste Arbeit befindet sich an den Außenwänden des 2001 neu errichteten Gebäudeteils der Wattenbeker Grundschule. An diesem Werk lässt sich beispielhaft und gut zeigen, dass erklärende Worte oder sogar nur der Titel das Vergnügen an einem Kunstwerk beträchtlich steigern können.



Die Künstlerin Caudia Sperlich aus Groß Wittensee hat seit ihrem Examen an der Muthesius-Fachhochschule 1981 an vielen Schulen im Land Aufträge durchgeführt. Bei der Wattenbeker Arbeit stellte sie sich der Aufgabe, mit rein geometrischen Formen eine Szene darzustellen. Ihr fielen dabei die vergnügten Spielereien ein, die fast jeder einmal so mit seinem ersten Zirkel unternimmt und die selbstverständlich auch eine nützliche Übung sind, um das Gerät zu beherrschen.



Dann ordnete die Künstlerin farblich abgesetzte Kreise und Teilflächen wie Bögen und verschiedene Segmente aus mit Folien kaschierten und lackierten PVC-Platten zu einer Szene mit einem springenden Ballspieler, dem das Käppi wegfliegt und einem delphinähnlichen Wesen, das ebenfalls mit einem Ball trainiert. Augenzwinkernd nannte sie das Relief dann „Zirkel-

Training“. So heißt ja auch die bei Sportlehrern beliebte Übung, mit der sie erschöpfte Schüler über, unter und durch diverse Hindernisse wieder und wieder im Kreise herum durch die Turnhalle jagen.

**„Schaltzeichen“**  
von Volker Heidemann

Am 5. September 2008 erhielt die Gemeinde ihre erste freistehende Skulptur am Schalthaus.

Viele Wattenbeker wissen gar nicht, dass dieses Gebäude von 1923 das mit Abstand wichtigste im ganzen Bordesholmer Land war: Es war nämlich bis 1992 das Umspannwerk für die gesamte Region und von hier aus kam 1924 erstmalig „das weiße Licht“, die Elektrizität für die Bevölkerung.

Als man mir 2004 sagte, das Schalthaus wäre 2006 hundert Jahre alt, fand ich, dass dort eine Skulptur auf die einstmalige Funktion und Bedeutung des Gebäudes hinweisen sollte. Als ich dann die Geschichte des Hauses recherchierte, stellte sich als Baujahr 1923 heraus. Ich plante darauf für 2008. Da hatte das Gebäude 75 Jahre fälschlicherweise die Bezeichnung „Schalthaus Bordesholm“ und war



von 1998 an schon ein ganzes Jahrzehnt das „Gemeindezentrum Schalthaus“. Die Gemeinde gab zu diesem Jubiläum eine Festschrift heraus und ließ die Skulptur aufstellen. Das hört sich alles einfacher an, als es war. In der Festschrift und auf der Wattenbeker Internetseite kann man Näheres erfahren.

Das „Schaltzeichen“ ist eine ästhetisch abgewandelte Form des Elektrik-Schaltzeichens für ein Umspannwerk mit zwei einfachen Schaltern und dem Transformator dazwischen. An diesem Ort wurde der Strom von einer höheren Spannung auf die niedrigere Spannung der Ortsnetze herunter transformiert. Für



heute mag das „Schaltzeichen“ symbolisieren, dass hier nun in hunderterten von Veranstaltungen geistige und kreative Energie von oben nach unten und von unten nach oben fließt.



Die 4,60 m hohe Skulptur wurde von mehreren Seiten gefördert und konnte von der Wattenbeker Firma Henning Dierck nach meinen Plänen aus Edelstahl hergestellt werden. So bekam die Gemeinde die Skulptur geschenkt, aber die Gemeindearbeiter betonierten das Werk sorgfältig ein.

**„Zehn Hufen“**  
von Volker Heidemann



Schon 2006 störte mich der desolate Zustand der stillgelegten Brunnenanlage am historischen Dorfplatz.

Weil der keilförmige Zuschnitt des Grundstücks wie ein Pfeil in Richtung Süden, Richtung altes Dorf wirkte und sich hier Jahrhunderte der nördliche Eingang zum Bauerndorf Wattenbek mit seinen meist zehn Bauernhöfen, den zehn Hufen, befand, bot es sich an, hier mit einer Skulptur auf diese bäuerliche Vergangenheit hinzuweisen.

Kein Symbol ist dazu besser geeignet als die Pflugschar mit ihrer in Jahrtausenden entstandenen, ästhetisch ungemein ansprechenden Form. So begann ich Modelle zu bauen und sie in Fotos zu montieren, stellte fest, dass 4 m Höhe ausreichen und daher diesmal kein Bauantrag nötig war, bekam von Firma Dierck die Zusage,

dass sie auch diese schwierige Aufgabe meistern könnten und konnte einen Förderer für die nicht unerheblichen Herstellungskosten gewinnen, indem ich die Pflugschar nicht mit Schrauben am Streichblech befestigte, sondern dafür Nietens des Sponsors vorsah.



Der Kulturkreis Wattenbek setzte sich auch wieder für die Aufstellung bei der Gemeinde ein. Und wieder zeigte es sich, dass es schwierig ist, einer Gemeinde eine Skulptur zu schenken. Sie könnte blenden und die Nachbarn durch Geräusche stören oder sogar umfallen – und all die Leitungen dort auf dem Grundstück! Ein Statiker berechnete mir Rohrstärken und Fundament und die Gemeindearbeiter betonierten die Skulptur ein.

Am 4. Dezember 2011 wurden die „Zehn Hufen“ der Öffentlichkeit übergeben. (Bildberichte findet man auf der Wattenbeker Internetseite [www.wattenbek.de](http://www.wattenbek.de).)

Alle Bedenken stellten sich als grundlos heraus, und so steht das Werk, als hätte es schon immer dorthin gehört, zeigt mit seinen zehn Pflugscharspitzen Richtung einstiges Bauerndorf und erinnert an dessen lange Geschichte.



2009 entstand Wattenbeks drittes Werk im öffentlichen Raum vor dem Haus der ehemaligen Futtermittel- und Sämereien-Handlung Olias, die zu einem Therapiezentrum umgebaut worden war.

Hier beschreiben die beiden Absolventen der Freien Waldorfschule Neumünster ihr Werk:

***„Olias-Haus-Skulptur“***  
*von Lennard Kaufmann und Simon Hölscher*

Die Skulptur vor dem Olias-Haus, in dem sich ein Therapie- und Beratungszentrum befindet, entstand 2009 innerhalb einer Jahresarbeit der Freien Waldorfschule Neumünster. Unser gewähltes Thema war „Kunst im öffentlichen Raum“.



Lennard Kaufmann (weißes T-Shirt) und Simon Hölscher bei der Arbeit, Fotos mit Selbstauslöser

Die Skulptur stellt das selbst formulierte Ziel der Jahresarbeit dar und ist über einen einjährigen künstlerischen Prozess entstanden. Dieser beinhaltete viele Studien, Formübungen und eine „Probe-Skulptur“, bei der die Bautechnik auf ihre Standfestigkeit hin überprüft wurde.

Da die Skulptur zu einem Symbol für das Olias-Haus werden sollte, informierten wir uns für die Formfindung über die in dem Haus stattfindende Arbeit und versuchten die Atmosphäre des Ortes aufzugreifen. Eine wichtige Rolle spielten hierbei unter anderem die Kernbegriffe Wandlung, Begegnung, Offenheit, Beweglichkeit und Klarheit sowie das Leitbild des Therapie- und Beratungszentrums, das unter dem Leitsatz Goethes steht: „Hier bin ich Mensch, hier darf ich's sein!“

Anschließend versuchten wir die gewonnenen Erkenntnisse unter Anleitung unserer Kunstlehrerin und Mentorin Ursula M. Rhoese plastisch umzusetzen. So entstanden zunächst Tonplastiken, die

über einen längeren Entwicklungsprozess ein finales Stadium erlangten und als Vorlage für den Bau der Skulptur dienen konnten.

Das Fundament und der Kern der Skulptur bestehen aus Stahlbeton. Die runden Flächen und die markante Linienführung wurde durch die Verwendung eines feinen Mörtels erzielt. Allein ihr Bau beanspruchte eine Zeit von ca. 300 Stunden. Die Verwendung der massiven Materialien führte zu einem Gesamtgewicht von ungefähr 6 Tonnen.





Auftraggeber und Sponsor der Skulptur war Thomas Hölscher, Therapeut im Olias-Haus



Volker Heidemann

***Schleischwimmer***  
***– die ungewöhnliche Geschichte einer Kopfbedeckung***

Als wir von der Köln/Dormagener Folk-Gruppe „Filou“ 1990 für unsere erste CD und die anschließenden Auftritte ein gemeinsames „Outfit“ suchten, ohne uns allzu großen Kostümierungszwängen unterwerfen zu müssen, erinnerten wir uns an die Mützen der französischen „Folkies“. Die hatten wir in Zentralfrankreich auf dem berühmten Festival für Bordunmusik gesehen. Sie glichen ziemlich genau der Kopfbedeckung eines namhaften Kieler Kunstprofessors, wie ich später nach meiner „Einnordung“ feststellte.

Nach einiger Korrespondenz mit französischen Herstellerkreisen wegen der fünf unterschiedlich großen Mützen mussten wir entnervt aufgeben. Da die Zeit drängte und wir unbedingt etwas auf unsere Häupter setzen wollten, versuchte ich mich an der Aufgabe, entwarf Schnittmuster aus Papier, kaufte Jeansstoff und ließ mir von meinem Sohn zeigen, wie man eine Nähmaschine bedient. Wie man auf der Vorderseite unserer CD sieht, war ich erfolgreich.



Da ich die Mütze durchaus alltagstauglich fand – besonders weil man sie wegen des weichen Schirms prima zusammenrollen und einstecken konnte – blieb sie von da an meine Kopfbedeckung und wurde mein langjähriger Begleiter.

Eines Tages verließen wir nach einer guten Mahlzeit im Restaurant des Wikingerturms zu Schleswig das Gebäude über die kurze Brücke zum Land. Da riss mir eine unerwartete Windbö die Mütze

vom Kopf, einen Augenblick hing sie noch an den Streben des Geländers, doch als ich zugreifen wollte, flog sie davon und segelte ins Wasser der Schlei.

Ziemlich geknickt stand ich am Geländer und wartete betrübt auf ihren Untergang. Eine Minute, zwei Minuten, drei – sie schwamm immer noch und außerdem war zu sehen, dass der Wind und die kabbeligen Wellen sie weiter weg trieben, in Richtung eines Bootstegs. Gleich war ich fest entschlossen, sie dort zu retten, egal wie lange das noch dauern würde. Meine liebe Begleiterin war einverstanden, aber nur, wenn sie mich an den Beinen festhalten konnte, denn der Steg war ziemlich hoch über der Wasseroberfläche, wahrscheinlich war gerade Ebbe. Als sich die Mütze dem Steg näherte, legte ich mich bäuchlings auf die Planken – nicht ohne die vereinbarte Beschwerung meiner Beine – und konnte sie voll tiefer Freude an Land holen.



Nun trage ich eine ganz besondere Mütze, denn da sie genau 15 Minuten im Wasser unterwegs war, hat sie jetzt das

*Schleischwimmerzeugnis.*

### ***Fünfmal „La Cucaracha“ – die Fahrbücherei in Wattenbek***

Am Donnerstag, den 7. Mai 2014, besuchte ich die fünf Haltestellen des Bücherbusses im Ort, um mir ein Bild zu machen, was es bedeuten würde, wenn die Gemeinde den Vertrag mit dieser Einrichtung auslaufen ließe.

So wartete ich um 10<sup>35</sup> Uhr in der Rosenstraße an der Kindertagesstätte. Auf die Minute genau bog der riesige Bus in den Wendehammer ein und der Fahrer ließ seine Fanfare mit der Cucaracha-Tonfolge ertönen. Als er seinen Bus drehte und zurücksetzte, wunderte ich mich, dass er ganz knapp vor der braunen Mülltonne hinter seinem Fahrzeug stehen blieb. Später erfuhr ich, dass ihn dabei eine Kamera unterstützte.



Die Fanfare war das Signal für Kinder und Betreuer, die sofort mehr oder weniger schnell den Bus enterten. Erzieherinnen und Erzieher gaben stapelweise Bücher zurück und suchten mit den Kleinen zielstrebig und begeistert neue aus. Die Kleinsten krabbelten auf allen vieren die Stufen zum Bus hinauf oder wurden gar auf dem Arm getragen: Es war ein großes Gewusel im Bus. Die Bibliothekarin half aussuchen und beriet, der Fahrer tippte ununterbrochen in seinen Rechner.

Draußen meinte ein Erzieher zu mir, wenn es diese Einrichtung nicht mehr gäbe, wäre das eine Katastrophe. Er könnte nicht mit den Kindern nach Bordesholm fahren, um sie dort Bücher aussuchen zu lassen und mit einer Bücherei vertraut zu machen und

dabei zeigte er auf den Stapel neu entliehener Bücher auf seinem Arm. Eine Kollegin pflichtete ihm bei.



Die eingeplanten 20 Minuten reichten gerade, um alle Rückgaben und Ausleihen zu erledigen, dann startete der Bus nach Brügge.

Um 13 Uhr hielt der Bus in der Wilhelm-Stabe Straße vor Nr. 19. Ältere Damen stiegen ein mit Büchern in Tragetaschen, die sie gegen andere eintauschten, man kennt sich und wechselte freundliche Worte untereinander und mit der Busbesatzung. Nächster Halt Ecke Wilhelm-Stabe-Straße vor Sauerberg. Wieder Damen mit Bücherpaketen in Tragetaschen, aber auch zwei Grundschüler mit Tornister auf dem Rücken warfen ihre Roller vor dem Bus zu Boden und stürmten zielstrebig nach innen. Sie wussten genau, wo die begehrten Comic-Bücher stehen und lasen die gesamten 15 Minuten darin bis zur Abfahrt. Auf meine Frage, warum sie denn nicht dafür in die Schulbücherei gingen, kam es kurz: „Haben die nicht!“ Die Bibliothekarin erwähnte, dass die beiden jedes Mal kämen, aber die Eltern leider keine Leseausweise für sie haben wollten.

Dann folgte ein Abstecher nach Negenharrie und 14<sup>15</sup> Uhr hielt die Fahrbücherei am Berliner Ring. Eine Dame mit einer Unmenge Bücher konnte die 5 m von ihrem Hauseingang zum Bus in Pantoffeln zurücklegen. *So bequem* hatte es sonst niemand. Andere deckten sich schon einmal mit Literatur über ihre Urlaubsziele ein, von der Bibliothekarin fachkundig beraten. Danach ging es zur letzten Haltestelle im Saalskamp. Auch hier hatten die Wartenden sich gut unterhalten und im Bus plauderte man weiter oder scherzte mit dem Fahrer, der wieder eifrig seinen Rechner bediente und seine „Kassenbons“ ausdrückte, auf denen man dann schwarz auf weiß nach Hause tragen kann, welche Bücher man wann wieder abgeben muss.

Auch hier zeigten die befragten Leserinnen Unverständnis und Ärger, wenn ich sie auf eine mögliche Abschaffung der Fahrbücherei hin ansprach.

Von der Bibliothekarin der Fahrbücherei, Susanne Stökl, wollte ich noch wissen,

### ***seit wann kommt denn die Fahrbücherei nach Wattenbek?***

Seit 1971, also seit 43 Jahren steht diese kulturelle Einrichtung Wattenbek zur Verfügung.

Die Fahrbüchereien gibt es in Schleswig-Holstein seit 1962. Die von Rendsburg-Eckernförde wurde im April 1963 gegründet. Bis 1999 kam die Fahrbücherei *Rendsburg* nach Wattenbek, danach die in Preetz stationierte des Kreises *Plön*.

Das erste Büchereifahrzeug in Wattenbek basierte auf einem Mercedes 1113, einem Kurzhauber, wie sie zwischen 1963 und 1968 gebaut wurden. Den Innenraum vergrößerte man, indem man seitlich „Balkone“ herauszog, so dass die Regale 3000 und später bis 4000 Bände fassten. Damals nannte sich die Fahrbücherei noch Überlandbücherei. Die Fotos der früheren Fahrzeuge stellte die Fahrbücherei Rendsburg freundlicherweise zur Verfügung:



Der Mercedes 1113

Dann folgte ein Kässbohrer Setra, so hießen die ersten Busse mit selbsttragender Karosserie und darauf ein Bus von Volvo.



Setzte man anfangs LkWs ein, so kaufte man danach Busse, aber neuerdings werden wieder LkWs bevorzugt, da sie in der Anschaffung günstiger sind.

Jetzt fährt man einen MAN –



hier steht er im Saalskamp, Einmündung Birkenweg, der letzten der fünf Wattenbeker Haltestellen.

Hielten die früheren Busse wegen der Rostschäden nur um die 12 Jahre, so bleiben sie heute – laut Albrecht Weidling, dem Leiter der Fahrbücherei Rendsburg – trotz des ständigen Kurzstreckenverkehrs bis zu 20 Jahre im Betrieb.

***In wie vielen Orten mit wie vielen Haltestellen halten die Bücherbusse?***

Dazu gibt Bibliothekarin Stökl folgende Daten für Schleswig-Holstein an:

*„Es gibt zurzeit in Schleswig-Holstein 13 Fahrbüchereien in 9 Kreisen. Diese 13 Fahrbüchereien fahren in 578 Gemeinden zu 1.994 Haltepunkten. Das Fahrbücherei-System in Schleswig-Holstein ist einzigartig in Deutschland, die beinahe flächendeckende Versorgung*

*der Landbevölkerung durch Fahrbüchereien ist vorbildlich. Wie stark die Fahrbüchereien genutzt werden, zeigen die Ausleihzahlen: 2013 wurden 1,2 Mio. Medien ausgeliehen, ein hervorragendes Ergebnis.“*

### **Und wie sieht die finanzielle Seite aus?**

Dazu wieder Susanne Stökl:

*„Die Kosten (gerundet) für die Fahrbücherei im Kreis teilen sich das Land Schleswig-Holstein (77.000 € = 33,6%), der Kreis Rendsburg-Eckernförde (54.000 € = 23,6%), die Gemeinden (85.000 € = 37,1%) und die Leser (13.000 € = 5,7%). Nach dem sogenannten Pro-Kopf-Satz ergibt sich ein Betrag von z.Zt. 1,95 Euro pro Einwohner. Egal wie groß eine Gemeinde ist und wie oft die Fahrbücherei in der Gemeinde hält, die Bezahlung richtet sich nach der Einwohnerzahl. Das ist eine gerechte Grundlage für die Finanzierung der Fahrbücherei. Die Kosten werden von drei Vertragspartnern getragen. Dieses Solidaritätsprinzip funktioniert sehr gut und ist ein gutes Beispiel für eine interkommunale Zusammenarbeit.“*

Die Gemeinde Wattenbek kostet die Fahrbücherei zurzeit 5.400€ im Jahr. Erwachsene zahlen eine Jahreslesegebühr von 18 Euro und Kinder lesen kostenlos. Und was die Fahrbücherei uns dafür alles bietet, kann man dem folgenden Artikel der Bibliothekarin unserer Fahrbücherei entnehmen.

Susanne Stökl, Bibliothekarin der Fahrbücherei

### ***Fahrbücherei in Wattenbek***

Warum stehen da in Wattenbek an der Straße Menschen, obwohl es dort keine Bushaltestelle gibt? Und doch müssen sie auf etwas warten. Sie haben prall gefüllte Taschen dabei und nutzen die Wartezeit für einen Klönschnack. Dann wird klar, worauf sie warten: Der Bücherbus biegt mit seiner „La Cucaracha“-Fanfare um die Ecke und ist nicht zu überhören. Kaum öffnen sich die Türen des Bücherbusses, schon sind die Leser im Fahrzeug, geben ihre ausgeliehenen Bücher ab und suchen sich neue Bücher aus.

Das wiederholt sich alle drei Wochen in Wattenbek, dann hält der Bücherbus vormittags und nachmittags an fünf Haltepunkten.

#### *Das Angebot*

Wer zum ersten Mal den Bücherbus betritt, ist erstaunt über das große Platzangebot. Auf 12 x 2,50 m stehen 4.000 Medien zur Verfügung: Bücher, Zeitschriften, Hörbücher, DVDs und CD-ROMs. Das Medienangebot ist umfassend, aktuell und attraktiv.

Die Fahrbücherei hat mit insgesamt ca. 55.000 Medien ein Angebot, das dem einer Mittelstadt-Bibliothek entspricht. Gewünschte Titel, die gerade nicht im Bücherbus sind, weil sie ausgeliehen sind im oder Magazin stehen, können über Computer im Bücherbus reserviert werden. Beim nächsten Bücherbus-Termin werden sie dann mitgebracht.

Was die Fahrbücherei nicht in ihrem Bestand hat, speziellere Titel, wissenschaftliche z. B., kann im Bücherbus über die sogenannte Fernleihe aus anderen öffentlichen Bibliotheken in Schleswig-Holstein oder aus wissenschaftlichen bundesweit bestellt werden. Über eine Antenne gibt es im Bücherbus Internet-Anschluss, so sind Bestellungen über Fernleihe einfach.

Zu Hause können Leser über die Homepage der Fahrbücherei [www.fahrbuecherei10.de](http://www.fahrbuecherei10.de) im Katalog selbst recherchieren und Bücher und anderes reservieren. Ebenso kann man so die Leihfrist verlängern oder nachsehen, wann der nächste Bücherbus-Termin ist.

### *Die Busbesetzung und ihre Aufgaben*

Im Bücherbus sind immer zwei Mitarbeiter der Fahrbücherei: Fahrer und Bibliothekarin. Der Fahrer fährt den Bücherbus, bei Wind und Wetter, Schnee und Eis, ist sehr geschickt im Rangieren an den Haltepunkten und wenn er auf engen Straßen großen Treckern ausweichen muss. Er nimmt die abgegebenen Bücher an, bucht diese am Computer zurück, verleiht die neuen Bücher, verlängert die Leihfrist, regelt Mahnfälle. Die Bibliothekarin unterstützt die Leser darin, gewünschte Bücher zu finden, berät bei der Buchauswahl, reserviert ausgeliehene Titel. Es ist immer das gleiche Team im Bücherbus. Es wird viel gefragt, überhaupt viel geredet, der Kontakt zwischen Bücherbus-Personal und Lesern ist gut. Man kennt sich oft über Jahre, da wird auch über Privates geplaudert. Die Leser untereinander nutzen die Gelegenheit, sich über Neuigkeiten auszutauschen, Absprachen zu treffen, einfach zu klönen. Der Bücherbus ist somit auch ein Treffpunkt in der Gemeinde.

### *Die Leserinnen und Leser*

Wer sind denn nun die Leser? Es sind Ältere, Mütter mit kleineren Kindern und Grundschüler. Alle sind dankbar für das Angebot der Fahrbücherei vor Ort. Sie können zu Fuß zum Bücherbus gehen und nutzen intensiv das ortsnahe Angebot.

Auch der Kindergarten schätzt die Fahrbücherei. Die Erzieherinnen kommen mit den Kindern in den Bücherbus und lassen sie selbst Bücher aussuchen. Sehr gefragt ist auch das Angebot der Wissensboxen, die von der Büchereizentrale Schleswig-Holstein zusammengestellt werden. Es gibt 80 verschiedene Wissensboxen z. B. zu gefragten Themen wie „Dinosaurier“ oder „Haustiere“.

*Die Onleihe –  
ganz neu im Angebot der Fahrbücherei*

Diese ermöglicht das Ausleihen digitaler Medien. Über die Homepage [www.onleihe.de/sh](http://www.onleihe.de/sh) kann man im Katalog recherchieren und sich eBooks, eAudios (Hörbücher), eVideos und ePapers (Zeitungen und Zeitschriften) auf die entsprechenden Endgeräte (PC, Tablet, eBook-Reader, MP3...) aufspielen. Die Leihfrist ist bei eBooks 2 Wochen, bei eAudios 1 Woche. Wer Leser der Fahrbücherei ist, kann die Onleihe nutzen. Viele Leser finden es praktisch, im Urlaub nicht so viele Bücher mitnehmen zu müssen, sondern sich eBooks auszulihen. Das Angebot der Fahrbücherei mit Büchern, Zeitschriften, Hörbüchern, DVDs und CD-ROMs wurde also jetzt noch erweitert durch e-Books und andere digitale Medien.

Wie man sieht: Die Fahrbücherei ist vielseitig und aktuell – und flexibel: Auf Anregung der Gemeinde wird der Fahrplan 2015 so geändert, dass auch ältere Schüler und Berufstätige zu späterer Tageszeit die Fahrbücherei nutzen können.

Karin Theens

### ***Glück gehabt!***

Es war im Sommer 1972. In Albi (Südfrankreich) sollte die Hochzeit eines meiner Brüder stattfinden. Eltern und Geschwister waren angereist, wir mit unserem DAF, einem Auto mit vollkommen stufenloser Getriebeautomatik. Der Tag der Hochzeitsfeier war da, alle bereiteten sich auf die Feierlichkeiten vor.

Unser Auto stand auf dem etwas abgelegenen Parkplatz. Dieser hatte keine Abgrenzung zum Tarn, einem hier aufgestauten Fluss. Mein Mann als Fahrer, meine Mutter und ich, hinten sitzend, hatten schon Platz genommen. Nun sollte der Vater am Hotel abgeholt werden. Mit dem Heck des Wagens standen wir zum Wasser, also anlassen und los. Sofort nach dem Anlassen des Motors setzte sich unser Auto rückwärts in Bewegung! Der Abhang zum Wasser war erreicht, ehe die Situation klar war. Da half kein Bremsen, kein Umschalten. Der Wagen glitt unaufhaltsam dem als tiefem Stausee hinter uns liegenden Wasser zu. Sollte das unser Verderben sein?!

Als die Wasserfläche erreicht war, sank der DAF nicht (!), sondern schwamm trotz Belastung mit drei erwachsenen Personen! Geistesgegenwärtig reagierte mein Mann: „Raus!“ Der Beifahrersitz war frei, er kurbelte dort das Fenster runter. Mutter saß hinter dem leeren Sitz, wollte aber nicht als erste raus. Also kletterte ich hinüber und mit Kopfsprung ging es ins Wasser. Ehe sie selber folgte, reichte Mutter mir ihre Handtasche. Das Auto war nun um zwei Personen leichter und schwamm vom Ufer fort. Die ersten Angehörigen waren auf die Rufe eines Passanten herbeigeeilt. Meinem Mann gelang es, den Wagen auf seiner Seite zu verlassen. Ein Bruder war zu unserer Hilfe ins Wasser gesprungen. Wir, alle geübte Schwimmer, waren bald an Land. Also ergriff er das Auto am Heck und zog es schwimmend ans Ufer, wo er es mit dem Abschleppseil an der Anhängerkupplung an einem Baum befestigte.

Inzwischen war auch die Feuerwehr alarmiert worden. Fachgerecht zogen die Männer unser Auto per Kran aus dem Wasser, hoben es auf die Transportfläche und brachten es in die 50 km ent-

fernte DAF-Werkstatt. Später nach den Kosten für die Hilfeleistung gefragt: „Sie sind unsere Gäste!“

Drei Tage wurde der DAF getrocknet, die Funktionsfähigkeit aller Systeme wurde geprüft. Das Auto fuhr wieder einwandfrei. Wir machten ein paar Tage Urlaub an der südfranzösischen Mittelmeerküste und fuhren dann wieder nach Norden.

Ein junger Holländer, den wir als Tramper mitgenommen hatten, wunderte sich anschließend über seinen nassen Hosenboden.

Wie konnte es zu dem Unfall kommen, den wir so glücklich überstanden hatten? Damals sprang bei solchen Automatikwagen in jeder Kupplungsstellung das Auto an. Da das Auto rückwärts eingeparkt und der Hebel nicht auf „Stand“ gestellt war, fuhr der Wagen beim Anlassen sofort. Heute wäre das unmöglich.





Elke Wegener

### ***Der Stapellauf der „Ernst Blumenfeld“***

Nach der Bauliste der Howaldtswerke Hamburg war es das 872ste Schiff, ein Fracht-Motorschiff für die Reederei Blumenfeld, Hamburg. Es war 107,40m lang, 14,30m breit, hatte 7,13m Tiefgang, 3912 BRT, konnte 5826 t zuladen und lief mit 2400 PS-Motor 13 Knoten. Kiellegung war am 29.4.1951, Stapellauf am 29.9.51 und Ablieferung am 17.12.1951.

Und wie kam nun ein Mädchen einer 5. Grundschulklasse an einem Schultag dazu – samstags war damals immer Schule – an einer Schiffstaufe teilzunehmen? Ganz einfach: Der Papa war Kapitän auf großer Fahrt bei der Reederei Blumenfeld und der erste Kapitän auf dem neuen Schiff. So durfte Klein Elke mitkommen. Den Aufsatz schrieb sie dann zehn Tage später. Der Vater arbeitete ab 1952 als Kanallotse in Kiel-Holtenau. Seit 1993 lebt Elke Wegener in Wattenbek. Hier folgt ihr Schulaufsatz von 1951:

9. 10. 51.

Heute ist der Stapellauf, von der Firma B. & B. Blumenfeld, auf der Howaldt-Werft. Um 9<sup>44</sup> mussten wir an den Landungsbrücken sein, da fahren drei große Kadag-Dampfer rüber. Wir hatten eine Einladung bekommen und ich freute mich schon Tagelang darauf. Die Dampfer waren proppenvoll Menschen. Um 10<sup>15</sup> waren wir drüben. „Ernst Blumenfeld“, so ist das Schiff nachher getauft worden, war so hübsch mit Blumen und Kränzen geschmückt und vor ihm stand eine Tribüne, so hübsch ausgeschmückt mit Blumen und Kränzen und Fahnen und wir standen alle fern und freuten uns über das schöne neue Schiff. Der Direktor von der Howaldt-Werft hielt eine Rede und dann kam die F. Schwester von Erik Blumenfeld und nahm eine Sektflasche und schlug sie an der Bordwand kaputt und wünschte ihm viel Glück. Ein Arbeiter schlug mit einem großen Eisenhammer gegen das Schiff. Alle anderen Arbeiter drehten an Schrauben umher, und nun fuhr das Schiff mit voller Fahrt ins Wasser, weit nach draußen. 2 Schlepper kamen und zogen das Schiff an eine Kaiwaner. Bis zum 22. Dezember wird alles fertig ge-

gebaut, dann fährt das Schiff auf Probefahrt, hoffentlich werden wir dazu auch eingeladen.

Volker Heidemann

*Eine Glosse über die amtlich geprüfte Straße eines kleinen holsteinischen Dorfes*

**Wattenbeks „Schlesier Straße“ jetzt amtlich geprüft!**

Da habe ich doch in einer Sitzung des Bauausschusses ahnungslos und leichtfertig gefragt, ob man die falsche Schreibweise dieser Straße nicht korrigieren könnte.

Der Bürgermeister meinte zuerst – ebenso leichtfertig – er könne einfach neue Schilder anbringen lassen. Dann aber bezweifelte man, dass dies berechtigt sei, da sich seit über 40 Jahren niemand dazu geäußert habe und selbst Lehrer dort gewohnt hätten. Daher werde man das vom Amt prüfen lassen.

Nun, das Amt hat geprüft und danach sieht das so aus: Es gibt die amtlichen Rechtschreibregeln des Dudens und die amtlichen Rechtschreibregeln des Amtes Bordesholm.

Mein ältester Duden, Band 9, Sprachliche Zweifelsfälle, von 1965, erwähnt unter „Straßennamen, Getrenntschreibung“, dass Ableitungen von Orts- und Ländernamen auf -er und -isch getrennt geschrieben werden. Dann folgt: „Beachte: Enthält der Straßename einen Völker- oder Familiennamen auf -er, dann schreibt man immer zusammen: Am Römertor, Schlesierweg (sic!!!), Wittelsbacherring, Baumgärtnerstraße.“ Das galt zu der Zeit, als die hiesige Straße ihre falsche Schreibweise erhielt und wurde nie geändert. In der Dudenauflage von 1991 heißt es ebenso: "Bei Ortsnamen, Völker- oder Familiennamen auf -er wird jedoch nach R190 zusammengeschrieben." Und in der zurzeit gültigen 24. Ausgabe, S. 96: „Aber da keine Ableitungen, sondern selbst auf ‘-er’ endende Orts-, Völker- oder Familiennamen: Drusweilerweg, Römerplatz, Herderstraße.“

Nun lesen wir am 28.2. in der Lokalzeitung „*Schlesier Straße bleibt auseinander geschrieben*“ (wobei man Letzteres nach Duden nach wie vor zusammenschreiben sollte). Und das Amt liefert auch die erstaunliche Begründung: „Der Duden ließe, wenn man die Schlesier als *Landsmannschaft* betrachte, nur die Schreibweise auseinander zu.“

Da muss es doch noch einen speziellen Bordesholmer Duden geben, in meinen Ausgaben betrachtet man die Schlesier als Volk und die nach 1945 entstandenen Zusammenschlüsse der Vertriebenen in Landsmannschaften bleiben dort unerwähnt und haben keinerlei Einfluss auf die Schreibweise von Straßennamen.

Ein Straßename, amtl. gepr., welch eine Auszeichnung für die Anwohner des kleinen Sträßchens – aber was für ein Glück hatten sie, dass es damals kein Weg wurde, denn „Schlesier Weg“ hätte man als unfreundliche Aufforderung der Einheimischen an die Landsmannschaft auffassen können, wieder zu verschwinden!

Ämter tun sich ja bekanntermaßen schwer, Fehler zuzugeben und Humor kommt auch nicht allzu häufig vor. Vielleicht überlegt man sogar schon, ob man nicht Kiel und Neumünster an den Bordesholmer orthografischen Ergebnissen teilhaben lässt und in nachbarschaftlicher Amtshilfe darauf hinweist, wie sie ihren Schlesierweg und ihre Schlesierstraße richtig schreiben könnten?

Vielleicht aber wiehert der Amtsschimmel noch einmal anders – oder er apfelt weiter?

In den Sitzungsprotokollen wird der ganze Vorgang, wie üblich, ganz rudimentär abgehandelt:

*Bauausschuss 12.2.09 S. 3, TOP 4, Gemeindewege*

*c) Herr Heidemann teilt mit, dass das Straßennamenschild „Schlesier Straße“ fehlerhaft geschrieben ist. Seiner Auffassung nach ist „Schlesierstraße“ die richtige Schreibweise. Herr Bräse sichert eine Überprüfung zu.*

*Haupt- und Finanzausschuss 26.2.2009, S.19, TOP 2, Mitteilungen*

*d) Bezüglich der Schreibweise des Namens der Schlesier Straße teilt Herr Bräse mit, dass diese richtig ist. Eine Abhandlung aus dem Duden hierzu ist in der Anlage beigefügt (Anlage 2).*

Diese Anlage war ein Auszug einer Duden-Sprachberatung zur Schreibung von Straßennamen, die natürlich Schlesierstraße zusammen vorschrieb, aber vom Amt wohl nicht richtig verstanden worden war.

Und so bleibt es weiterhin bei der falschen Schreibweise.

Karin Theens

## ***Der Esel in Wattenbek***

1983 tauchte in Wattenbek plötzlich ein Esel auf! Nicht so einer, von denen es auch heute noch welche gibt, die mit den zwei Beinen und schlaun Gesichtern. Nein, ein richtiger grauer Esel mit vier Beinen, einem Aalstrich auf dem Rücken, langen Ohren, lieben großen Augen, einem Schwanz mit Quaste – und einer unüberhörbaren Stimme.



Diese Stimme war sicher das erste, was die Einwohner von Wattenbek von Janosch, so hieß der Esel, mitbekamen. Zumindest die Nachbarn seiner Besitzerin waren wohl anfangs in ihrer Ruhe gestört. Das junge Tier musste sich ja erst mal an die neue Umgebung, die neue Gesellschaft, gewöhnen! Das ging nicht ohne Klagen. Später wurde der Ruf: ***I AHH***, (Luft holen), ***I AHH***, (Luft holen), ***I AHH, (Grunz)*** nur noch zur Begrüßung der Familie eingesetzt oder beim fröhlichen Herumtoben auf der Sauerberg-Koppel.

Dann konnte man Janosch häufiger begegnen, so auf seinen Spaziergängen zur Eider, bei Wettläufen auf dem Sportplatz, bei Familienausflügen mit „Kind und Kegel“, als Zugtier vor einem kleinen Wagen. Meist war er dann an längerer oder kürzerer Leine, nur selten gelang es ihm, ganz allein loszuziehen und die Umgebung zu erkunden.

Wie gut, dass es damals in Wattenbek noch den Schmied Steen gab. Denn Eselhufe benötigen ab und zu eine fachgerechte Pflege. Die bekam er dort unter den interessierten Blicken seiner Familie.

Obwohl Janosch ein kleiner Esel war, war er bald so stark, seine Besitzerin auf dem Rücken zu tragen und im Winter den Schlitten zu ziehen. Ständig half er bei der Gartenarbeit durch Grasenschnitt zwischen den Obstbäumen und regelmäßige Düngung.

Das ging so etwa zehn Jahre lang, bis seine Besitzerin von zu Hause auszog und er in Pension zu Pferden in ein Nachbardorf kam. Da gab es nur gelegentlich mal einen Besuch in Wattenbek. Irgendwann zog er dann nach Osnabrück zu seiner früheren Besitzerin.

Nun gibt es den Esel in Wattenbek nicht mehr!

Volker Heidemann

### ***Kater Tintus' trauriges Ende***

Frau Plögers Heim muss eine besondere Anziehungskraft auf Tiere gehabt haben.

Ein paar Häuser weiter wohnten Heuermanns mit dem schwarzen Kater Tintus. Tagsüber gingen sie arbeiten und ließen Tintus ins Freie. Im Sommer war das kein Problem für Tintus und Frau Plöger. Aber im Winter, wenn es kalt wurde und Frau Plöger morgens in die Küche wollte, dann saß da Kater Tintus vor der Tür und wollte hinein, um sich aufzuwärmen.

In der Wohnung ging er zuerst zu den Kindern, die ihm etwas zu fressen gaben und danach ward er nicht mehr gesehen. Er verschwand dann nämlich in die obere Wohnung, wo es eine Sauna gab. Die hatte Tintus zu seinem Lieblingsplätzchen gemacht, denn dort war es schön dunkel und warm und man konnte herrlich schlafen. Erst nachmittags, wenn Frau Plögers Sohn in seine Wohnung zurückkam und Tintus sein Auto hörte, erhob er sich und verließ das Haus.

Das ging so eine ganze Weile, bis Tintus eines Tages im Winter vermisst wurde.

Heuermanns forschten überall nach Tintus, aber vergebens, der Kater blieb verschwunden.

Im Frühjahr kontrollierte Nachbar Krause sein Schwimmbecken, in dem er den Winter über das Wasser gelassen hatte. Darauf holte er Uwe Plöger und fragte ihn, wem wohl die tote Katze in seinem Bassin gehören könnte. Es war Heuermanns Tintus. Er war wohl bei einer Rauferei mit den Katzen aus der Finnenhaussiedlung auf das noch zu dünne Eis geraten und eingebrochen.

Als Uwe Plöger die traurige Nachricht überbrachte, baten Heuermanns ihn, den Kater zu bergen und zu beerdigen, weil sie das nicht übers Herz brächten. Doch das lehnte Uwe ab: „Das war euer Kater und ihr müsst den auch selber dort herausholen und im Garten beerdigen!“ Das haben sie dann auch so getan.

Volker Heidemann

## ***Die Butterfahrten***

Frau Plöger berichtet von ihrem Mann Wilhelm Plöger (1914 - 1991), dass er als Schlosser im 2. Weltkrieg zum U-Boot-Bau dienstverpflichtet war und später viele Jahre bei der Wattenbeker Brillengestellfabrik in der Wilhelm-Stabe-Straße arbeitete, wo er die Ornamente in Brillenbügel einschoss. Welche Tätigkeit seine Gesundheit ruinierte und ihn zum Frührentner machte, kann man nur vermuten. Jedenfalls war er danach bis zu seinem Tode ein begeisterter „Butterfahrer“.

Morgens um 7 kam ein Bus vorbei, der an vielen Haltestellen in Wattenbek und Bordesholm die Fahrgäste einsammelte und für wenig Geld – um die zwei Mark – nach Kappeln fuhr. Dort bestieg die Gesellschaft einen sogenannten Butterdampfer und fuhr nach Sønderborg, man legte eine Leine um einen Poller und fuhr wieder zurück. Das berechnete dann zum zollfreien Einkauf der „großen Transitation“: 200 Zigaretten, 1 l Hochprozentiges, 250 g Kaffee, 1 kg Butter und andere Waren für 100 DM. Bis 1985 war es sogar nur erforderlich, dass die Butterschiffe kurz die deutschen Hoheitsgewässer verließen, um die kleine Transitation zollfrei einzukaufen, bei der gab es dann nur 40 Zigaretten. 1981 entschied der Europäische Gerichtshof, dass dies nicht mit europäischem Recht vereinbar war und so galt ab 1985, dass ein ausländischer Hafen angelaufen werden musste. 1975 gab es etwa 30 Butterschiffe, die mehrmals täglich die Hoheitsgewässer verließen und dabei um die fünf Millionen Käuferinnen und Käufer einkaufen ließen. Für 1980 gab die Oberfinanzdirektion folgende Zahlen bekannt: fast 10 Millionen Passagiere auf 138 Fahrgastschiffen und Angelkuttern! Dies bedeutete weiterhin erhebliche Umsatzverluste für den küstennahen Einzelhandel und erhebliche Steuerausfälle und so kam dann am 1.7.99 das endgültige Aus für die Reeder, die von der Bonner Regie-

rung wegen des Verlustes von Arbeitsplätzen lange geschützt wurden.

Für die Reeder war das ein gutes Geschäft, obwohl sie den Busunternehmern zum Ausgleich der minimalen Fahrpreise bis zu 15 DM für jeden Passagier zahlten. Die Konkurrenz der Schiffsreedereien war groß. Im Winter versuchten sogar Stena, TT- und Moltzau-Line ihre Schiffe durch Butterfahrten auszulasten.

Man hatte richtige Supermärkte in die Schiffe eingebaut und den Ansturm der Käufer über die Bordkartennummern gut organisiert. In den Restaurants ließ sich dies allerdings nicht so durchführen.

Die Kunden waren hauptsächlich Hausfrauen, Rentnerinnen und Rentner. Etliche besserten auch ihre Renten ein wenig auf, indem sie Waren für Bekannte mitbrachten. Oft wurde in Hausgemeinschaften reihum vereinbart, wer mit Bestelllisten zum Einkaufen fuhr. Für viele bedeuteten die Fahrten eine willkommene Abwechslung, weniger Langeweile, Einsamkeit und Isolation. Es gab auch einen gewissen sozialen Zusammenhalt durch Cliquen von Skat- und Doppelkopfspielern und durch Klatschrunden, die sich ständig trafen.

Die Reeder waren einfallsreich bei der Steigerung der Attraktivität ihrer Butterfahrten. So berichtete Frau Elfriede Witt aus Bordesholm, dass man jeden Samstag auf der MF Westerland (400 Passagiere, Duty-free-Shop auf dem ehemaligen Autodeck) in den Jahren 1983 - 1990 auf der Fahrt von Kappeln nach Sønderborg herrlich zur Musik einer Zwei-Mann-Kapelle tanzen konnte – und dass es ihr gar nicht passte, wenn sich samstags Verwandte zum Besuch anmeldeten.

Auch die Wattenbeker Seniorengruppe „Mach mit“ fuhr einmal für nur 5 DM auf Butterfahrt, und zwar am 25. Juni 1999, also eine Woche vor dem Ende aller Butterfahrten. Auf dem von „Mach mit“ erhaltenen Foto sieht man die Gruppe in Sønderborg in die „Seute Deern“ einsteigen. An diesem Kai B machten nach den Schildern auch noch drei andere Schiffe planmäßig fest. Das Foto auf der nächsten Seite zeigt auch deutlich, dass diese Angebote hauptsächlich von der älteren Generation wahrgenommen wurden.



Fotos Bestand Peter Gränert



Mit vollen Einkaufstaschen verlässt man die „Seute Deern“ und macht sich auf den Weg zum Bus

Spötter nannten die Schiffe sogar schwimmende Altentagesstätten mit Kultstatus. Und die Reeder wehrten sich gegen das drohende Ende der Butterfahrten mit dem Argument, dass sie ein bislang unerkannter freier Träger in der Sozialarbeit seien, der mit seinem Betreuungsinstrument Enormes für die älteren Menschen leiste. Ganz unrecht hatten sie damit nicht. Sie forderten sogar zu Protestaktionen auf mit einem Slogan, über den wir heute nur schmunzeln können: *Die große Transitation ist ein Menschenrecht!* Aber das half ihnen alles nicht, am 1. Juli 1999 wurden die Butterfahrten eingestellt.

Wilhelm Plöger, der begeisterte Butterfahrer, erlebte das nicht mehr.

Am 1. Dezember 1991 kehrte er von einer Butterfahrt zurück, der Bus hielt im Steenredder und als die Mitfahrer ihn wecken wollten, war er still entschlafen.

Volker Heidemann

### ***Frau Plögers Dackel***

Frau Plöger und Ihr Mann wollten nie einen Hund haben, weil man da so gebunden ist.

Eines Tages hatte ihr Sohn Uwe, dessen Haus hinter dem elterlichen Garten steht, einen kleinen Rauhaardackel.

Es währte nicht lange, da bat er seine Mutter, doch ein paar Stunden auf das Tier aufzupassen, da er ausgehen wollte. Das war der Beginn einer langen Betreuung, bis Frau Plöger den Dackel nach 12 Jahren einschläfern lassen musste.

Es dauerte nicht lange und Weihnachten stand vor der Tür, da hatte Uwe wieder einen Dackel, einen saufarbenen Rassehund aus Bayern. Und wieder wollte Uwe ausgehen und Mutter nahm sich des Dackels an. Die neue Freundschaft wurde noch intensiver und dauerte wiederum 12 Jahre. Dieser Dackel, vielleicht weil er Bayer war, hatte einen besonderen Dickkopf. Er ging zwar „nach Hause“ zu seinem Herrchen, wenn er dessen Auto ankommen hörte, aber schlafen wollte er immer nur in Frau Plögers Haus. Auch weigerte er sich beharrlich, die Wilhelm-Stabe-Straße hinabzugehen, weil dort Tierarzt Ruf seine Praxis hatte. Genauso war er nicht dazu zu bewegen, durch die Eisenbahnunterführung zum Lüttenheisch zu tippeln, denn da war einmal eine Dampflok über ihn hinweggedonnert, was er nicht noch einmal erleben wollte. Und als Frau Plöger mit der Seniorengruppe von Jakob Hinrichs eine Woche wegfuhr, musste Sohn Uwe tatsächlich zu seinem Dackel ins Elternhaus ziehen, weil der nur dort schlafen konnte.

So hatte Frau Plöger 24 Jahre Hunde, obwohl sie nie welche haben wollte.

Sigrid Sörensen

### ***Unser Stammtisch in der RäucherKate***

Im November 2004 gab es in Wattenbek ein tolles Ereignis. Unser allseits geschätzter Senior, Herr Werner Hass, hatte eine prima Idee.

Er besprach sich mit dem organisatorisch begabten Ehepaar Elke und Peter Gränert. Wollen wir einen Seniorenstammtisch gründen? Ja, aber wie, wann und wo treffen wir uns? Schnell war klar, wir treffen uns in der RäucherKate. Frau Petra Steffens, die Pächterin, nahm uns liebevoll auf. Wir werden jedes Mal sehr nett begrüßt, auch von Hündin Leonie. Dafür bekommt sie auch von allen Seiten Streicheleinheiten.

Immer am letzten Donnerstag im Monat trifft sich der „Stammtisch-Kern“. Mit fröhlichem Gesang und lustigen Vorträgen wird der Abend gestaltet und bei einem Glas Rotwein oder auch zwei, wird alles bekakelt, was so anliegt. Sehr ernste, aber auch lustige Themen. Das Weltgeschehen nur am Rande, denn es passiert auch in unserer Gemeinde viel. Einige Themen ergeben sich aus dem Geschehen der Gruppe „Mach mit“, zum Beispiel die nächste Urlaubsfahrt, wann und wohin.

Aber auch, wisst Ihr, Frau oder Herr sowieso ist krank und ins Heim gekommen.

Herr Gränert erzählte uns sehr anschaulich, wie viel Elend und Armut es in unserer Gemeinde gibt. Wir bekommen das gar nicht so mit, weil wir als Senioren so gut betreut werden. Wir freuen uns immer sehr auf den Stammtisch. Unsere Frau Steffens erfüllt uns auch Wünsche. Mal ist es ein leckeres Schinkenbrot, mal ein frisch gebackener Zwiebelkuchen oder eine tolle Zwiebelsuppe.

Nach einem arbeitsreichen Leben, das wir ja alle hinter uns haben, ist der Stammtisch eine tolle Sache.

Wir bedanken uns bei allen, die uns dieses ermöglichen.

### *Anmerkung des Herausgebers*

Inzwischen sind zehn Jahre vergangen und der Stammtisch in der Räucherhütte ist Geschichte. Zum dreißährigen Bestehen gab es ein gereimtes Lob für Werner Hass, den Gründer des Stammtischs und die beiden Organisatoren, das Ehepaar Gränert.

Aber das zunehmende Alter der Teilnehmer, abnehmende Mobilität und Gesundheit ließ den Kreis kleiner werden. Nach dem Tode von Werner Hass 2011 traf man sich noch einige Male im Hotel Carstens und heute bleibt man nach den Kaffeemittagen im Schalthaus ein Weilchen zusammensitzen.

## De Dannenboom

von Erna Schermer

Fangt de Gedanken dat Wandern an,  
denn kamt se ok mol bi Wiehnachten an.  
Mi es dat denn as wie een Droom,  
ick seh denn weller den Wiehnachtsboom.  
So herrlich bunt; und weer he ok scheef –  
wat dat doran so allens geev!  
Ganz betrocken mit Engelhor  
und bunte Glaskugelketten wunnerboor.  
Un denn in de Talgen, dor funn ick dann  
Sötigkeiten vun 'n Wiehnachtsmann.  
Un weer düsse Herrlichkeit verteert,  
denn weer de Boom doch noch wat weert.  
Twee Scheep hungen mank de Stengel,  
de Passagiere weeren Engel,  
ganz bunte Vögel as Begleitung,  
un för mi ne Öberraschung,  
denn ut Glas een poor Tuten  
för uns lütten Leckersnuten –  
denn wi blasen good un geern,  
bet toletzt kaputt se weern.  
Un Mama seggt denn dorto:  
„Nu hett de leeve Seele Roh!“  
Jo, so weer dat jedes Johr,  
un weer dat nich wunnerboor?!

„Tuten“ waren kleine Glastrompeten, auf denen man ein paar Töne blasen konnte.  
Es gab sie auch aus Zuckerguss.

## **Heinz Sauerberg (Jahrgang 1938) erinnert sich**

*Aufgezeichnet nach einem Interview mit dem Herausgeber am 27.8.2014*

Die Sauerbergs sind schon lange in Wattenbek zu Hause.

Der erste Lehrer Wattenbeks war ein Andreas Johann Hinrich Sauerberg, der am 8. März 1802 seinen Dienst antrat und ihn bis 1832 versah. Dieser war auch Schmied und die Schmiede befand sich an der Dorfstraße und auf der Nordseite der Burbek, die damals noch Wattenbek hieß. Außerdem gründete er die Hökerei, die mit nunmehr 212 Jahren der älteste Gewerbebetrieb im Amt Bordesholm ist. Aber schon 1773 gab es in Brügge einen Küster Sauerberg und die Topographie von Oldekop von 1908 erwähnte den Bödner Heinrich Sauerberg als Gemeindevorsteher. Das war Heinz Sauerbergs Großvater, Bürgermeister von 1904 bis 1913.



### *Die Hökerinnen*

Als Betreiber der Hökerei wurden zwar immer die Männer angegeben, doch waren es in Wirklichkeit stets die Frauen, die alles organisierten. Heinz Sauerberg hat das bei Oma und Mutter selbst erlebt. Auch seine Urgroßmutter muss diese Aufgabe erfüllt haben, denn von ihr hat man ihm erzählt, dass auch sie den Kindern Bonbons schenkte – genau wie Tochter und Enkeltochter. Allerdings hatte sie die rationelle Angewohnheit, Bonbons für Kinder zu halbieren, indem sie diese – durchbiss!

Urenkel Heinz konnte auch erklären, wieso es nach dem Kriege in der Lebensmittelkartenzeit bei Sauerbergs zu doppelten Käufer-schlängen bis an die Straße kam: Mutter Annemarie hatte irgendwie gute Beziehungen zu einer Firma Hoffmann in Lübeck und bekam

daher alle 14 Tage 7 bis 10 Zentner Zucker! Den Andrang bewältigte sie mit zwei fest angestellten Mädchen.

### *Die Landwirte Sauerberg*

Die Männer kümmerten sich um die Landwirtschaft und ums Vieh. Der Hof mit 22 ha Land galt als halbe Hufe. Heinz Sauerberg wirtschaftete dort bis 1975. Sie hatten Pferde – mit denen er auch am Ringreiten teilnahm – Kühe und teilweise 10 Zuchtsauen, die draußen auf der Hauskoppel ein artgemäßes Leben führen durften. Die Ferkel bekam der Nachbarhof Lühje, der hatte bis 1981 noch 40 bis 50 Mastschweine und 12 bis 14 Kühe, dann gab er die Landwirtschaft auf. Von 1975 an wirtschaftete Bruder Dieter Sauerberg auf dem Hof, bis er 1996 die Kühe abschaffte und 1998 das Jungvieh. Ab 1999 wurde das Land verpachtet. Heinz Sauerberg zog 1975 nach Groß Buchwald und bewirtschaftete den Fischerhof seiner Frau an der Eider mit 30 Kühen und Jungvieh bis 1998. Dort wohnt er noch heute.

Die Schwalben haben sich erstaunlicherweise nicht damit abgefunden, dass es dort keine Kühe mehr gibt und brüten nach 16 Jahren immer noch im leeren Kuhstall, selbst Ende August.

### *Nikolai alias Peter – Zwangsarbeiter mit 17*

Während des Krieges hatten Sauerbergs von 1942 bis 1945 einen Zwangsarbeiter aus Russland. Er war 17, als man ihn hierherbrachte. Er nannte sich Peter, obwohl er in Wirklichkeit Nikolai hieß, wie er erst in einem Brief von 1946 an Heinz Sauerbergs Vater schrieb. Peter war eines Tages Anlass für ein damals typisches Ereignis: Frau Sauerberg, die Kinder und Peter saßen beim Essen am Tisch, als der Ortsbauernführer eintrat. Herrisch wies er Peter hinaus und beschimpfte Mutter Sauerberg. Die arische Herrenrasse hielt es für schändlich, sich mit den Untermenschen aus dem Osten an einen Tisch zu setzen, das war verboten. Zum Glück sahen das nicht alle

so und als der Bauernführer verschwunden war, holte man Peter wieder an den Tisch zurück.

Peter spielte auch eine Rolle, als Heinz Sauerbergs Opa im Dosenmoor beim Abfahren des Torfs einen Unfall hatte. Der Großvater stand zwischen Wagen und Pferd, als dieses unerwartet etwas vorwärts ging und wurde von einem Vorderrad überrollt. Peter legte den Verletzten auf den Torf und fuhr ihn nach Hause. Dort starb er nach zwei Tagen. Das war 1944.

Die Sauerbergs stachen noch bis 1960 Torf, aber nicht in ihrer Parzelle, wo der Wattenbeker Stab gefunden wurde, denn sie besaßen noch eine Parzelle mit mehr von dem besseren Schwarztorf.

Als Peter nach Kriegsende nach Hause sollte, wollte er nicht und weinte bitterlich. Im März 1946 leistete er in Bunzlau (damals in Schlesien, heute in Polen) Militärdienst in der Sowjetarmee und es gelang ihm, einer Frau, die in den Westen reiste, einen Brief an Sauerbergs mitzugeben. Darin schreibt er in Russisch, dass er schon einen ersten Brief abgeschickt hätte – der aber bei Sauerbergs nicht ankam. Im Brief kommt er nach einigen Höflichkeitsfloskeln zum eigentlichen Anliegen, das Fräulein Eva Kander, mit dem er in Kontakt treten möchte. Es wird die erste große Liebe des jungen Mannes gewesen sein – und unerfüllt, denn Zwangsarbeitern und Deutschen waren solche Kontakte verboten. Vermutlich konnten Sauerbergs mit dem russischen Brief nach Kriegsende nichts unternehmen, da niemand mehr als Übersetzer zur Verfügung stand.

Der Brief liegt nun mit nachträglicher Übersetzung im Archiv der Heimatsammlung Bordesholm.

### *Auswirkungen des Krieges*

Von Heinz Sauerbergs Vater weiß der Sohn zu berichten, dass er im Kriege in Russland war, dann aber wegen schlimmer, teilweise offener Krampfadern nach Wattenbek zurückgeschickt wurde und dann als Wachmann zusammen mit Hinrich Lütje aus Mühbrook bei der Tischfabrik Spethmann in Bordesholm eingesetzt war. Dort waren sie auch für den Einsatz der französischen Kriegsgefangenen

zuständig. In den Siebzigerjahren kehrten einmal zwei dieser Franzosen zur Metzgerei Hansen zurück, deren Tätigkeit in der Metzgerei einst von Sauerberg angeordnet worden war. Für Frau Hansen war das Anlass für ein großes Fest, zu dem auch die Sauerbergs eingeladen wurden.

Heinz Sauerbergs Onkel Rudolf hat den Krieg nicht überlebt, er starb auf dem Rückmarsch aus Russland vor Hunger.



### *De „Soll“*

Das bedeutet im hiesigen Platt wohl Quelle, vielleicht eine Ableitung von „Soot“. Die plattdeutschen Wörterbücher kennen es nicht.

Wenn man vom Dorfplatz aus den Eiderweg Richtung Osten geht, kommt man nach etwa 600m an eine Bank. Dort ist der Knick unter-

brochen und nach Südosten hat man den Anblick wie im obigen Foto. Die grüne Fläche mit dem stark bewachsenen Graben in Längsrichtung ist „de Soll“, eine Quelle auf Sauerbergs Koppel. Die Quelle liegt an der tiefsten Stelle der Grünfläche, im Foto ist das links am Knick. Dorthin konnten Heinz und Dieter noch gelangen und Wasser trinken, ohne einzusinken. Das Wasser war von großer Reinheit. Das restliche Gelände war zu sumpfig und konnte nicht beackert werden, was, wie man sieht, auch heute noch so ist, obwohl man inzwischen schon lange den Abfluss über Rohre zu regeln versucht. Diese verlaufen nach Osten unter der Koppel vor dem letzten Knick durch, um dann das Wasser in das dort vor einigen Jahren angelegte Überflutungsbecken an der Burbek zu leiten.

In früheren Zeiten gab es dort eine Unmenge Frösche, berichtet Dieter Sauerberg.



Hier befand sich

*Wattenbeks Wassermühle*

In den früheren Ortsbeschreibungen der holsteinischen Siedlungen, den sogenannten Topographien, von 1855/56, 1898 und 1908 erwähnten die Verfasser stets, dass es im 13. Jahrhundert am Bach Wacken- oder Wattenbek eine Wassermühle gab, von deren Ertrag der Ritter Papewulf dem Kloster Neumünster (später Bordesholm) eine jährliche Rente von 6 Scheffel Weizen schenkte. Als weiterer Hinweis auf die Mühle werden die Bezeichnungen Möhlenkamp und Möhlenbrook im Tal des Baches angeführt. Bisher hat man zur Lage der Mühle nichts gelesen. Das umseitige Foto ist wieder vom Eiderweg aus aufgenommen. Der Blick geht nach Südost über Sauerbergs Koppel Möhlenkamp hinab zur einzigen Stelle, an der man den Bach mit wenig Aufwand stauen könnte, einen anderen Engpass am Bachlauf der Burbek gibt es nicht. Er liegt übrigens genau südlich vom „Soll“.

Vielleicht finden sich einmal Wattenbeker dazu bereit, den Einwohnern hier einen See anzulegen für Fischzucht wie in Schmalstede und mit einem kleinen Rundweg für Spaziergänger – oder für Angelsport? Einen Angelsportverein und ein Angelfachgeschäft haben wir ja schon ...

Dazu aber hat Heinz Sauerberg nur geschmunzelt.

### *Erinnerungssplitter*

Heinz Sauerberg machte im Verlauf des Gesprächs viele kurze Äußerungen zu allerlei Themen, auch angeregt durch die Vorstellung der vielen Artikel in diesem Buch. Einige der folgenden Anmerkungen sind so Ergänzungen zu vorigen Artikeln:

Kreuzottern hat er nicht abgegeben, aber sie bekamen von den Jägern 20 Pfennig für Eier und Junge von Elstern und Krähen.

Die Koppel für die Wattenbeker Behelfsheime gehörte dem Bauern und Schlachter Sinn aus Bordesholm. Dieser, Schroedter, Gabriel und Sauerberg mussten auch das Land für die Finnenhaus-

siedlung abgeben. Da die Sauerbergs nicht so viel Land besaßen wie die Großbauern, waren sie die einzigen, die zum Ausgleich ein anderes Stück Land bekamen.

Heinz Sauerberg meint, dass ihre Koppel dort in der Finnenhaus-siedlung Willenbrook hieß. Eine Straße dort wird so genannt.

Wenn ein Kartoffelacker zum Stoppeln freigegeben wurde, strömten die Leute in großen Scharen herbei und suchten nach Kartoffeln.

Auch Stender in der Bahnhofstraße konnte gut Gürtelrosen besprechen.

Selbst die Feuerwehr hat mal an Butterfahrten teilgenommen.

Im Serbenlager spielten sie als Kinder, kletterten auch auf den Beobachtungsturm.

Sauerbergs hatten *auch* ein Schleupbrett und alle Bauern hatten Reuterschleifen. Wo sind sie geblieben? Alles, was man nicht mehr brauchte, wurde zu Brennholz oder wanderte zu Schrotthändler Radomski im Serbenlager, wenn es aus Metall war. So auch zwei schöne Wagen der Sauerbergs, die durch Wagen mit Gummireifen ersetzt wurden. Nachbar Matz von gegenüber, der Schwiegervater von Werner Hass, machte Brennholz daraus und gab die Eisenteile an Radomski weiter.

Der Schlachter im Serbenlager hieß *Grunz!*

Eine andere Möglichkeit, sich unnötiger oder überflüssiger Dinge zu entledigen, war das Dosenmoor: Vom Reifen bis zum Trecker wurde dort alles versenkt.

Als die Trecker Hydraulik bekamen, fuhr man rückwärts unter die Reuter, hob sie an, fuhr damit nach Hause, stellte sie ab und schaffte

das Heu mit dem Heupuster in die Scheune. Dann holte man den nächsten Reuter.

Zur Besatzungszeit hatten die Engländer bei Nachbar Lüthje ein Büro. Ein Fräulein Döring wohnte bei Sauerbergs und arbeitete nebenan beim Engländer. Die Kinder bekamen manchmal Schokolade von ihr.

Nach Kriegsende sollten die Jäger den Engländern ihre Gewehre abgeben. Sie ölten sie gut ein und vergruben sie. Später waren sie doch alle verrostet und unbrauchbar. Plastiktüten gab es damals noch nicht.

Auf dem Dorfplatz stand eine Friedenseiche mit dreigeteiltem Stamm. Sie wurde entfernt, als Dorfstraße und Schulstraße geteert wurden.

In der Waschküche der Sauerbergs stand eine „Drang“tonne, in die alles kam, was Schweine noch fressen konnten. Alle Gastwirtschaften hatten früher Schweine, welche die Essensreste verwerteten.

Der Urgroßvater mütterlicherseits in Kleinharrie hieß Blöcker und hatte 330 Bienenstöcke. Die Bienen flogen hauptsächlich ins Heidekraut und zu den Buchweizenfeldern. Heidekraut musste immer gemäht werden, damit es gut nachwuchs. Heidekraut wurde auch in dicken Lagen auf den First der Reetdächer gepackt und mit Haselstecken befestigt. Heinz Sauerberg hat früher auch mit der langen Nadel Reet auf dem Dach vernäht. Man stach hinein und führte die Nadel um den Balken, dann wieder hinaus und vernähte außen.

Zum Buchweizenanbau berichtet Heinz Sauerberg, dass sein Vater vermutlich der letzte Bauer war, der in Wattenbek Buchweizen anbaute. Buchweizen wuchs auf „schlechtem“, leichtem Land, wie auf den Koppeln Möhlenkamp und Tannenbergl. Als in den Fünfziger-

jahren der Kalidünger eingesetzt wurde, stellte man fest, dass Buchweizen diesen nicht verträgt. Den Bauern Wattenbeks, die noch Buchweizen von Willi Sauerberg für ihre Grütze haben wollten, konnte er nur sagen: „Ich dresche gar nicht mehr, der Buchweizen ist ‚leer‘!“ Es hatten sich keine Körner mehr gebildet. Aber das Stroh haben die Kühe noch gerne gefressen.

Nach Mergel zur Verbesserung der Böden wurde nur so lange gegraben, bis der Kunstdünger aufkam. Danach wurden die Mergelkuhlen zugefüllt oder blieben als Wasserstellen für das Vieh.

Mergel war kein Dünger und wenn man nicht noch Mist streute, waren die Felder später ausgelaugt = ausgemergelt.

Verblüffend war auch in Heinz Sauerbergs langen Erzählungen, wie unerschöpflich seine Kenntnisse von den verwandtschaftlichen Beziehungen der Alteingesessenen sind: Es kam mir schließlich so vor, als ob sie wirklich *alle* irgendwie miteinander verwandt sind.

## ***Nachwort des Herausgebers***

Nun, da nach etlichen Jahren der letzte Artikel geschrieben ist und das Programm über 62.000 Wörter anzeigt, müsste man erleichtert aufatmen. Doch eigentlich gibt es noch viel mehr, was aufzuschreiben wäre und bestimmt noch Menschen, die sich wundern, dass man sie nicht auch gefragt hat.

Daher schlage ich vor, weitere Beiträge im Ort zu sammeln und bei Gelegenheit Band 2 des Wattenbeker Lesebuchs herauszubringen. Aber das dürfen dann Jüngere übernehmen.

Die Auswahl, Größe und Platzierung der Bilder hing von vielen Zufällen und vom Layout ab, damit ist keinerlei Wertung verbunden.

Und das irritierende Mosaik der Umschlaggestaltung soll darauf hinweisen, dass auch das Buch eine Mischung aus vielerlei verschiedenen Beiträgen enthält und dazu anregen, das Buch zu öffnen und nachzulesen.

Niemand wird solch ein Buch von vorne bis hinten durchlesen – außer beim Korrekturlesen, da muss man, und das ist anstrengend! – sondern je nach Interesse und Zeit einzelne Artikel lesen. Das soll das Lesebändchen erleichtern.

Die Artikel erheben keinerlei wissenschaftlichen Anspruch und so habe ich aus Gründen der Lesbarkeit nicht für alles und jedes ausführliche Quellenangaben gemacht. Wenn man etwas genauer wissen möchte, kann man im Internet die Suchmaschinen mit den entsprechenden Schlagwörtern füttern, auch wenn man zusätzliche Bilder sehen möchte. Darauf habe ich wegen der Urheberrechtsproblematik und den teils hohen Kosten für Abdruckgenehmigungen meist verzichten müssen.

Und wer mehr über Wattenbek erfahren möchte, kann in der Wattenbeker Chronik nachlesen, in „Wattenbek – damals und heute“ und anderen Publikationen, sie sind im Schaltheus in der Vitrine zu sehen und in Bücherei und Fahrbücherei auszuleihen.

## ***Danksagungen***

Mein Dank gehört vor allem den vielen Verfasserinnen und Verfassern der Beiträge in diesem Buch und allen, die mir in Interviews und Gesprächen so viele Auskünfte für eigene Artikel gegeben haben. Sie sind an den entsprechenden Stellen im Buch erwähnt.

Sehr viel Material haben die Archivarin des Amtes, Ute Hinrichsen und Ute Kulm von der AG Heimatsammlung für mich ermittelt, Ihnen meinen besonderen Dank.

Wichtige Tipps, Hinweise und vor allen Dingen Fotos verdanke ich

Uwe Fentsahm  
Matthias Friedemann, Kieler Stadt- und Schifffahrtsmuseum  
Dr. Jochen Giesler  
Peter Gränert  
Reiner Heyse  
Petra Mischke  
Jakob und Michael Ruopp

Mein Dank gilt auch Dr. Ulrike Looft-Gaude vom Freilichtmuseum SH, Sven Ingwersen vom Bauamt des Amtes Bordesholm und Annelie Stobinsky von der Heimatsammlung Bordesholm für die freundliche Mitarbeit.

Und last not least half mir stets mein Sohn Thorsten aus dem fernen Köln, wenn ich mir am Rechner die spärlichen Haare raufte. Auch wandelte er meine Dateien in PDF-Vorlagen um und rückte die Umschlagfotos zurecht – herzlichen Dank!